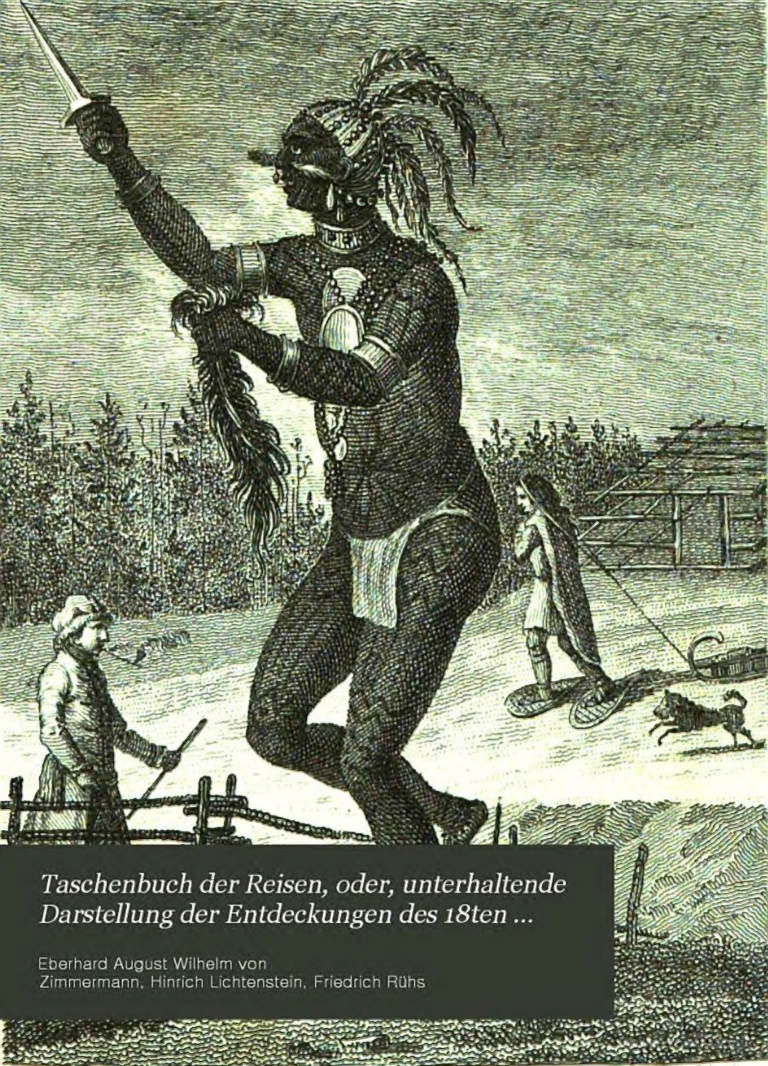
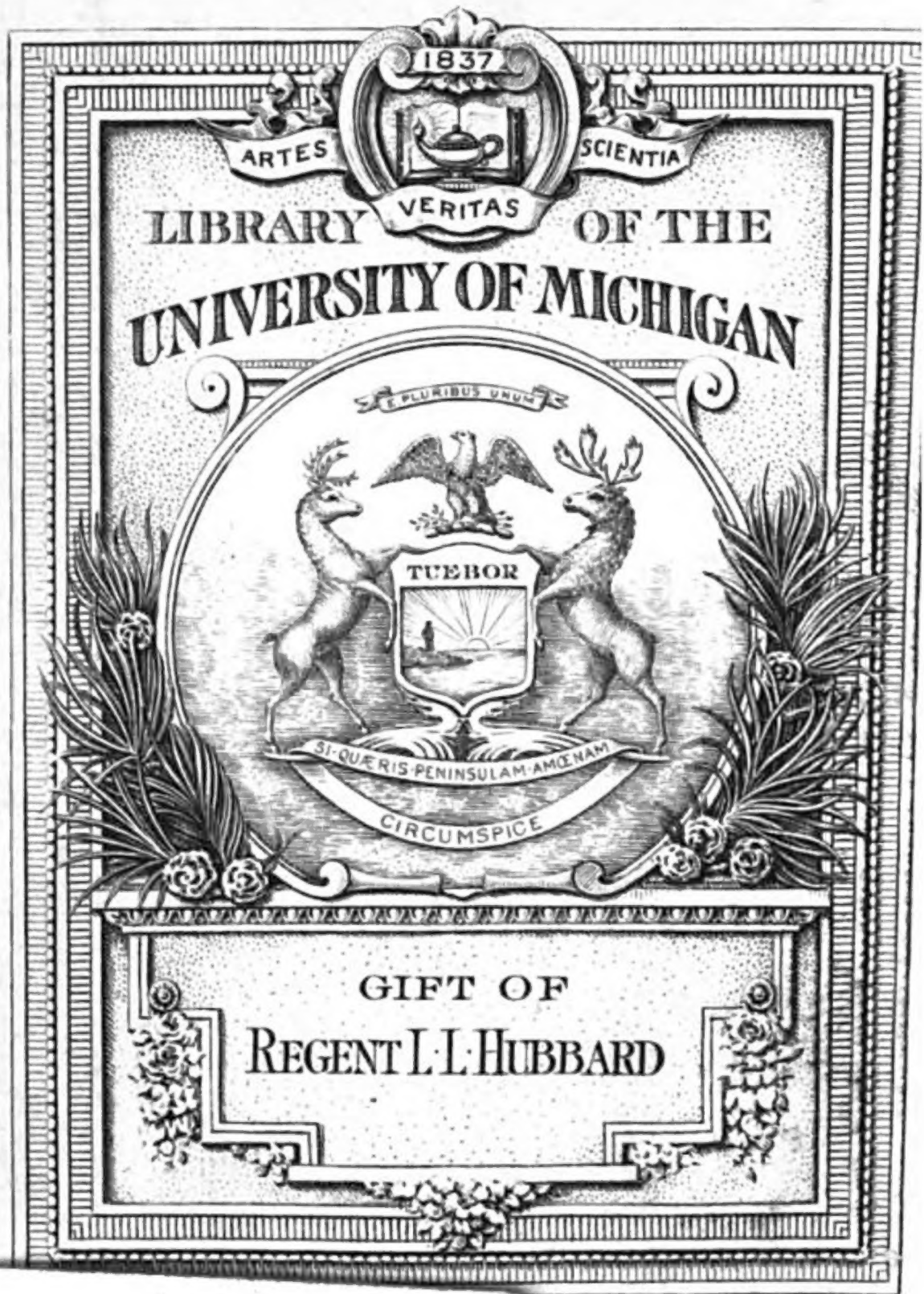


Taschenbuch der Reisen, oder, unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten ...

Eberhard August Wilhelm von Zimmermann, Hinrich Lichtenstein, Friedrich Rühs

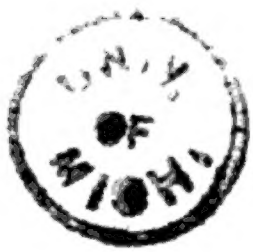


Digitized by Google

A Müller
G
16
2

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Sr: Francis Drake

Digitized by Google

TASCHENBUCH
DER
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung der
Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder Menschen und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von
E. A. W. von ZIMMERMANN.

Dritter Jahrgang
für das Jahr
1804.

Mit 10 Kupfern und 1r Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

Digitized by Google

Sr.

Digitized by Google

gift
Regent L. L. Hubbard
1-23-29

Vorerinnerung.

Der zweite Jahrgang dieses Taschenbuchs enthielt die Länder, welche die heiße Zone der alten Welt an die der neuen anknüpfte; dieser dritte Jahrgang zeigt dagegen den Uebergang von den nordwestlichen Theilen unserer Halbkugel, von Europa, nach Nordamerika.

Ich darf hoffen, daß die concentrirte Darstellung der neuen Entdeckungen in dem nördlichsten Amerika eben so gütig aufgenommen werde, als die beiden ersten Theile dieser Arbeit. Denn ich bin meinem Plane getreu geblieben.

Digitized by Google

Ich habe sowohl die Länder selbst als die Bewohner und übrigen Hauptprodukte, nebst ihrem Totalwerth, so weit es mir irgend meine geringen Kenntnisse erlaubten, angegeben, und stets zu gleicher Zeit die Weisheit der Einrichtung in der großen Haushaltung der Natur vor Augen gestellt.

Im südlichen Deutschlande hat man sich nicht geschämt, durch einen sehr schlechten Nachdruck des ersten Jahrgangs meinen Herrn Verleger zu bestehlen, und zugleich den Käufer zu betriegen. Durch Weglassung fast aller Kupfer sind nothwendig dem Leser sehr viele Stellen durchaus unverständlich geblieben, und die häufigen, bedeutenden, unangezeigt gebliebenen Druckfehler (ich zähle auf 20 Seiten 15.), geben oftmals einen ganz falschen Sinn. So erlaubt man es öffentlich, daß dem Verleger sein Eigenthum

Digitized by Google

und dem Verfaſſer ſein guter Ruf geraubt werden!

Folgende Druckfehler erſuche zu verbeſſern:

Seite	15.	Zeile	4. v. o. ſtatt Heam, lies Hearn.
—	26.	—	9. v. o. ſt. Geyſee, l. Geyſer.
—	28.	—	6. v. u. ſt. Saturbrandt, l. Suturbrandt.
—	30.	—	3. v. u. ſt. verſorgende, lies vorſorgende.
—	40.	—	11. v. o. ſt. Garnla, l. Gamla.
—	129.	—	6. v. u. ſt. den, l. dem.
—	163.	—	4. v. o. ſt. den Nadoweſſiern Tſchippewäern, l. den Nadoweſſiern und Tſchippewäern.
—	177.	—	7. v. o. ſt. Art, l. Axt.
—	192.	—	5. v. o. ſt. Chepea, l. Clupea.
—	211.	—	8. v. o. ſt. Poligamen, l. Polygamen.
—	213.	—	10. v. u. ſt. Canibous, l. Caribous.
—	233.	—	9. v. u. ſt. das Werkzeug, l. das Werkzeug zur Ankündigung.
—	243.	—	2. v. u. ſt. fustula, l. fistula.
—	257.	—	9. v. o. ſt. Larides, l. Landes.
—	260.	—	9. v. u. ſt. laniarus, l. laniariis.

Seite 263. Zeile 13. v. o. ſt. den Grönländern, Esquimaux, l. den Grönländern und Esquimaux.

— 266. — 5. v. o. ſt. Halsfloſſen, l. Halsfloſſern.

— 287. — 1. v. u. ſt. Cicinerio, l. Cinereo.

— 301. — 3. v. u. ſt. Tſchutſchen, l. Tſchuktſchen.

— 304. — 11. v. o. ſt. Pflaumen, l. Flaum.

Die
weſtliche arctiſche Welt.

Digitized by Google

Uebergang von Europa zu dem nördlichen Amerika.

Total-Anblick der nördlichen Polarwelt.

Die vom Meere zerschnittenen Länder der Britten; die darüber gen Norden, zahlreichen Ruinen gleich liegenden Orkneys und Schettlands-Inseln; die noch höher hinauf einzeln hervorragenden zerfetzten Felsen der Feroe-Inseln; endlich das gleich ihnen sichtbar durch das Feuer geformte Island, bilden diese zusammen genommen nicht gleichsam einen von Lava und Basalt gepflasterten Riesenweg von Europa zu dem, Island so nahe gelegenen, Grönlande? Also einen unzubezweifelnden Uebergang von der nördlichen alten Welt zu dem arctischen Amerika, und erinnern sie nicht zugleich den ruhigen Beobachter des Ganzen an Plato's versunkene Atlantis?

Diese durch die zerstörende Macht der beiden einander bekämpfenden Elemente gebildete Straße, hat auf der ganzen Oberfläche unserer Erde nicht ihres Gleichen.

Sie ist eben so merkwürdig wegen ihrer Natur und ihrer Produkte, als wegen der Gegenden, zu denen sie führt. Sie knüpft die eine Halbkugel an die andere; sie bringt uns zugleich in eine neue, an großen schaudererregenden Scenen reiche Welt, in die Polarwelt.

Wenn der Grönlandsfahrer auf die Wallfische und Seehunde Jagd macht, so fühlt er selbst im Sommer auf einem meilenweiten Abstande die Vorzeichen des Polareises.

Während daß ansehnliche Eismassen von den Strömungen, oft über den 60sten Grad schnell fortgerissen, mit bläulichem Glanze sich um die Schiffe lagern, spielt in den höhern Breiten ein weißer heller Schimmer in großer Weite am Horizont herauf. Es ist der Abglanz ungeheurer Eisfelder. Die Schiffer nennen dieses schöne Schauspiel das Blinken des Eises.

Bei weiterm Annähern sieht man, nach Cranzen L. Mulgrave und Andern, meilenlange Eisfelder vor sich.

In den, den russischen nördlichsten Küsten gegenüber gelegenen Eisfeldern fand man aber, selbst von einer grossen Höhe herab, durchaus kein Ende. Ein kühner russischer Schiffer Marcof machte in der Mitte des Ma 1715, nebst neun andern seiner Landsleute auf Schlitt von Hunden gezogen, eine Reise von der Mündung i Jana aus, unter dem 71sten Breitengrade, weiter g Norden. Er erreichte in einem Tage selbst den 78s

Grad der Breite, aber nun hemmten aneinander hangende Eisfelder sein weiteres Vordringen. Mit vieler Mühe erklimmte er einen der höchsten Eisberge, und sein Auge sahe nach jeder Richtung nur ein unermeßliches Continent von Eis. Er war gezwungen zurück zu kehren; mehrere seiner Hunde starben vor Hunger und dienten ihren Gespielen zur Nahrung.

Ein solches festes Land von aneinander hangendem Eise bot sich gleichfalls den Weltumseglern Cook und Clerk dar (1778), als sie es versuchten, durch die Behrings straße weiter gegen Norden vorzudringen, und das Cap Tschukotskoi zu umsegeln.

Wenn man weiß, daß in frühern Zeiten die Russen, zuweilen von den Mündungen der Lena aus, jenes Vorgebürge umsegelten und glücklich in Kamtschatka anlangten, könnte man sich dann nicht leicht für Büffons Erkalten, allmähliches Erfrieren und Veralten unsers Erdballs einnehmen lassen?

Diese Eiskontinente zerreißen indeß oftmals mit erschrecklichem Krachen. Man kann diese Erschütterung mit Recht das Eisbeben nennen, ein Ausdruck, der bei ähnlichen Fällen der Schweizer Gletscher gebraucht wird.

Eisschollen von ganzen Quadratmeilen treiben alsdann vom Nordpol tiefer gen Süden hinab, und bilden durch neues Zersplittern bald größere, bald kleinere Eisfelder.

Unweit des Randes des stehenden Eisfeldes, sagt Lord Mulgrave, der es sich besonders angelegen seyn

ließ, auf seiner Fahrt gegen den Nordpol, das Meerei
zu studieren, „sahe man die See hohle Wellen wälzen
„so oft wir aber zwischen das Treibeis selbst hineindran
„gen, war das Wasser jedesmal still und glatt. Die ein
„zeln schwimmenden Eisfelder und Schollen sowohl, al
„die innern Theile des feststehenden Eises waren platt un
„niedrig. Stieß der Wind aber auf das Eis, dann wur
„den die lostreibenden Stücke auf einander gehäuft. O
„fanden wir ein einzelnes Eisfeld, einige Quadrat-Mei
„gen (Acres) groß, zwischen zwei andern noch größer
„in die Höhe gehoben, und mit ihnen zu einem einzige
„Stücke verwachsen. Auf die Weise haben wir mehrer
„Stücke (oder Felder) sich aneinander häufen und ei
„einziges bilden sehen, bis endlich ganze Bayen dann
„angefüllt werden."

Jetzt denke man die Gefahr, zwischen solchen Eismas
sen eingeschlossen zu seyn! So ward im Jahre 1742 ei
holländisches Schiff davon zerquetscht und kaum blieb de
Mannschaft Zeit zur Rettung übrig. Noch näher lieg
uns aber folgendes glückliche Beispiel. Lord Mu
grave Entdeckungs-Schiffe, das Racehorse und di
Carcasse, wurden zu Anfange des Augusts 1773 unwe
der sieben Inseln bei Spitzbergen, auf 80° 37′ nörd
Breite, vom Eise eingeschlossen. Um dem gänzlichen Ve
derben zu entgehen, fand der Admiral, nach gehaltene
Schiffsrathe, sich genöthigt, die Schiffe selbst dem Ei
Preis zu geben. Er ließ nun die großen Böte auf d

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Eisfeld aussetzen und sie mit Proviant beladen. Die Matrosen spannten sich gleich Zugthieren davor, und zogen sie einige Meilen auf dem Eise gegen das offene Fahrwasser hin *).

In den ersten Tagen kehrten die Engländer an jedem Abend zu den Schiffen zurück; bald aber nahm die Entfernung der Böte zu und mit ihr fing die Hoffnung des Wiedersehens ihrer geliebten Wohnungen an zu schwinden, als plötzlich ein rascher Ostwind die großen Eismassen und mit ihnen die Schiffe in Bewegung setzte. Unaussprechliche Freude, als sich die Schiffe nach einem in diesen Gegenden häufigen Morgennebel plötzlich weit über die Böte hinaus im offenen eisfreien Meere sahen, und so den Weg zur Heimfahrt offen fanden!

Eine zweite Art des Eises wird in colossalisch erhobenen Massen in diesen Meeren den Schiffen furchtbar.

Einzelne hohe gebirgsähnliche Eisblöcke von festerer Textur als jenes weiße Eis der Eisfelder, gewähren durch ihre blauen und grünlichen Farben dem Auge ein majestätisches Schauspiel. In Hudsons Meerbusen, sagt Ellis, finden sie sich jederzeit; oft sind sie 5 bis 600 Ellen dick. Die verschiedene Dichtigkeit senket sie bald tiefer, bald minder tief in das Meer. Angenommen, daß nur ein Zehntel dieser Eismassen außerhalb des Wassers

---

*) Man sehe das Kupfer.

hervorrage, so berechnet Forster, daß der ganze Inhalt eines solchen schwimmenden Eisgebirges zusammen gegen 7000 Millionen Cubik-Fuß enthalten habe. „Diese „ungeheuren Eismassen, fährt dieser Weltumsegler fort, „machen einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Seefahrer. Das Große dieses Anblicks übertrifft alle Erwartung. Wir zählten vom Mastkorbe 186 große Eismassen. Zwischen den unabsehlichen Flächen festen Eises standen ungeheuere Eisinseln. Diese zeigten sich „wie Gebirge, bald wie Thürme, Kirchen oder andere „große Gebäude, ja wie ganze Städte."

Oftmals erreichen solche treibende Eismassen den Grund, und bilden dauernde Eisfelsen im Meere. So stehen in Diskobay, im westlichen Grönlande, zwei davon unter den Benennungen der Städte Harlem und Amsterdam, und trotzen seit vielen Jahren der dort nicht untergehenden Sommersonne.

Werden aber diese Eisfelsen durch Strömung oder Sturm zerstückelt, dann zeigen sie gigantische furchtbare Scenen. Zwei solcher Eismassen gegen einander getrieben zertrümmern alles, was sich zwischen ihnen findet. Mit unbeschreiblichem Krachen, nach Olaffen, treiben die grönländischen Eisgebirge, vom Westwinde und den Strömen gejagt, oftmals gegen einander. Die großen Balken des vielartigen Treibholzes, welche sich dann gerade dazwischen befinden, werden zermalmt und gerathen hiebei in Brand. Alsdann sieht man ein neues bewun-

bernswerthes Schauspiel. Flammen und Rauch steigen aus diesen Eisgefilden empor, das Meer gebiert gleichsam Vulkane; daher vormals die Sage vom Brennen des Eises. Wallfische werden zerschmettert, bedeutende Felsenstücke der Küsten, ja kleine Inseln, finden sich durch den ungeheuern Kampf dieser Eisberge gegen einander, mit fortgerissen.

Diese Eismassen setzen sich oftmals an Islands Küsten fest, und der Name Island (Eisland) ist nach diesem Reisenden dieser Insel dadurch zuerst zugetheilt worden. Stets bringen sie aber Kälte, Hunger und Elend.

Auch das Treibholz ist ein sehr merkwürdiges, den Polarländern höchst wohlthätiges Phänomen. Es besteht aus ächten Tannen, roth Tannen, großen Birken, aber auch aus Holzarten, die dem Fernambuk, dem Brasilienholze und andern Hölzern der neuen Welt ähnlich sind. Durch die Gewalt der großen Flüsse von Amerika und Asien, durch Ueberschwemmungen und Orkane dort losgerissen, führt die Natur jenen großen an Holze dürftigen Weltgegenden reiche Ladungen davon zu. Der Isländer bauet aus diesen Balken seine Wohnungen und seine Schiffe, er treibt damit einen bedeutenden Handel, er zimmert davon seine Geräthe und genießt dadurch einen kleinen Ersatz der Wärme, die ihm seine Wintersonne versagt.

Endlich führt dieses Eis den armen Nordländern noch Wallfische, Seehunde und mehrere Arten eßbarer Seefi-

sche, besonders Schollen (Pleuronectes) zu. Und wen auch der gleichfalls mit den Eisschollen dorthin verschl gene weiße Bär (Ursus arctos) zu Zeiten den Einwo nern einigen Schaden zufügt: so wird dennoch dieser g ringe Schaden unendlich von jenen Vortheilen überw gen. Auf die Art erzielt die mütterlich sorgende Nat selbst in der Zerstörung die Quelle der Erhaltung!

Das Meer ist aber in diesen hohen Gegenden i Sommer voll gefährlicher Orkane. In den Monat May, Junius und Julius sinkt die Sonne nicht me unter den Horizont. Dieser dauernde Tag vermehrt sich die Ausdünstungen der Gewässer; und da, den Beoba tungen vorzüglicher Physiker zufolge, die Ausdünstu des Eises größer ist, als die einer gleichen Quantität W fers: so gebiert dieses wirksame Aufheben des Gleich wichts der Luft furchtbare Stürme.

Dagegen verbirgt sich dort denn freilich in den W termonaten das Tageslicht Monate lang unter den Ho zont. Dem Bewohner der hohen Polarregionen n aber dafür die Erde längere Zeit wohnbar durch die Erdball, gleich einer Schale, umgebende Luft. Die ser Atmosphäre eigene Strahlenbrechung zeigt hier ei trefflichen Nebenzweck des großen Baumeisters. Sie höhet das Bild der Sonne um mehrere Grade. A denke sich den bedeutenden Werth dieser Anordnung den Bewohner jener traurigen Weltgegenden deutlich dem Berichte des unglücklichen Heemskerks. D

kühne Holländer sahe sich nebst seiner Schiffsgesellschaft, 1597, gezwungen, auf dem östlichen Ende von Neu-Zembla, fast unter dem 76sten Breiten-Grade zu überwintern. Nach tausendfachem Elende, das durch die Kälte, durch die weißen Bären und durch den Mangel verursacht wurde, nach dem Verluste vieler Menschen, fanden sie sich nun seit mehrern Wochen von der Sonne verlassen. Von steter Nacht und Schneegestöber umgeben, nahmen sie zu ihrer Freude wahr, daß eine von ihnen auf dem Schnee fortgerollte Kugel sichtbar wurde; auch zeigte sich ein Schimmer, der dem Morgenroth ähnlich war. Wie ward diese Freude erhöhet, als sie zehn Tage darauf gegen alle Erwartung einen Theil der Sonnenscheibe über dem Horizonte erblickten. Wetten wurden angestellt, daß dies nur ein Meteor gewesen sey, da Barentz, des Piloten, Rechnungen dieser frühen Erscheinung durchaus widersprachen. Der folgende nebelichte Tag schien ihre Hoffnung schon vereitelt zu haben, als am dritten Morgen das wohlthätige Gestirn ganz über dem Horizonte erschien.

Damals mußte aber diese Erscheinung unbegreiflich scheinen. Es war einem Monarchen im Norden aufbehalten, zuerst richtige Beobachtungen darüber anzustellen. König Carl der XIte von Schweden und seine beiden Astronomen gaben hierüber 1694 in Tornea Aufschlüsse, welche durch die Fortschritte der Natur- und Größenlehre, völlig ihre Bekräftigung erhielten.

Für dieſe lang daurende Nacht entſchädigt die Natur die Polarlande durch den ununterbrochenen Tag der Sommermonate. Bereits im May geht die Sonne jenſeits des 64ſten Grades der Breite nicht mehr unter. Hearne konnte auf ſeiner berühmten Reiſe von der Hudſonsbay zum Eismeer, in dieſem Monathe zu Mitternacht faſt völlig wie am hellen Tage in den weiten Ebenen des nordweſtlichen Amerika auf die Jagd gehen. Indeß iſt ſelbſt im Anfange des Junius die Wirkung der Sonne äußerſt ſchwach; nur im Julius und Auguſt hat ſie, durch die Länge ihres anhaltenden Verweilens über dem Horizont, die Kraft erhalten, den gefrornen Boden aufzuthauen und die dortigen Vegetabilien auf das ſchnellſte hervorkeimen und reifen zu laſſen. Sie erhält dann einen ſolchen Grad von Hitze, der ſogar das Pech der Schiffe flüſſig macht. Die Wärme gewährt einen wichtigen Vortheil für die größere Nutz- und Bewohnbarkeit der Erde; und dies wird durch die Schiefe der Ekliptik bewerkſtelligt.

Dieſe Sonne der Mitternacht, wovon uns Skiödebrand eine ſchöne Zeichnung geliefert hat, iſt allerdings ein merkwürdiges Schauſpiel für den Fremden. Sie gleicht indeß nur dem Monde. Sie iſt, ſagt Lord Mulgrave, ohne Glanz; man kann ſie mit bloßen Augen ohne Nachtheil betrachten. Dabei fallen in den ſehr hohen Breiten die Nebel ſo häufig, daß man aus dem helleſten Sonnenſchein in einem Augenblicke in ſo große

UNIV. OF MICH.

Dunkelheit versetzt wird, die es kaum erlaubt, von einem Ende des Schiffs zum andern zu sehen.

Der dort stets mit gefrornen Wassertheilchen, mit Eistheilchen, beladene Dunstkreis, zeigt dann noch andere sonderbare Schauspiele. Die untergehende Sonne zieht sehr häufig einen dem Zodiakallichte gleichen Lichtkegel nach sich; und die Brechung in diesen stets in der Atmosphäre schwimmenden Eisnadeln erzeugt mehrere Nebensonnen; oftmals sieht man ihrer sechse.

Jenen ewigen Nächten der Eisländer wußte indeß die allgütige Natur vieles von ihrer Widrigkeit zu benehmen. Sie schmückte sie mit den Schönheiten des Nordlichts aus; dieses prächtige elektrische Meteor *) verändert dort, wie uns Kerguelen, Ellis, Gmelin u. a. Beobachter berichten, „die Nacht gleichsam in hellen Tag. Ich „las dabei, sagt ersterer, einen Brief, wie am Mittage. „Zuerst nahm eine lichte Wolke bogenförmig die Hälfte „des Firmaments ein. Aus ihr gingen eilf senkrechte „Lichtsäulen, wechselsweise roth und weiß, bis zum Horizonte herab. Um Mitternacht verwandelte sich der „obere Theil dieser Säulen in feuerfarbige Garben; aus „ihrer Mitte schossen Pfeile hervor, wie Raketen. Nach „Mitternacht erwuchsen hieraus Säulen, welche mit dem „wunderbarsten Ebenmaaße geordnet waren, in ein glän-

*) Man sehe das Kupfer.

„jendes Gemisch von Kegeln, Pyramiden, Strahlen,
„Garben und Feuerkugeln. Unvermerkt erlosch dieses
„himmlische Feuer, aber die Nacht blieb helle bis gegen
„den Tag. Dieses prachtvolle Schauspiel ertheilt aber
„selbst den Sternen einen Theil seiner Schönheit. Sie
„funkeln durch die wallenden Strahlen desselben mit grös-
„serm Glanze; und oft scheint der ganze Himmel gleich-
„sam in Feuer zu stehen.“

Mehrmal wird dies Meteor gleichfalls dem Gehör bemerkbar. Ich selbst habe in den kalten Nächten am bothnischen Meerbusen ein deutliches Zischen und gelindes Sausen aus den Wogen des Nordlichts vernommen; Gmelins Nachrichten vom Nordlichte Sibiriens erheben dieses bis zu einem dem Zuschauer furchtbaren Geräusche. „Nichts prächtigeres, sagt er, kann man mahlen, als jene Lichtströme, welche sich mit unglaublicher „Schnelligkeit über den ganzen Himmel verbreiten, und „ihn gleichsam mit einer Decke von Rubinen und Saphiren bekleiden. Allein man sieht dieses herrliche Schauspiel zum erstenmale auch nicht ohne Entsetzen; denn „diese durchsichtige ungeheure Erleuchtung ist nach dem „Zeugnisse vieler gültigen Personen mit einem heftigen „Zischen, Platzen und Rollen verbunden; es scheint, als „hörte man das wiederholte Knallen des größten Feuerwerks. Die Jäger, welche am Eismeere die weißen und „blauen Füchse jagen, werden oftmals von diesen Nordlichtern überfallen, und ihre Hunde erschrecken alsdann

„so sehr, daß sie sich auf die Erde niederlegen, und daß „es unmöglich ist, sie von der Stelle zu bringen, bis die„ses Getöse beendigt ist.“

Auch bezeugt Heam in seiner Reise zu den Indianern am Athapuscow-See, im nordwestl. Amerika, ein Gleiches. Hiebei ist es dann sehr merkwürdig, daß diese rohen Menschen den Ursprung dieses Meteors einigermaßen ahnen. Sie nennen das Nordlicht Edthin, d. i. Hirsch (Cerv. Virginianus), welcher sich in diesen Gegenden häufig findet. Sie glauben, daß die Gegenden der Atmosphäre, wo sich das Nordlicht zeigt, mit einer großen Menge Hirsche angefüllt sind, weil sie aus Erfahrung wissen, daß das Fell oder Haar dieser Thiere, im Finstern (in der Nacht) gerieben, ein ähnliches elektrisches Phänomen hervorbringt.

Dies sind die vorzüglichsten großen Phänomene des Meeres und des Himmels jener Polargegenden. Größe und Schönheit sind bei ihnen fast jederzeit mit Schrecken verschwistert; und der Eindruck dieser furchtbaren Pracht wird durch den Anblick der dem westlichen Norden am nächsten gelegenen großen Insel auf keine Weise gemildert.

Island scheint noch jetzt gleichsam der Sitz einer mächtigen aber bösartigen Zauberin, und es ist kein Wunder, wenn die dortigen ältesten Sagen das Innere dieses Landes für den Cocytus angeben. Es ist ein Land, bei dessen Bildung die mächtigsten Elemente, Luft, Feuer und Wasser ihre gesammten Kräfte erprobt zu haben schei-

nen, um etwas außerordentliches darzustellen; aber auch zugleich zu beweisen, wie selbst in diesem traurigen Sitze des Schreckens und der Zerstörung die Weisheit des Schöpfers stets noch Mittel aufzusparen gewußt hat, wodurch der große Endzweck des Weltalls, das Leben, ununterbrochen angefacht und befördert würde. Islands Entdeckung oder vielmehr die Wiederauffindung dieser Insel, paßt völlig zu der Seltsamkeit des Landes selbst.

Der berühmte nordische Seeräuber Nadodde ward, nach den ältesten historischen Monumenten (Sagen), im Jahre 861 an diese Insel verschlagen. Er nannte sie Snioland (Schneeland). Seine Beschreibung des Landes machte den kühnen Schweden Gardas Suafarson darauf lüstern. Er besuchte Island drei Jahre nachher, und reizte durch seine Nachrichten den größten Seefahrer seiner Landsleute, Floke, zu einem ähnlichen Unternehmen. Der Compas war damals noch nicht erfunden, und Floke erinnerte sich daher an den ältesten Schiffer, Noah. Er nahm von den Feroe-Inseln drei Raben mit sich an Bord, segelte von dort gen Norden, und ließ einen derselben fliegen. Dieser kehrte sogleich nach seiner Heimath zurück. Ein Zweiter, der nun beim Weitersegeln gegen Norden ausgelassen ward, kam bald aus völligem Mangel an Land wieder auf das Schiff, allein der Dritte witterte die große Insel, flog nordwärts nach Island. Floke folgte dieser Weisung und landete dort glücklich.

Wenn gleich Island seit dieser geraumen Zeit den Europäern bekannt ist, so erforderte dennoch eine genauere Untersuchung der Insel und die daraus folgenden Aufschlüsse die helleren Kenntnisse der heutigen Naturkunde.

Der erste Anblick dieses auf anderthalb tausend deutsche Quadr. Meilen *) großen Landes, flößt selbst dem vom unfreundlichen Norwegen dort landenden Reisenden finstere Gefühle ein. Längs den Ufern, sagt Troil, zeigen sich häufig Moräste, größtentheils aber steile, vom Feuer verglaseте Felsen. Das Auge verliert sich tiefer landeinwärts in hohe unwegsame mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge; und da, wo man nur den entblößten Boden erblickt, stoßen uns mehr als sechzig deutsche Meilen lange Strecken von aneinander hangender Lava (Hraun) auf. Oft sind diese Lavamassen durch ihre vielfachen Strömungen in mehrere Berge und große Trümmern über einander gethürmt. Nur spärlich ruht das Auge auf einzelnen der traurigen Natur dazwischen ängstlich abgewonnenen Wiesen und Meiereien oder kümmerlichen Waldungen verkrüppelter Birken und Tannen; denn sogar die Tanne, sonst die Zierde der nordischen Flora, erreicht hier kaum die dürftige Höhe von 20 Fuß, und die Birke wächst nur selten bis zu 3 Zoll im Durchmesser an.

*) Nach einer neuen Messung der Reineckenschen, bis jetzt besten Karte.

So wie man tiefer in die Insel dringt, denn das Innerste ist wenig benutzt, ja kaum gehörig bekannt, findet man sich fast in jeder Richtung von jenen Eisgebirgen (Jökel) beenget, den Haupturhebern der schrecklichsten Naturbegebenheiten, welchen Island seinen traurigen Zustand verdankt.

Die dänischen Physiker theilen diese Jökel oder Gletscher hauptsächlich in drei Klassen. Haa-Jökel, hohe Eisgebirge; sie finden sich überall auf der Insel. 2) Skrid-Jökel, Eisstrecken, entstanden durch eigentliche Gletscher, durchs Herabsenken oder Stürzen des Eises von den höhern Gebirgen auf das flache Land, daher Jökel-Fall genannt; Ost-Island ist am meisten damit besetzt. Endlich Grunn-Jökel, der gefrorne Boden wird hier zu einem Eisfelde, sie sind den Eismeeren der Schweiz einigermaßen ähnlich.

Verschiedene dieser Jökel erstrecken sich auf 15 deutsche Meilen in die Länge; andere von geringerm Umfange erreichen dagegen eine Höhe von 6000 Fuß. Bald lassen sie ungeheure Ströme Wasser herabstürzen, bald speien sie unermeßliche Massen feuriger Lava aus.

Ein einziges Bild eines solchen Ausbruchs in den neuern Zeiten wird hinreichen, die Größe und Furchtbarkeit dieser Isländischen Eisvulkane anschaulich zu machen.

Am ersten Junius 1783 fühlte man in Ost-Island in dem westl. Theile der Provinz Skaptaar Fiörd, in welchem sich der Skapta-Jökel befindet, eine

Erderschütterung. Einige Tage darauf brachen an dreien Orten, besonders bei Ulfarsdal, östlich des Flusses Skapta, die Erdfeuer hervor. Sie vereinigten sich, und warfen Feuer und Flammen, bis auf 34 dän. Meilen sichtbar in die Höhe. Die ganze Atmosphäre ward durch Sand, Bimsstein und Asche verfinstert; und hiemit fielen auch Ballen und wie Kränze gebildete Massen von geschmolzenem Pech herab; sie vernichteten alle Vegetation. Zugleich stürzten aus den Wolken ungeheure Ströme eines salzigen Regens, die alles mit sich fortrissen. Diese Wassermasse ward durch die Hitze jener Feuerströme in die dichtesten Dämpfe verwandelt. Die Sonne schien in Blut verwandelt zu seyn, und die ganze Natur nahm eine fremde, furchtbare Gestalt an; das weit umherliegende Land ward verheeret; das Vieh starb vor Hunger, und die entsetzten Einwohner flüchteten in die entlegensten Theile der Insel.

Am 11ten Junius ward der ganze Fluß Skapta innerhalb 24 Stunden völlig ausgetrocknet, und sein tiefes Bette reichte für die hineinstürzende Lava nicht mehr hin. Dennoch hielt dieser Fluß über 4 (deutsche) Meilen in der Länge, bei einer Breite von 30 bis 100 Klafter und einer Tiefe von 40 bis 200! Bald trat aber die Lava über diese hohen Ufer hinaus, obgleich das Flußbette hier 70 Faden hielt; stieg über alle ihr entgegenstehende Dorfschaften verheerend hinweg; ergoß sich in mehrere Kanäle, und bildete im flachen Lande, nur allein in Nord-

westen ungeheure Feuerseen, die acht Meilen lang und 6 breit waren. Das ganze Land schien nun eine Masse geschmolzenen Metalls; alle Spuren von ehemaliger Bewohnbarkeit, Anbau und Leben waren plötzlich verschwunden.

Ein und zwanzig Dorfschaften und Meiereien, unter denen sich sieben Kirchdörfer befanden, waren gänzlich vernichtet; vier und dreißig hatten sehr beträchtlich gelitten; 220 Menschen verlohren ihr Leben durch Feuer, 21 durch Wasser, und 12 Flüsse waren versiegt!

Doch diese großen Landphänomene sind nicht die einzigen; auch der benachbarte Ocean zeigt gleiche Revolutionen. Schon im Jahre 1340 brach bei einem Erdbrande auf Süd-Island Feuer aus dem Grunde des Meeres hervor, und veränderte das ganze Vorgebirge und die Inseln bei Reikanes. Dagegen verschwanden plötzlich mehrere auf einmal. Dies Schicksal soll verschiedene der Gouvernuans-Inseln betroffen haben, welche noch jetzt auf einigen ältern Karten von Island unweit Patrirfiörd im Varde Strands Syssel angezeigt liegen.

In unsern Zeiten erzeugte das Isländische Meer im Februar 1784 zwei neue Inseln. Die eine, die Neue Insel (Nye Oeve) stieg mit großem Krachen und Auswürfen von Feuer und Bimsstein, in Südwesten unweit der an der Landspitze von Guldbringe-Syssel gelegenen Inselgruppe Reikanes aus dem Meere empor. Die zweite zeigte sich weiter nördlich zwischen Island und Grönland.

Die Feuerausbrüche auf Island sind daher nicht auf den sonst so berühmten Hekla beschränkt. Dieser spielt anjetzt nur eine geringere Rolle, wenn man ihn mit den großen Katleja, mit dem Krafle, dem Huerratte, der Törfa, mit dem Oera und anderen Jökeln oder Eisgebirgen vergleicht.

Der Hekla hält freilich unten über drei Meilen im Umfange, aber er ist nur ein niedriges Gebirge. In unsern Zeiten ist er nicht sehr thätig. Es war merkwürdig, daß man bei einigen seiner 16 Ausbrüche, denn so viel zählt man seit dem Jahre 1004 bis 1755, eine so ungeheure Masse Salz über das umliegende Land verbreitet fand, daß damit viele Pferde belastet werden konnten; ein Beweis seines Zusammenhanges mit dem Meere!

Der Huerevatte in Nord-Island zeichnet sich durch ein dem Brüllen eines Löwen ähnliches Toben aus. Es ist eine vulkanische Oeffnung auf dem Gipfel des Kolgebirges. Die um diesen brüllenden Hügel gelegene Gegend ist im Sommer schön begraset. Sie hat drei Hauptöffnungen und diese werfen jeden Stein, den man hineinwirft, mit heftigem Zischen wieder in die Höhe. Unweit derselben kochen stets stark versteinernde Quellen hervor.

Der Törfa-Jökel, im östlichen Islande, ist für den Naturforscher ein noch merkwürdigerer Vulkan, denn selbst aus seinem Eise entspringen heiße Quellen neben einem Flusse von frischem Wasser.

Sogar die stehenden Seen, ruhige große Wasserflächen, treiben hier Dampf und Feuer hervor. Der See Myvata (Mückensee), im Hunevatus-Syssel von Nord-Island, hält drei Meilen im Umfange. In ihm liegen Inseln von schöner Vegetation, und er ernährt eine Menge trefflicher Forellen. Sein ganzer Boden ist aber zerrissene, stets warme Lava; daher vermag auch selbst die dortige Winterkälte nichts über ihn. Aus ihren Spalten steigt ununterbrochen Dampf und oftmals Feuer empor. Ein Erdbrand dieser seltsamen Gegend hub 1724 an und dauerte sechs volle Jahre. Die umherliegenden Gebirge werfen oftmals einzeln Feuer aus, und in der Nähe findet sich ein großes benutztes Schwefellager; denn auch in dieser Insel zeigen sich an mehreren Theilen, wo der untere Boden sichtbar ist, jene Hauptmaterialien aller Erdentzündungen, Schwefel und Eisen unfern des Meeres.

Der Geologe erhält aber durch Islands Vulkane noch in einer andern Richtung eine bedeutende Belehrung. Wenn es gleich unrichtig oder vielmehr von vielen mißverstanden ist, als habe der Ritter Banks und seine gelehrten Reisegefährten auf Island gesehen, wie die geschmolzene Lava, ins Meer fließend, bei ihrer plötzlichen Erkaltung sich in jene, bis dahin nicht völlig erklärbare Basaltsäulen oder große Steinkristallen gebildet, so habe ich mich dennoch von folgender wichtigen Thatsache, über den Ursprung solcher Kristallisation, durch eigene Ansicht überzeugt. Sr. John Stanley, einer von den vie-

len sehr kultivirten Britten, welche einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und ihrer Zeit den Wissenschaften widmen, machte vor etwa 15 Jahren auf eigne Kosten eine scientifische Reise nach Island. Er nahm hiezu einen Astronomen, einen Naturforscher und einen Zeichner mit sich, und brachte unter den vielen mineralogischen Produkten einen Basalt, dort Balustein genannt, nach London, von folgender Natur. Der untere Theil dieser Basaltsäule besteht aus eben derselben grauen porösen Lava, welche der Hekla bei seinem Entbrennen gewöhnlich von sich giebt, und welche sehr vielen um Frankfurt und im Fuldischen gebrochenen Basaltarten gleichkommt. So wie aber diese Säule sich weiter erhebt, wird das Korn des Gesteins dichter, und nimmt zugleich mehr und mehr eine regelmäßige Figur an, bis sie in dem obern Ende eine völlig kristallisirte Basaltsäule bildet. Sagte man auch, daß unser Basalt nicht genau von eben der Natur und Textur sey, so bewieß doch dieser Balustein, daß sich poröse, geflossene Lava wirklich auf eine solche Weise dort gebildet (kristallisirt) habe.

Es war schon merkwürdig, daß die Forelle sich an das warme, sicher oft mit Gas geschwängerte, Wasser gewöhnen kann, aber ein noch weit auffallenderes Phänomen zeigt ein See bei Olafsfiord in Vadle-Syssel (Nord-Island). In diesem See von frischem Wasser sind die Fische des Meerwassers gleichsam naturalisirt. Nebst den Forellen bekommen darin Schollen, Roggen und Ka-

heliaue trefflich, und haben völlig den Geschmack der Fische, die im süßen Wasser leben, angenommen.

Jene Feuergebirge, die Urheber der großen Veränderungen auf Island, sind indeß selbst oftmals ihrer eigenen Unveränderlichkeit nicht einmal gewiß. Nicht ist hier die Rede davon, daß auch sie häufig an Größe ab- und zunehmen, denn dieses hätten sie mit mehreren andern Vulkanen gemein; nein, einige von ihnen verändern sogar durchaus ihren Wohnplatz; sie bewegen sich hin und her, verlassen ihre Heimath und besuchen entfernte Gebirge und flache Gegenden. Die in dieser Hinsicht merkwürdigsten Eisberge finden sich, nach den vollgültigen Beobachtungen der dänischen Naturforscher, in Ost-Island. Sie heißen gewöhnlich die Skideraa-Jökel; ihr rechter Name ist aber Fall-Jökel, theils weil sie durch den Einsturz anderer Gletscher entstanden sind, theils weil sie sich jährlich vor- und rückwärts bewegen.

Ein solcher Berg, oder vielmehr Hügel, hält etwa 18 Fuß lothrechte Höhe, und ist oben mit keiner Spitze versehen. Von Farbe ist er überall schwarz; er scheint nur aus übereinander gethürmten Klippen von Lava zusammen gesetzt zu seyn. Größtentheils besteht er indeß aus Eisstücken, welche mit hohen Klippen von Feldsteinen aneinander gefroren sind. In den Zwischenräumen findet man Sand, Asche und Bimsstein. Der südliche Skideraa-Jökel ist vier Meilen lang und drei breit! Die-

ser warf bis jetzt (1755) nie Feuer aus, wohl aber Wasser mit Funken begleitet, und hiebei rückte er, als selbst auf dem Wasser treibend, vor- und rückwärts. Dieser Jökel steht auf dem flachen Lande, und ist nicht sehr hoch über dem Meere erhaben; vielleicht hat er im Innern Verbindung mit demselben. So oft einige der benachbarten Eisberge entbrannten, gerieth der Skideraa-Jökel in Bewegung. Mit größtem Schrecken sahen die Isländer bei dem heftigen Brande von 1727 den Fall-Jökel, wie Meereswellen, hin- und hertreiben, und aus dessen Fuße große und kleine Ströme entspringen. Den ganzen Sommer hindurch durfte es Niemand wagen, über den Skideraa-Jökel zu reisen; denn oftmals entsprang unvermuthet ein solcher Strom und überschwemmte das Land. Tiefer in dem Lande liegen die mit süßem Wasser angefüllten Seen Grimsvaum; sie stehen mit dem Skideraa-Jökel in Verbindung, und wenn dieser brennt, speien auch sie Feuer und Asche aus dem Wasser hervor!

Dieser heißen Quellen, Bäder und springenden Gewässer finden sich eine kaum zählbare Menge auf Island. Oftmals sind ihrer mehrere bei einzelnen Meiereien *); und der Landmann bedient sich ihrer sowohl zum Kochen der Speisen, als zur Gesundheit. In diesem Lande der ärmern Natur, sagt Troil, wo der Liebhaber seine Ge-

*) Man sehe das Kupfer, ...

liebte nicht mit schönfarbigten Blumen zu bekränzen vermag, bieten ihm die natürliche Bäder eine Gelegenheit dar, seine Liebe auf eine völlig neue Art auszudrücken. Er reinigt und putzt ein solches Bad für seine Schöne, wenn er weiß, daß es zu einer bestimmten Stunde von ihr werde besucht werden.

Das größte und merkwürdigste Schauspiel unter diesen springenden Gewässern gewährt aber unstreitig der Geyfee, unweit der bischöflichen Stadt Skalholt in Süd-Island. Die Gegend um diesen großen Wasserſprung ist selbst äußerst romantisch. Man denke sich, dem berühmten Schweden zufolge, ein großes Feld an der einen Seite mit hohen Gebürgen umgeben, deren Gipfel mit Eis bedeckt sind. An der entgegengesetzten Seite zeigen sich die dreifachen Spitzen des dampfenden Hekla, während daß das Auge in andrer Richtung hier auf einer Reihe hoher Felsen ruhet, an deren Fuße heiße Quellen einzeln hervorschießen, dort aber auf einer sumpfigten Ebene, auf welcher gegen funfzig solcher kochenden Wasserstrahlen ihre Dämpfe bis zu einer erstaunlichen Höhe emportreiben.

In der Mitte dieser Scenen zeigt sich, gleich ihrem Oberhaupte, der Geyfee; eine Springquelle, welche durch ihre Phänomene die künstlichen Fontänen von Cassel, Marly oder Herrenhausen weit übertrifft. Schon in einer großen Entfernung hört man ein lautes Toben von Wasser, wie das Rauschen einer von hohen Felsen

UNIV. OF MICH.

herabstürzenden Cascade. Ein rundliches Becken, das nach einigen 60, nach andern 90 Fuß im Durchmesser hat, ist durch die Incrustation des Wassers mit einem 9 Fuß hohen Rande eingefaßt. Die Tiefe des Wassers in diesem Becken ist veränderlich. Olaffen fand sie 72 Fuß. Hat es sich durch das aus dem Innren hervorquellende Gewässer gefüllet, oder reizt man den Sprudel nur durch hineingeworfene Materien, z. B. durch Steine, so lassen sich dumpfe, einer abgefeuerten Kanone ähnliche Schläge hören. Der letzte Schlag ist außerordentlich stark. Der Grund bebt davon und die ganze umliegende Gegend wird erschüttert. Gleich darauf wird ein dicker Strahl von kochendem Wasser zu einer erstaunlichen Höhe hervorgetrieben *). Troil fand die größte Höhe desselben nur 92 Fuß; die dänischen Naturforscher setzen sie aber gar auf 70 Faden! Diese mächtigen Wasserschüsse wiederholen sich schnell; oft schießen in zehn Minuten 200 derselben in die Luft. Beträchtliche Steine, welche man hineinwirft, werden mit der größten Gewalt in die Höhe geschleudert. Beim Sonnenschein erblickt man hier die schönsten Regenbogen, und wenn sich der Zuschauer mit dem Rücken gegen die Sonne wendet, so bilden die Dünste um den Schatten des Kopfes jedes Einzelnen doppelte Kreise mit den Farben des Regenbogens.

*) Man sehe das Kupfer.

So zeigt sich denn Island wie in einem dauernden Zustande großer Revolution. Sein Inneres, stets in Gährung, erlaubt selbst den dichtesten Theilen der Erdkruste kaum einige Sicherheit; sogar der Boden des umgebenden Meeres äußert diesen Trieb nach Veränderung und Umsturz.

Auch das Klima entspricht dem völlig. Häufige Meteore und Orkane, einzelne Wirbelwinde, plötzlicher Uebergang zur heftigsten Kälte durch Annäherung des Treibeises, machen jetzt den Anbau des Landes äußerst mißlich. Vormals herrschte indeß dort mehr Sicherheit; es war ein bestimmteres Klima, größere Ruhe, und eine der natürlichen Lage angemessene Vegetation. Dies beweisen die beträchtlichen Ueberbleibsel sehr ansehnlicher Waldungen unwiderleglich. Mehrere ältere Nachrichten gedenken der beträchtlichen Waldungen Islands, und die Ueberbleibsel davon finden sich auch noch jetzt unter dem Namen des so nützlichen Surturbrandur. Dieses sogenannte isländische Ebenholz (Ebenum fossile) findet man in großen Lagern und sehr langen Stücken unter der Erde, über sehr viele Theile besonders des westlichen Islandes verbreitet. Aber man stößt auch auf Surturbrand mitten in den Laven und im umgestürzten Felsen. Aus seinen Fasern, Mark und Knoten ergiebt sich deutlich, daß es mehreren Holzarten angehörte, auch zeigen sich mehrere Nüanzen der Farbe. Es läßt sich noch hobeln, schön poliren, ist dabei, wie Steinkohlen, mit mi-

neralischen Säften durchdrungen, und dient gleichfalls zum Brennmaterial. Da, wo es dies minder ist, kommt es dem Bauholze näher.

Unstreitig haben gerade diese gewaltsamen Zerrüttungen das dortige physikalische Klima selbst umgewandelt und beträchtlich verschlimmert. Denn noch jetzt sind es vorzüglich die Orkane und ähnliche Wirbelwinde, welche die oftmals versuchte Anpflanzung des Holzes plötzlich vernichten.

Unsere Kornarten gerathen dort nicht, und daher ist eigentlicher Ackerbau nirgends. Kartoffeln hat man mit etwas besserm Glücke angebauet.

Die bei uns auf den dürren Sanddünen häufig wachsende, unbenutzte Grasart, das Sand-Schilf (Arundo Arenaria L.) ließ der Schöpfer in mehreren Theilen Islands, besonders im östlichen so gedeihen, daß man es dort als eine schätzbare Gabe der Vorsicht ansieht und daraus mehrere Arten eßbarer Produkte bereitet. Nachdem es durchs Feuer gedörret, sodann gesichtet und gereinigt ist, giebt es ein gräulichtes Mehl, das bald in Kuchen (Fladbröd), bald in Grütze verwandelt, oder als Teig mit sauren Molken unter dem Namen Tisma verspeiset wird. Es ist aber der Mensch nicht nur so trefflich eingerichtet, daß er in dem dürftigsten Lande mit noch ärmlichern Naturprodukten vorlieb nimmt, sondern es scheint eine für das Fortkommen unsres Geschlechts höchst weise Einrichtung zu seyn, daß Naturprodukte

welche in den reicheren Weltgegenden widerstehend, ja schädlich sind, in den nördlichsten vieles von ihrer Unannehmlichkeit verlieren und eine genießbarere Natur annehmen.

Die Wurzel der Natterwurz (Polygonum Bistorta Linn.) ist bei uns adstringirend, von einem zusammenziehenden Geschmack, sie giebt sogar mit Eisenvitriol eine Dinte, und wird höchstens als zusammenziehendes Arzneimittel gebraucht. In den nördlichsten Gegenden, z. B. in Sibirien, Kamtschatka, verliert sie hingegen, nach Gmelins und Stellers Zeugnissen, diese Widrigkeit; sie wird angenehm und den Haselnüssen ähnlich. Daher suchen die Einwohner dieser unfruchtbaren Gegenden sie den Feldmäusen, welche diese Wurzeln zu ihrem Wintervorrathe in eigenen Wohnungen oder Haufen zusammen schleppen, wieder abzunehmen, um sie als Nahrungsmittel zu gebrauchen.

Auch in Island gewährt die Wurzel dieser Pflanze ein eßbares Produkt. Man trocknet sie an der Luft, zermalmt sie und bereitet daraus nicht nur schmackhafte Gerichte, sondern auch ein zwar schwärzliches aber gesundes Brod.

Außer mehreren eßbaren Kräutern, welche theils gekocht, theils als Salate genossen werden, hat aber die versorgende Natur dem Isländer verschiedene Arten sehr substanzreicher, wenn gleich nicht sehr wohlschmeckender Nahrungsmittel reichlich angewiesen. Diese bestehen in

verschiedenen Arten der Mooſe, unter denen das ſogenannte Isländiſche Moos (Lichen Islandicus Linn.) den erſten Platz einnimmt. Man nennt es dort Felſengras (Fiälde-Gras) und hält davon eine wirkliche Erndte, die aber, da es drei Jahre zu ſeinem völligen Wuchſe bedarf, nur dreijährig fällt. Es wird bei regnigtem Wetter geſammlet, und eine Tonne (gegen 8 Liespfund) koſtet gereiniget nur einen Speciesthaler.

Die Isländer verwandeln dieſes Moos in Grütze, welche in Milch mit Waſſer vermiſcht zu einem höchſt nahrhaften Gallert gekocht wird, wodurch ſelbſt der arbeitenden Menſchenklaſſe die Kräfte ſchnell erſetzt werden. Hin und wieder bäckt man es auch mit etwas Mehl verſetzt zu einem eßbaren Brodte aus. In Weſtisland iſt eine beſonders vorzügliche Abart von dieſem Nahrungsmittel unter dem Namen Mundagvas bekannt; es übertrifft die gewöhnliche an Geſchmack.

Die wenigen von der zerſtörenden Kraft der Elemente verſchonten Theile der Inſel, benutzt der Einwohner durch die Graſung für ſein Hausvieh. Und hierin hat die Natur ſich nicht kärglich gegen ihn bewieſen. Die Schafzucht iſt beträchtlich. Vor den Epidemien, welche in den Jahren 1740 bis 1750 unter den dortigen Heerden wütheten, war es nicht ungewöhnlich, einzelne Hauswirthe zu ſehen, welche Herren von 1000 oder gar 1200 Schafen waren. Man läßt ſich aber auch die Ernährung dieſer Thiere ſehr angelegen ſeyn, und benutzt zu ihrem

Unterhalte selbst die unzugänglichsten Gegenden. Als Olaffen und Povelsen 1753 die kleine, wegen ihres reichen Vogelfangs berühmte Insel Geierholm, im westlichen Islande, besuchten, wunderten sie sich mit Recht, wie die Einwohner die Lämmer, welche dort im Winter grasen, an Seilen zu den steilsten Orten auf- und abließen; indeß begnügen sich die Schafe auf Island oftmals auch mit Seegewächsen.

Wenn die isländischen Schafe des Nachts auf der Weide bleiben, so suchen sie eine der vielen unterirdischen Höhlen zu ihrer Lagerstätte zu benutzen; hiebei nehmen stets die jungen Lämmer die innersten, die alten Schafe und Widder hingegen die äußersten, kältesten und unsichersten Plätze ein.

Island hat keine wilde Schafe, wie man oft vorgegeben hat; allein die dortigen Schafe zeichnen sich nicht selten durch vielfache Hörner aus. Vier oder fünf Hörner sind bei ihnen nichts ungewöhnliches. Die Wolle ist zwar spröde, aber dennoch sehr brauchbar. Ein gutes Schaf giebt gegen 4 Pfund Wolle, und öfters gegen 6 Quartier Milch, die zu Butter und Käse verbraucht wird.

Werden Heerden von starken Schneeschauern plötzlich überfallen, dann treten sie gewöhnlich sofort in eine Kreisfläche enge zusammen und richten dabei die Köpfe gegen den Mittelpunkt. In diesem Zustande findet man sie zuweilen mit einer fußhohen Schneelage völlig bedeckt,

Es hat sich ereignet, daß bei Verspätung der Herren im Aufsuchen der Schafe, letztere, durch Hunger gezwungen, sich einander die Wolle abnagten, und dadurch hinstarben.

Auch das Hornvieh der Insel ist nicht schlecht. Es giebt sehr gute Milch, und es ist merkwürdig, daß diese noch reichlicher fließt, wenn man in dürftigen Zeiten sich genöthiget findet, die Kühe mit den Ueberbleibseln von Fischen — einem Futter, wornach sie begierig sind — zu ernähren. Die Milch nimmt freilich hiernach einen etwas fremden Geschmack an.

Unter den übrigen Hausthieren zeichnet sich das Pferd, obgleich nur klein, wegen seiner Lebhaftigkeit, Ausdauer und Klugheit, sehr aus. Dies beweisen besonders diejenigen Pferde, welche man in Ost-Island Watna-Hestar nennt, und die man zur Untersuchung der veränderlichen Furthen in den Strömen gebraucht. Gerathen sie hierbei in Triebsand, so werfen sie sich sofort auf die Knie, damit sie nicht versinken, sondern vom Wasser getragen werden. Schwimmen sie aber über einen reißenden Strom, dann legen sie sich auf die Seite, den Rükken gegen den Strom gekehrt, der dann unter ihrem Bauche fortgleitet, damit sie desto kräftiger mit den Füßen gegen den Strom arbeiten können. Entdecken sie Grund in dem Strom, so nehmen sie einen großen Satz aufwärts und vorwärts, um desto mehr Grund zu gewinnen; fühlen sie aber, daß der Grund unsicher ist, dann kehren sie wieder um und suchen einen andern Weg, wo-

bei denn der Reuter das Pferd sich selbst muß berathen lassen.

Es war allerdings zu bewundern, daß Island bis jetzt keine Rennthiere hegte, da die nördlichsten Theile beider Welten, zwischen welchen es gelegen ist, besonders das so nahe Amerika (Grönland) damit versehen sind. Wahrscheinlich gieng diese Thierart bei einer der großen Catastrophen, deren Island so viel erlitt, einmal gänzlich unter. Jetzt hat man diese dem Polarmenschen so nützliche Thierart von Dännemark aus wieder hinüber gepflanzt. Im Jahre 1770 wurden von Norwegen aus 13 Rennthiere dorthin gebracht. Zehn Rennthiere kamen aus zu weniger Sorgfalt auf der Reise um, allein die drei übrigen pflanzten sich auf Island sehr gut fort; sie mußten auch leicht in einem Lande gedeihen, welches bei einem ihnen angemessenen Klima ihre Hauptnahrung, das Rennthiermoos, so reichlich erzeugt.

Island hat, gleich mehreren Theilen des hohen Nordens, zwei verschiedene Arten von Füchsen, den weißen (Canis Lagopus L.) und den braunrothen. Die weissen sind wegen ihrer besondern Schlauigkeit berühmt. Sie haben die Gewohnheit sich rückwärts unter das wilde Geflügel zu schleichen, und um die Vögel zu täuschen, so halten sie dabei stets den weißen starken Schweif aufrecht. Unter den weißen Füchsen giebt es eine Spielart, welche sich auch von Vegetabilien ernährt, und deshalb Grasfüchse (Gras-Tosur) genannt werden.

Reich ist Island an nützlichen wilden Geflügel. Besonders gewähren die Wasservögel den Einwohnern vielfache Vortheile. Wir werden weiterhin die Art, sie zu fangen und sich ihrer Eier zu bemächtigen, besonders kennen lernen *). Der Eidervogel, der Seepapagai und einige andere bringen durch ihre trefflichen Daunen reichen Gewinn; und die isländischen Falken waren seit langen Zeiten berühmt. Die eingefangenen Falken werden im Sommer von den Einwohnern nach Besseskedt (in Guldbrigs-Syssel) gebracht. Die dortigen Königl. Dänischen Falkenierer untersuchen sie genau, und zahlen, je nachdem sie dieselben schön finden, für die von reinster Weiße 17 Reichsthaler; für die schlechten 10; und nur 7 für die gewöhnliche braunere Spielart. Alle drei Arten sind nämlich nur Varietäten einer einzigen Art des isländischen Falken (Falco Islandicus L.) Dieser Handel bringt der Insel jährlich gegen drei tausend Thaler ein.

Das isländische Meer ist unermeßlich reich an Seethieren aller Art, und gewährt daher dem Isländer die Hauptquelle seiner Nahrung und seines Verkehrs; vielleicht kann, wie man behauptet, die größere Salzigkeit dieses Meers Antheil daran haben.

---

*) M. s. den Abschnitt von den Hauptprodukten der arctischen Zone.

Von den größeren Seethieren finden sich hier die meisten Wallfischarten, das Wallroß, mehrere Arten von Seehunden und Hayen. Auch sind hier viele Arten der Weißfische (Gadus; Kabeljau), mehrere Lachs-, Hering-, Schollen-, Roggen-Arten, und die Flüsse haben Aale, Forellen und kleinere Flußfische *).

So wild und zerstört Island also auch wirklich ist, so hat die Natur seine Einwohner auf die beste Weise in Schutz zu nehmen gewußt.

Freilich sieht man dem Isländer sein Klima einigermaßen an.

Bekanntlich sind die heutigen Einwohner mehrartigen Ursprunges. Schweden, Norweger, Dänen und Britten (Schottländer). Ihr Körperbau, obgleich in den verschiedenen Theilen der Insel selbst verschieden, ist von Größe mittelmäßig und gedrungen, jedoch nicht vorzüglich stark; das andere Geschlecht zeichnet sich aber nicht durch Schönheit aus.

Die Lebensart der Isländer ist, zum Theil aus Nothdurft, sehr einfach. Ihr Getränk besteht vorzüglich in Molken oder Wasser; dennoch werden sie nicht sehr alt; höchst selten sieht man Greise von siebenzig Jahren. Indeß ist der ganzen so gemischten Nachkommenschaft ein Ernst, ja zum Theil eine Art von Unfreundlichkeit, die

*) M. s. von der Fischerei selbst, den Abschnitt von den Naturprodukten.

an Niedergeschlagenheit grenzt, von ihrem Himmel und Boden eingedrückt; eine Geistesstimmung, die dem Reisenden auffällt.

An Talenten fehlt es den Isländern auf keine Weise. Sie sind sehr geschickte, selbst tapfere Seeleute, und machten von ihrer Insel aus mehrere Entdeckungen. Der Isländer Eyrek Rauda entdeckte im Jahre 932 Grönland, und einen andern Theil von Amerika 1001 die beiden Isländer Herjulfson und Erichsson. Auch hat Island vorzügliche Gelehrte in jedem Fache geliefert. Besondere Vorliebe hegen aber die Isländer für das Studium der alten einheimischen Geschichte. Wer kennt wohl nicht die Edda und ihren (angeblichen?) Urheber Snurre Sturleson? Sie bleibt stets selbst als Mythologie dem Geschichtforscher ehrwürdig. Auch waren viele der übrigen Geschichtschreiber und Verfasser ihrer zum Theil gedruckten Sagen, eben wie Sturleson selbst sehr gute Dichter. Sogar der geringere Mann äußert im Allgemeinen diesen Hang zur vaterländischen Geschichte. Er ist gut darin bewandert, und sie dient ihm zu seinen Abendunterhaltungen. Dahin rechnen die Isländer denn gleichfalls ganz vorzüglich das Schachspiel. Es ist dort sehr alt, und wer weiß, ob dadurch nicht die Idee, dieses sinnreiche Spiel aus Indien herleiten zu wollen, geschwächt würde?

Dies ist im Ganzen das Bild dieser in ihrer Art einzigen Insel; dieser letzten Stufe von Europa zur neuen

Welt. Denn kaum rücken wir einige dreißig Meilen von dem äußersten Punkte Islands gegen Westen vor, so sind wir in Grönland, also in Amerika. Und dieser kurze Uebergang ist, wenn gleich einige der Gubermans-Inseln verschwunden sind, dennoch mit großen Sandbänken besetzt, gleichsam die Grenzsteine auf dem Wege zur andern Hämisphäre.

Die neue Welt Grönland.

Grönland, obgleich zum Theil noch südlicher gelegen, als Island, zeigt nun deutlich, welcher auffallenden Verschiedenheit ein großes Continent in Rücksicht seines Klima gegen eine mit ihm unter gleichen Breiten liegende Insel, fähig ist.

Freilich kannten wir die Original-Einwohner Islands nicht hinreichend; man kann daher nicht gewiß seyn, um wie viel der Grönländer zwergigter war, als jener benachbarte Insulaner. Allein Grönlands Kälte ist allerdings ungleich größer, und tödtet weit mehr die Organisation, als die von Island.

Das durch die Bewegung des Polarmeers gegen Westen und Südwesten getriebene Eis, häuft sich hier zu unermeßlichen Massen an. Mit jedem Jahrhundert werden die östlichen Küsten durch größere Eiswälle verschanzt, machen daher Ostgrönland fast durchaus unerreichbar; und bringen, wenn sie jene großen Eisfelder zersplittert nach Island senden, dort gleichfalls eine dem Leben tödtliche Kälte.

Grönland legt aber unleugbar ein neues Zeugniß dafür ab, daß mehrere Theile der Erde vormals minder kalt, eines weit höhern Grades des Anbaues fähig waren.

Es gab, den gültigsten Schriftstellern zufolge, vor etwa 400 und einigen Jahren in Grönland bedeutende Colonien von dort angesiedelten Normännern. Der bischöfliche Sitz war in der Stadt oder Ortschaft Gardar und dieses bischöflichen Sitzes geschieht bereits auf dem Concilio von Lyon 1276 Erwähnung. Bis zum Jahre 1408 zählte Torfäus 17 grönländische Bischöffe; in dem Lande lebte eine beträchtliche Menge von Europäern, denn die christliche Gemeinde bestand aus mehr als 300 Ortschaften; es hatte Ueberfluß an Hausvieh, und ward Grönland, grünes Land, wegen seiner Fruchtbarkeit und schönen Vegetation, benannt.

Wo ist dieses Land seitdem hingekommen? Was ist aus den Einwohnern, was aus den übrigen Produkten geworden? Gäbe man nämlich auch zu, daß die schwarze (pestartige) Krankheit, welche zwischen den Jahren 1348 und 1350 dort gewüthet haben soll, Tausende der Einwohner aufgerieben; daß ferner eine feindliche Flotte, nach Einigen die Flotten der Esquimaux, wahrscheinlicher aber, wie Hr. von Eggers sehr richtig bemerkt, die Flotten der kriegerischen Schott- oder Irländer, im Jahre 1418 den Ueberrest dieser christlichen Colonien vertilgt haben, so blieb doch stets der gute, fruchtbare, schönbegrünte Boden.

Auf der heutigen Ostküste Grönlands scheint hievon indeß durchaus keine Spur mehr übrig. Die zuletzt (1786 und 1787) dorthin unternommenen Reisen der dänischen Seeofficiere Egede und Rothe zeigten deutlich, daß sehr große Eisfelder vom Ufer weit ins Meer hinliefen, und kaum erlaubten, sich bis zu der Distanz von 6 Meilen der Küste zu nähern, um nur eine traurige, nackte Küste von der Ferne aus beobachten zu können.

Gesetzt aber, daß nach den scharfsinnigen Untersuchungen des Hrn. v. Eggers, dieses ehemals wegen seiner Fruchtbarkeit so berühmte alte Grönland (Garnla Grönland) nicht an der Ostseite, sondern an der westlichen Küste gelegen gewesen sey, eine Hypothese, welche besonders durch die große Menge der im Jahre 1777 von dem Assistenten Arctander auf dieser Küste vorgefundenen Ruinen von Wohnungen aller Art begünstigt wird; so ist dennoch auch hiedurch jener Zweifel über den Flor des alten Grönlands nicht gehoben. Die Mährischen Brüder haben sich jetzt aus religiösem Eifer auf dieser Küste fast bis zum 72sten Grade der Breite angesiedelt; allein wir werden gleich sehen, wie wenig das traurige Bild, welches sie uns von dem ganzen Landstriche, vom Cap Farewell bis Noogsac, nach mehrjähriger Erfahrung geben, den reizenden Gemälden von dem alten Grönlande entspricht. Vielleicht ließe sich gerade durch jenes dauernde Anhäufen des Eises an Grönlands Ostküste die bedeutende Veränderung des Klimas erklären.

Grönland ist eine hoch nach Norden gelegene, in ihrem südlichen Theile nicht sehr breite Halbinsel. Im höchsten Norden, woselbst sie auf der Ostseite bis zum 79sten Grade der Breite hinaufsteigt, bildet sie aber ein weit ausgedehnteres, uns größtentheils wenig bekanntes Continent. Jene ungeheure Eismassen verbreiten daher bei jedem Nord- und Nordost-Winde einen furchtbaren Grad der Kälte über das schmale Land, und die Nordwest-Winde wehen über eine erstaunliche Fläche gefrornen Landes. Die im Innern selbst gelegenen hohen Eisgebirge erhöhen die hiedurch erzeugte Kälte noch mehr, und so muß sie fast mit jedem Jahre anwachsen und in dem Boden mehr und mehr alle Lebenskraft tödten.

Die Beschreibung der heutigen Westküste, welche wir der vieljährigen Erfahrung der Mährischen Brüder zu verdanken haben, entspricht dann auch völlig diesen Ideen.

Die Westküste Grönlands, also der ganze uns davon bekannte Landstrich, vom 72sten Grade bis zum Cap Farewell, eine Strecke von mehr als 13 Graden der Breite, sicher über 250 deutsche Meilen lang, zeigt dem Auge ein hohes felsigtes Land, welches sich gleich zunächst des Meeres in unzugängliche Klippen erhebt, deren Gipfel man 20 Meilen weit sehen kann. Diese Gebirge sind unaufhörlich mit Eis bedeckt, und alle erhabene Flächen sind damit stets angefüllt.

Die Küsten selbst, durch tiefe, weit in das Land vordringende Meerbusen, Fiörden, eingeschnitten, sind mit

unzählbaren kleinen und groſsen Inseln und blinden Klippen besetzt. Das dahinter folgende Land bietet dem Auge einzeln dürre, traurige Flächen dar, worauf man keinen Baum, ja kaum etwas Grünes gewahr wird.

So groß und furchtbar auch die Gletscher Islands wären, so werden sie dennoch weit von den grönländischen übertroffen. Diese verstopfen nämlich sogar ganze Durchfahrten des Meeres, quer durch die große Halbinsel. Eins der beträchtlichsten Phänomene dieser Art ist unstreitig die Eisblinke, auch die Witte Blinke genannt. Sie ist ein ungeheures, hohes, zwischen dem 61sten und 62sten Grade der Breite gelegenes Eisfeld, dessen Glanz, wie der des Nordlichts, viele Meilen weit in das Meer hinstrahlt. Eisberge sind hier auf Eisbergen gethürmt; sie machen gleichsam eine prächtige Pforte zu dem ungeheuren Eisfelde, welches jetzt einen ganzen Meerbusen bedeckt und sogar die ganze ehemalige Durchfahrt von dem westlichen Grönlande bis zum östlichen verstopft hält; und also mehr als 5 dortiger Längen Grade, über 35 deutsche Meilen einnimmt. Denn wenn gleich dies nicht die ehemalige Forbisher Straße seyn kann, so stimmen doch alle Nachrichten hier für eine ehemalige Durchfahrt. Auch die Natur selbst bestätiget dies noch heut zu Tage. Noch jetzt sieht man hier ein erstaunliches Gewölbe von Eis, eine Brücke von mehr als 4 Meilen in der Länge bei einer Breite von einer deutschen Meile und einer Höhe von 20 bis 60 Klaftern! So weit das Auge

reicht, sieht der Beobachter von ihrer Höhe nur große Gefilde von Eis, unter denen er oftmals ein entsetzliches Krachen und Donnern wie Kanonen vernimmt, worauf alsdann ein furchtbares Geräusch, gleich dem Brausen eines großen Wasserfalls folget. Aus diesem mächtigen Eiskanal drängen sich beim Annähern des Sommers, jene erstaunlichen Eisblöcke gewaltsam hervor, welche eine Hauptanlage des für Island so schädlichen Treibeises werden.

Aehnliche Verstopfungen anderer vormals offenen Arme des Meeres, wodurch Grönland von Westen nach Osten zerschnitten war, sind dem Eisblinke südlich gegen den 61sten Grad der Breite, Sermelic, d. i. das mit Eis belegte Land; hier geht nach dem Berichte der Grönländer, ebenfalls ein starker Strom unter dem festen Eise hervor, und treibt unter einem furchtbaren Getöse schwere Schollen Treibeis weit in das Meer. Ferner der Bärsund, zwischen dem 62sten und 63sten Grade der Breite. Die neben der Mündung noch jetzt befindlichen Ruinen alter Niederlassungen bekräftigen es, daß man in vorigen Zeiten viel tiefer in diesen Meerbusen (Fiörde) vordringen konnte. Der weiteste Abstand, den man heut zu Tage darin erreicht hat, beträgt etwas über 11 d. Meilen; ein engl. Capitain, Brown, soll 1755 so weit gekommen seyn.

Eine andere gleichfalls jetzt gänzlich vom Eise zugedämmte Straße findet sich nach einigen Karten unter dem

Namen des langen Meerbusens über dem 68sten Breiten-Grade. In dieser Höhe bildet aber Grönland bereits ein sehr breites Continent von mehr als 95, ja 100 Meilen; die Masse des die Straße verstopfenden Eises muß daher unermeßlich groß seyn.

So erklärt es sich dann, warum die höheren Regionen dieses Eislandes weder bewohnbar, noch einmal bekannt sind. Bis jetzt wissen wir weder wie weit sich Grönland gegen den Pol hin erstreckt, noch unter welcher Figur es mit dem übrigen Amerika zusammenhängt. Nur daß es wirklich damit zusammen hängt, ergiebt sich aus den weiterhin anzuführenden Nachrichten, die Baffinsbay betreffend.

Daher muß denn auf Grönland, einem öden, höchst mauvigen, erfrornen Lande, die lebendige Natur ihre Kräfte noch stärker eingezwängt fühlen, als auf Island. Pflanzen und Thiere des festen Landes müssen dort in weit geringerer Anzahl erzeugt werden; sie müssen sich theils verkleinern und zusammenschrumpfen oder doch beträchtlich von ihrem Werthe verliehren. Dies trifft auch genau mit den gültigsten Nachrichten zu.

Die Anzahl der Pflanzen, welche der Wundarzt Brassen dort mühsam zusammen brachte, belief sich, die cryptogamischen abgerechnet, auf 76; Island erzeugte dagegen noch über 300, außer 250 cryptogamischen.

Unter Grönlands Pflanzen sind ferner diejenigen, welche es mit Europa gemein hat, kleiner und schwäch-

licher als bei uns. Tannen und Fichten finden sich gar nicht; die wenigen Weiden kriechen, wie das Heidekraut, längst dem Boden hin; auch die Birke wächst nicht viel höher, und die einzelnen Erlen längst den Bächen sind krüppelich gewachsen.

Alles, sagt Cranz, bleibt hier kümmerlich und klein, und je weiter man nach Norden kommt, desto kahler wird das Land.

Dagegen ist Grönland reich an vielartigen Moosen; unter denen es viele eßbare giebt.

Das in Island so gut benutzte Wildekorn findet sich zwar auch hier, allein in einem weit schlechtern Zustande.

Aber ein Gewächs, die Universalmedicin gegen die furchtbarste Krankheit, welche die Polarländer heimsucht, gegen den Skorbut und von ihm abstammende Uebel, hat die stets wachende und erhaltende Natur hier mit verschwenderischer Hand ausgetheilt. Dies ist das Löffelkraut (Cochlearia L. aus der Klasse der Tetradynamisten) hievon finden sich dort drei Arten. Selbst im Sande, wo nur etwas Unrath von Vögeln oder Seehunden ihm einigen Dünger bietet, ja auf den nackten Felsen findet es sich in erstaunlicher Menge. Alte verfallene grönländische Häuser sind ganz damit bedeckt, und der Trieb dieser Pflanze ist hier so stark, daß aus einer einzigen Wurzel zwölf und mehrere Zweige hervorschießen. Der Saame, der sich im Herbste aussäet und zugleich von

den kleinen Landvögeln umhergestreuet wird, geht im Frühlinge unter dem Schnee auf, worunter die vorjährigen Pflanzen, obgleich nur klein, dennoch fortgrünen. Im Herbste wird das Löffelkraut eingesammelt, und man erhält es den Winter hindurch mit Schnee bedeckt, um Kohlsuppen daraus zu kochen, die wenigstens in diesem dürftigen Lande vortreflich schmecken; auch zugleich zur besten Arzenei gegen mancherlei Zufälle dienen. Ebenfalls ißt man das Löffelkraut als Salat, frisch von dem Stengel gebrochen; es hat alsdann einen minder herben Geschmack als in Europa, es schmeckt bittersüß und angenehm. Das häufige flüchtige Salz, womit die ganze Pflanze geschwängert ist, wirkt auf das kräftigste, als ein wahrhaft specifisches Mittel gegen alle Krankheiten skorbutischer Art. Die mährischen Brüder finden sich oftmals im Winter, wo es ihnen an Bewegung fehlt, von Trägheit, Gliederschmerzen, Schwindel, Brustbeschwerden, worauf oftmals brennende Geschwüre folgen, kurz, von allen den fürchterlichen Vorboten des Scharbocks befallen; sie genesen nur allein dadurch, daß sie rohes Löffelkraut genießen und Wasser darauf trinken.

Selbst die Schafe fressen dieses Kraut auf Island begierig; sie werden dabei fett und gesund; allein das Fleisch nimmt freilich einen besondern, etwas unangenehmen Geschmack davon an.

Die eiskalte Hand des dortigen Klimas liegt aber auch auf Grönlands Fauna. Sie ist dürftig und kleinlich.

Ihr vorzüglicher Beschreiber, Otto Fabricius, zählt nur überhaupt, die Wasserinsecten abgerechnet, gegen 80 Insekten-Arten. Hierunter nur einen einzigen Schmetterling! Der schönfarbigten vielartigen Tagvögel, welche die Wiesen Europens zieren, genießt das Auge dort nicht!

Eben so kärglich fällt die Ornithologie aus; es giebt nur 13 Arten von Landvögeln. Dagegen ist freilich die Zahl der Wasservögel ansehnlich; allein diese gehören fast durchgehends dem Meere.

Von vierfüßigen Landthieren finden sich höchstens acht Arten. Selbst von den Hausthieren ist nur der einzige Hund noch übrig. Und wenn sich bei dem dortigen Fuchse die körperliche Größe verkleinert, so verliert der Hund dagegen von Seiten seiner Talente. Dieser seinem Herrn auf der übrigen Erde, durch so viele Klimate ohne merkliche Verschlechterung folgende Gefährte, wird hier in ein dummes Geschöpf verwandelt, das dabei seiner Stimme fast gänzlich verlustig geht. Er kann wegen seiner Dummheit zur Jagd nicht gebraucht werden; er bellt nicht, sondern muchset und heult nur. Seine Farbe ist größtentheils weiß, und an Bildung kommt er dem Wolfe nahe.

Selbst der allen Himmelsstrichen Trotz bietende Körper des Menschen wird dorten eingezwängt und seine Fortpflanzung beschränkt. Der Grönländer erreicht nur selten die Höhe von fünf Fuß; daneben ist er nur wenig fruchtbar; die Frau gebiert höchstens alle 2 Jahr. Die

Statur des Grönländers ist übrigens nicht unproportionirt; die Schultern sind breit, besonders bei dem andern Geschlechte, welches dort fast von Jugend auf gewöhnt wird Lasten zu tragen. Dennoch ist der Grönländer nur schwach, obgleich ziemlich gewandt. Hände und Füße sind klein, der Kopf hingegen groß, der ganze Körper aber fleischig. Die Farbe der Haut nennt Cranz dunkelgrau, Fabricius hingegen schmutzig-röthlich; doch hat hieran ihre Unreinlichkeit einigen Antheil.

Das Gesicht ist breit und platt, die Backen rund, wie ausgepolstert; die Nase sehr wenig hervorstehend mit weiten Nasenlöchern, das kleine, schwarze Auge aber ohne alles Leben!

Das schwarze, straffe Haupthaar ist lang, dem von Natur dünnbehaarten Kinne nimmt die Kunst auch diese wenige Zeichen der Mannheit, so wie der Grönländer überhaupt kein Haar an den übrigen Theilen des Körpers leidet.

Kinder von einer Grönländerin und einem Europäer, behalten dennoch jene Erdfarbe; allein die Gesichtszüge nähern sich bereits den unsrigen. Die zweite Abstufung, nämlich Kinder von einer Halbgrönländerin und einem Europäer kommen aber dem letztern, selbst der Farbe nach, schon sehr nahe.

Das dem Grönländer von Natur zugetheilte Fett macht ihm die Härte seines Klima's erträglich. Sie halten, sagt Cranz, die dortige Kälte bei sehr leichter

Kleidung und mit bloßem Kopfe und Halſe aus. In ihren Häuſern ſitzen ſie ſogar gewöhnlich bis auf die Beinkleider nackt, und heizen durch ihre heißen Ausdünſtungen dermaßen ein, daß die ihnen nahe ſtehenden Europäer es weder vor Wärme noch vor Eckel lange aushalten können. Dies trifft vorzüglich die Miſſionaire im Winter beim Gottesdienſt, obgleich die Verſammlungsſäle gar nicht geheizt werden.

Ebenfalls begabte ſie die Natur mit einem ihrem Lande genau paſſenden Verdauungs- und Ernährungsvermögen. Der Grönländer genießt faſt alles Friſche und Faulende, Reine und Unreine, ſelbſt ſein eigenes Ungeziefer; jedoch nur ſelten und wenig rohes Fleiſch. Trinkt er gleich keinen Thran in vollen Bechern, ſo iſt ihm doch das Fett, welches beim Zerlegen der Seehunde herabtröpfelt, ein Leckerbiſſen. Er genießt den Kopf und die Schenkel des thranigten Seehundes, nachdem dieſe im Winter unter dem Schnee verwahrt und im Frühjahr wieder aufgethauet ſind, in einem halb erfrornen und halb verwoderten Zuſtande; man nennt dieſes Gericht Mikiak. Nicht genug. Leckerbiſſen oder Gerichte für Freude ſind, Confitüren von Kräkebeeren mit Thran eingemacht, wie auch ein halb verfaulter Wallfiſchſchwanz. Friſche, faule und halb ausgebrütete Eyer, Kräkebeeren und Angsliks ſchütten ſie zuſammen in einen Sack von Seehundsfellen, füllen alles mit Thran, und dies wird im Winter als ein köſtliches Gericht aufgetiſcht!

Die Kleidung der Grönländer besteht gewöhnlich in einem Pelze von den Fellen der Seevögel oder der Rennthiere, die Haare gegen die Haut gekehrt. Hierüber trägt der Grönländer ein großes Kleid von Seehundsfellen, fast in der Form eines Mönchsrocks, nur ist er vorn ohne Oeffnung und wird zum Anziehen über die Schultern geworfen. Bei dem andern Geschlechte ist das Oberkleid weiter, damit im Rücken zugleich ein Kind Platz finden möge. Dieses wohnt darin, des Klima's ungeachtet, völlig nackt; ein um den Leib gebundener Riemen hindert das Durchfallen. Uebrigens ist die weibliche Kleidung der männlichen sehr ähnlich, nur das Oberkleid ist länger.

Seit dem Verkehr mit den Europäern findet man bei den Vermögendern auch blaues Tuch.

Beinkleider, Strümpfe und Schuhe sind von Seehundsleder.

Die Männer tragen das Haar kurz, die Weiber hingegen rechnen ein langes Haupthaar für eine große Zierde; binden es über dem Kopfe zusammen und schmücken es oftmals mit Glasperlen. Nur als Zeichen der tiefsten Trauer schneiden sie es kurz. Ihr größter Putz besteht darin, daß sie sich die Haut des Kinnes, der Backen, der Hände und Füße mit schwarz gefärbten Fäden durchnähen; tatouiren.

Im Sommer wohnt der Grönländer in Gezelten; das Winterhaus ist gewöhnlich auf mehrere Familien eingerichtet. Sodann besteht das Ganze aus einem viereckig-

ten Gebäude unweit des Strandes, deſſen Wände von Steinen zuſammen gelegt, und mit Moos ausgeſtopft ſind. Das Dach iſt aus Querbalken verfertigt, und dieſe ſind mit Heidekraut und Raſen bedeckt, zwiſchen die man Erde ſtreuet. Dies friert im Winter zuſammen, läßt aber im Sommer den Regen durch.

Für jede Abtheilung des Hauſes, alſo für jede Familie, iſt eine große gemeinſchaftliche hölzerne Britſche, mit Fellen bedeckt, zum Schlafen und Sitzen eingerichtet; eine Lampe zum Kochen und Heizen voll Thran, und darüber ein Keſſel, beides von Topfſtein (Lapis ollaris), über dem Keſſel noch ein Roſt zum Trocknen. Ein Rauchfang iſt nirgend. Hiezu dient ein langer Gang oder eine Gallerie vor dem ganzen Gebäude, die ſich dann in einen einzigen kleinen lothrecht daranſtoßenden hakenförmig angebogenen Eingang endigt. Man denke ſich den Dunſt der vielen Menſchen, Thranlampen, der darüber kochenden Keſſel voll thranigter Fiſche, Seevögel oder Seehunde, nebſt mehreren Ausleerungsgefäßen; und zwar letztere mit Vorſatz nicht ausgeleert, da der Grönländer die Felle mit Urin gerbet.

Dieſer unreinliche dürftige Menſch iſt dennoch ſtolz. Nur ſich beehren die Grönländer mit dem Namen Innuit, d. i. Menſchen, Eingeborne; die Uebrigen nennen ſie mit Verachtung Kablunät, Ausländer. Sie halten ſich auch für beſſer, geſitteter als die Europäer. Er iſt beinahe ſo geſittet, wie wir; er

fängt an ein Mensch, ein Grönländer zu werden, dies sind die Lobeserhebungen für einen Europäer, der ihnen gefällt.

Im Ganzen kann man diesen Polarzwergen weder gesunden Verstand noch Thätigkeit absprechen. Ihre Arbeiten, ihre Produkte des Kunstfleißes sind nicht nur ihren Bedürfnissen völlig angemessen; sie sind überhaupt genommen nichts weniger als schlecht.

Ihr Weiberboot, Umiak, 8 ja 9 Klafter lang, mit Fischbein und Seehundleder überzogen, ist mit 10 bis 12 Ruderbänken versehen, und vorne findet sich ein grosses von Därmen genähetes Segel. Es führt 10 bis 20 Menschen nebst ihren Zelten und übrigen Hausgeräthe. Es ist, obgleich sehr künstlich zusammengesetzt, gänzlich ohne Schnur und Winkelmaaß, nur allein nach dem Augenmaaße verfertigt. Dabey ist es so leicht, daß sechs Menschen es im Falle der Noth forttragen können; und man fährt darin selbst bei widrigen Winden so sicher, daß die Europäer sich ähnliche erbauen.

Verdient das ungleich kleinere Männerboot, Kajak, auch nicht diesem völlig gleichgeschätzt zu werden, so muß man dennoch die Dichtigkeit, den schmalen und zum Nachjagen der Seethiere so geschickten Bau, noch mehr aber die erstaunliche Gewandheit bewundern, womit der Grönländer sich dessen bedient. Ein einziger Mann sitzt in der Mitte des Boots. Durch die Seehundsfelle, womit das Boot überzogen ist, und welche er um seinen Leib auf-

das engste zusammen schnüren kann, völlig gegen alles Eindringen des Wassers geschützt, in der einen Hand das Ruder, in der andern den Wurfpfeil oder den mit einer Blase versehenen Harpun holt er bald den schnellsten Seehund ein, bald überschleicht er die schlauern Arten. Selbst wenn ihn die Welle oder der Sturm umstürzt, weiß er sich mit dem Ruder einen Schwung zu geben, der ihn wieder in die aufrechte Stellung wirft, und den vor seinem Leben zitternden Europäer in Erstaunen setzt.

Unter den sogenannten Wilden ist der Grönländer unstreitig einer der gutartigsten; vielleicht weil er seine Schwäche fühlt; denn eben daher ist er furchtsam.

Diebstahl, Völlerei, Schlägerei oder gar Mord, ist etwas seltenes.

Grobe Ausschweifungen scheinen ihnen so außerordentlich, daß, wenn sie dergleichen an einem Europäer bemerken, sie ausrufen: „Sicher hat ihn das Tollwasser „(der Brandtwein) des Verstandes beraubt.“

Auch zeigt sich bei ihnen kein geringer Grad von wechselseitiger Liebe der Eltern und Kinder, ein Fall, der nur bei wenig Nationen des nördlichsten Amerika statt findet.

Selbst die meisten ihrer Streitigkeiten endigen sich auf eine eben so sonderbare als lustige Weise. Der Gegner wird nämlich zu einem Wettkampfe herausgefordert, den sie Singestreit nennen. Tanzend tritt der Kläger in eine zur Entscheidung zusammengerufene Versamm-

lung, und singt seine Klage mit bitterer Satyre gegen seinen Feind ab, sucht ihn lächerlich zu machen und die Zuschauer, zugleich die Richter, zum Belachen und Verhöhnen des Gegners zu bringen. Er macht sodann dem Letztern Platz; dieser greift ihn mit gleichen Waffen an, und derjenige gewinnt den Proceß, welcher das letzte Wort behält und die meisten Lacher auf seiner Seite hat.

Die ganze Nation soll vormals ohne alle bestimmte Religion gewesen seyn; dennoch giebt folgende, von Cranz beigebrachte Antwort eines Grönländers, der von einem Missionair über ihre Religion befragt ward, ein ehrenvolles Zeugniß für den Verstand und das Nachdenken der Grönländer über Gott und die Welt.

„Es ist wahr, sagte er zu dem Missionair, daß wir „vor eurer Ankunft nichts von Gott und dem Heilande „gewußt haben. Du mußt aber nicht glauben, daß kein „Grönländer darüber nicht sollte nachgedacht haben. Ich „selbst habe oft gedacht, ein Kajak (Mannsboot) mit dazu „gehörigen Pfeilen, entsteht nicht von sich selbst, sondern „es muß mit Mühe und Geschicklichkeit gemacht werden. „Nun ist der geringste Vogel viel künstlicher als der beste „Kajak, und Niemand kann einen machen; der Mensch „ist noch weit künstlicher und geschickter als alle Thiere. „Wer hat ihn gemacht? Sie sollen aus der Erde gewachsen seyn. Aber warum wachsen denn nun nicht mehr „Menschen aus der Erde? Und woher ist denn die Erde, das Meer, Sonne, Mond und Sterne? Es muß Je-

„mand gewesen seyn, der das alles gemacht hat. Er muß „unbegreiflich viel mächtiger, geschickter seyn als der klüg„ste Mensch, weil alles, was er gemacht hat, so gut und „nützlich ist.“

Hat Cranz diese Antwort nicht verschönert, so hört man hier fast den physiko-theologischen Beweis für das Daseyn Gottes.

Auch sollen sich, nach den Berichten dieses Missionairs viele Grönländer, ohne christlichen Unterricht, die Seele als ein zwar materielles, aber doch vom übrigen Körper sehr verschiedenes Wesen vorstellen. Daher denn auch ihre Idee von dem Zustande nach dem Tode, völlig den Begriffen eines rohen Volkes angemessen, und daher ferner, wie fast bei allen rohen Völkern, der Aberglaube mit den Zauberern, Angekoks.

Feste, zur Ehre ihrer guten und bösen Geister (Tornak) oder der obersten Gottheit (Tornar suc), hatten sie nicht. Nur ein Fest, gleichsam von der Natur ihnen anempfohlen, verdient einer genauen Erwähnung. Dies ist das Sonnenfest, eigentlich das Fest der Sonnenwende. Einem Volke, welches sich mehrere Monathe hindurch fast keiner Sonne zu erfreuen hat, und den furchtbarsten Folgen des Winters ausgesetzt bleibt, muß die Rückkehr dieses wohlthätigen Gestirns sehr wichtig seyn, und es läßt zugleich auf die richtige Beobachtung des Laufes der Sonne selbst schließen.

Den 22sten December feiern sie diese Rückkehr mit Tanz und Gesang. Auf das beste angekleidet, ziehen sie im ganzen Lande in starken Partheien umher, und bewirthen einander auf das Beste. Bei dem Schall einer Trommel wird getanzt; die Worte ihres Gesangs nebst dem Refrain hiebei sind:

„Die Sonne kommt zu uns zurück, Amna ajah,
„ajah, ah-hu; Und bringt uns gutes Wetter mit;
„Amna ajah, ajah, ah-hu."

Niemand hatte es sich so sehr angelegen seyn lassen, die Grönländer zu höherer Sittlichkeit und Religion zu führen, als der Bischof Egede. Dieser würdige Geistliche, Prediger in Vogens Gemeinde im nördlichen Norwegen, fühlte 1708 einen unwiderstehlichen Trieb, die vielleicht in Grönland übrig gebliebenen Christen aufzusuchen, und die Bekehrung der Grönländer zu befördern. Die geringe Unterstützung von Seiten Dännemarks, und die vielfachen Schwierigkeiten schlugen aber seinen frommen Eifer schon gänzlich zu Boden, als seine heidenmüthigere Frau von daurenderem Enthusiasmus durchdrungen, ihn zur Ausführung des edlen Vorhabens ermunterte. Er gab daher sein Amt auf, und ging im Jahre 1721 nach Grönland.

Nach unglaublichen Mühseligkeiten gelang es ihm, mehrere Grönländer zur christlichen Religion zu bewegen. Auch nahm sich die dänische Regierung jetzt sowohl des grönländischen Handels, als auch der dortigen Mission

an; und bestallte Egede nochmals zum dortigen Bischof. Dennoch wäre dieses menschenfreundliche Unternehmen zu Grunde gegangen, wenn nicht die mährischen Brüder, durch den religiösen Enthusiasmus des Grafen Zinzendorf aufgemuntert und auf das kräftigste unterstützt, mit kaum glaublicher Aufopferung der Mission zu Hülfe geeilt wären. Gerade in dem Jahre 1733, als der Bischof Egede — von vielfachem Unglücke zu Boden gedrückt und zuletzt durch eine Epidemie der meisten Mitglieder, seiner Familie, selbst seiner seltenen Frau beraubt — sich gezwungen sah, nach Dännemark zurück zu kehren und sein schweres Apostelamt aufzugeben, kamen die drei ersten Herrnhuter auf Grönland an. Es würde die Grenzen unseres Vorhabens überschreiten, hier die unsäglichen Hindernisse und Mühseligkeiten, die Noth und das kaum glaubliche Elend zu schildern, welche die mährischen Brüder unter diesem traurigen Himmel und in diesem höchst unfruchtbaren Lande, seit der ersten Mission und selbst noch in den nachfolgenden zu überstehen gehabt haben. Genug, der Feuereifer, Heiden zu bekehren, und sie auf immer glücklich zu machen, überwand zuletzt alles. Fast jährlich giengen neue Missionaire hinüber. Sobald diese den Grönländern als stille, genügsame, gutmüthige Menschen bekannt geworden waren, und mühsam die grönländische Sprache erlernt hatten, machten sie große Fortschritte in ihrem Unternehmen.

Sie siedelten sich nach und nach in mehr als sieben Colonien an, wovon die von Lichtenfels und Neu-Herrnhut die wichtigsten sind. Seit 1739 bis 1762 waren in Neu-Herrnhut gegen 700 Grönländer, nicht etwa bloß getauft, sondern wirklich als Christen bessere Menschen geworden; 250 von ihnen waren aber gestorben. In Lichtenfels befanden sich überdies noch gegen 140 grönländische Christen. Sechs Jahr später bestand die Anzahl der Einwohner in Neu-Herrnhut aus 527, und in Lichtenfels aus 257 Seelen. So war also bereits um diese Zeit fast ein Zehntel der ganzen Völkerschaft aus rohen Menschen in bessere umgeschaffen. Denn die gesammte Zahl der Grönländer, welche den großen Landstrich von 300 Meilen bewohnen, bestand seit der schweren Epidemie, wodurch fast 20000 weggerafft wurden, kaum aus 10000 Menschen; ja nach den letzten Nachrichten von 1801, waren, durch neue Blatterepidemien, sogar nur noch 5621 Grönländer übrig. Wer wünscht nicht theilnehmend den besten Fortgang in der Civilisation dieser kümmerlich von der Natur versorgten Menschen?

Auch haben sich die philantropischen Bemühungen der mährischen Brüder schon auf die andere große Familie der Grönländer erstreckt; nämlich auf die Esquimaux.

Wer diese sind, was für ein Land sie bewohnen und welche Entdeckungen das vergangene Jahrhundert darin

UNIV. OF MICH.

gemacht hat, verdient für jetzt eine genauere Erörterung.

Die Wohnsitze der Esquimaux werden von dem Theile des nördlichsten Oceans bespült, den man das Esquimoische Meer nennt. Fast alle höher im Norden mit Grönland zusammenhangende Theile der neuen Welt kann man zu den Wohnsitzen der Esquimaux rechnen; wie die Länder, welche die Baffins-, und südlicher gegen Westen die obern Theile der Hudsonsbay nebst ihren Inseln, bilden; ferner die meisten nur seit kurzem durch Hearns und Makenzies Landreisen zum Eismeere uns bekannt gewordenen Küstenländer des nördlichsten Eismeers von Amerika, vielleicht nur mit Ausnahme der Asien gerade im Osten gegenüber liegenden Küsten an der Beeringsstraße.

Tiefer in Süden nehmen aber die Esquimaux noch ein ansehnliches festes, minder temporaires Gebiet ein; nämlich Labradors-Land. Hier müssen sie wohl sogar gegen Süden bis zu dem 50sten Grad der Breite leben, weil nicht fern von dieser Gegend eine Bucht die Bay der Esquimaux genannt wird.

Die Länder, welche diese Nation bewohnt, sind also außerordentlich groß; Labrador, einer der Hauptsitze, nimmt allein 25 Grade der Länge, und in der größten Dimension seiner triangulairen Figur über 12 Grade der Breite ein; dann folgen die übrigen Regionen, welche, nach den neueren Karten, unter dem Namen des zer-

Hückelten Landes (broken Land), (ehemals die James, Cumberland und Goodfortunes-Inseln) sich in den weiten großentheils unbekannten Flächen endigen, die bis zum Eismeere fortlaufen und die Baffinsbay einschließen. Diese Ländermasse wächst nun aber weit beträchtlicher, sobald man sich überzeugt hat, daß der Grönländer mit dem Esquimaux eine und eben dieselbe Nation ausmacht. Denn Capt. Bylot handelte noch an der Westküste von Grönland im 73sten Grade der Breite mit Grönländern, ja er traf selbst im 74sten ihre Sommerhäuser oder Zelte an. Es findet sich mithin hier eine ungeheure Erstreckung des Landes gegen Norden, obgleich die höchsten Theile desselben entweder gar nicht oder nach der Aussage der südlichern Grönländer nur höchst spärlich bewohnt sind; vielleicht werden sie nur in den Sommermonaten von diesen Polarmenschen besucht.

So darf man auch die nördlichsten Küsten des Eismeers weiter gegen Westen hin, wovon Hearne 1771 und Makenzie 1789 ein Paar Punkte besuchten, größtentheils nur als temporaire oder Sommersitze der Esquimaux ansehen. Sie kommen nach den Aussagen der gegen sie so feindlich gesinnten übrigen nördlichsten Indianer hauptsächlich dorthin um den Wallfisch zu jagen; leben sodann unter Gezelten und errichten nur selten in diesen Gegenden ordentliche Häuser oder feste Wohnsitze.

Daß das Klima und daher die Naturprodukte dieser höhern Regionen des Nordens, denen der zuvor beschrie-

denen im Ganzen ähnlich sein müssen, bedarf wohl keiner genauern Anzeige. Wie aber der Grad der Verschlechterung mit dem Grade der Kälte hier zunehme, verdient besonders für die natürliche Geschichte des Menschen eine Erörterung.

Man lieset mit Schaudern die Nachrichten der Engländer Ellis, Middleton und Umfreville über die Härte des Winters der Küstenländer an der Hudsonsbay; selbst wenn sie noch diesseits des 60sten Grades gelegen sind, wie dies z. B. bei dem Flusse und dem Fort Churchill der Fall ist.

Wenn nur eine Thüre oder ein Fenster in dem dort von Ellis errichteten Hause geöfnet ward, so verwandelte die eindringende Luft alle in der Stube befindlichen Dünste in kleinen Schnee. Die stärkste Heizung des Zimmers war nicht vermögend die Bettlaken des Morgens vom Eise frei zu halten. Der Athem setzte sich wie weißer Reif auf die Betten.

Middleton entwirft hievon noch ein weit stärkeres Gemählde. Die Landseen, bezeugt er, waren 12 Fuß tief gefroren; und selbst in den geheizten Stuben konnte man den Brandtwein nicht flüssig erhalten. In den langen Winternächten erleuchtete man die Zimmer durch glühende vier und zwanzigpfündige Kanonenkugeln, und dennoch waren die Bettdecken mit Eis überzogen. Ging Jemand bei dieser Kälte plötzlich in die freie Luft, so lief

er Gefahr, sofort die Oberhaut am Gesicht und an den Händen zu verlieren.

Umfreville belehrt uns bestimmter über den Grad der dortigen Kälte. Oefters steht sodann das Fahrenh. Thermometer auf 50° unter Null ($37\frac{2}{9}$ Gr. Reaum.) Welch eine schreckliche Kälte, wenn man weiß, daß der höchste Grad in dem so eben vergangenen harten Winter (1802 und 1803) nur 22 Grad Fahr. unter o (24° Reaum.) betrug, und daß das Quecksilber bereits bei $38\frac{1}{2}$ Gr. Reaum. unter o erstarrt.

Dennoch wagt es sogar der in den Etablissements der Hudsonsbay lebende Europäer im dortigen Winter auf die Jagd zu gehen. Freilich ereignen sich denn auch hiebei oftmals die traurigsten Fälle.

Farrant, Tomson und Roß giengen am 6sten Februar 1772 nebst 2 Hunden auf die Rebhüner-Jagd; das Schneehuhn (Tetrao Lagopus L.) ist nämlich um die Hudsonsbay sehr häufig, und liefert ein sehr schmackhaftes Wildpret. Am folgenden Tage suchten sie über einen breiten Fluß zu gehen; allein kaum waren sie auf dem Eise etwas vorwärts gekommen, so bemerkten sie unter sich den Rauch des noch nicht zugefrornen Wassers, und zugleich fühlten sie sich auf einer Eisscholle fortgetrieben. Bald wurden sie in das Meer hingerissen, die Fluth trieb sie indeß wieder in den Fluß zurück. Jetzt wandten sie alles an über das Eis wieder zur Küste zu gelangen. Sie ließen daher ihren Schlitten auf dem

Eise und nahmen nur eine Flinte nebst Pulver und Blei, eine Decke, ein Feuerzeug und einen dicken wollenen Rock, Biberrock, mit, ließen auch einen von ihren Hunden bei dem Schlitten. Ihr ganzer Proviant bestand in etwas Kuchen, Zucker und einer Flasche Brandtewein. Auf einer großen Eisscholle mußten sie ihr Nachtlager aufschlagen. Am folgenden Tage wurden sie weit in die Bay hineingetrieben, und Farrant hatte das Unglück ins Meer zu fallen. Zwar zog man ihn wieder lebendig heraus und wickelte ihn in den dicken Biberrock, aber bei der stets zunehmenden ungeheuren Kälte und der kümmerlichen Nahrung, denn es war ihnen nur noch ein Stück Zucker übrig, unterlag er dem Elende noch an eben diesem Tage.

Ein starker Nordostwind trieb ihre Scholle stets weiter fort, die Kälte stieg dabei beständig, Tomson schwoll am ganzen Kopfe unmäßig auf, verlohr bald darauf seinen Verstand, und gerade beim Untergange des Mondes verschied er auf dem Eise.

So war nun nur noch der einzige Roß übrig. Er war aller Nahrungsmittel beraubt, ein dicker Nebel lag auf dem Eise. Auf den Schollen umher getrieben verlohr er durch die Kälte fast gänzlich den Gebrauch seiner Finger, als endlich nach den 9 Tagen seit ihrer Abfahrt ein glücklicher Wind ihn der Küste wieder nahe brachte. In welchem Zustande erreichte aber der Unglückliche das Land! Ohne Kräfte, Hände, Füße und Nase erfroren,

kroch er mühsam an das Ufer. Obgleich nur eine deutsche Meile vom englischen Fort entfernt, bedurfte er dennoch eines ganzen Tages es zu erreichen. Er verlohr durch den Wundarzt mehrere Finger und Zehen; man sammlete für ihn 20 Pf. Sterling und sandte ihn als einen völlig unbrauchbaren Menschen in sein Vaterland, in die Orkney-Inseln.

Wenn Europäer dem dortigen Klima Trotz bieten, so wird der Eingeborne sich können demselben noch weit häufiger blos stellen. Es ist nur ein seltner Fall, daß man von erfrornen Indianern hört; dennoch ziehen sie in großen Jagdparthien Monathe hindurch in diesen beeisseten Feldern, bei einer sehr leichten Bekleidung und höchst dürftigen Nahrung auf der Jagd umher.

Und die ungeheure Kälte ist auch nicht vermögend, den Menschen verhältnißmäßig so sehr herabzusetzen, als die übrigen organisirten Körper.

Man sehe nur bestimmter auf die Bewohner der oben angeführten Länder.

Hier finden sich offenbar zwei Racen der Esquimaux; ein Nahme, den man von ihrer Gewohnheit oftmals rohes Fleisch zu essen, herleiten will; da Esskimantic in der Sprache der Abenaquir, roh Fleisch essen bedeutet.

Ellis bezeugt ausdrücklich, er habe die kleinsten zwergartigen Esquimaux nur erst in der Breite des Polarcirkels, bei Untersuchung der Wageesbay angetroffen. Diese, sagt er, waren in Ansehung ihrer Canots, ihrer

Gebräuche und ihrer Sprache nicht von den südlicher wohnenden Esquimaux verschieden; allein sie waren von einer weit kleinern Leibesgestalt, und wir bemerkten mit Erstaunen, daß so, wie wir vom Fort York absegelten, alles abnahm und kleiner ward, so daß im 61sten Grade nördlicher Breite die Bäume sich in kleines Gesträuch verwandelten.

Hearnes neuere Nachrichten von den Esquimaux an der Mündung des Kupfer-Flusses (Coppermine River) gegen den 70sten Grad der Breite, bezeugen gleichfalls, daß sie überhaupt sehr kleine Menschen sind. Obgleich nichts weniger als schmächtig, sind sie dabei dennoch schlecht gebildet und schwach. Die Farbe ihrer Haut war schmutzig kupferroth; allein Hearne fand einige hübsche Frauen unter ihnen. Der Anzug und die Sitten stimmten übrigens mit denen der Esquimaux an der Hudsonsbay überein. Sie leben im Sommer unter Zelten, und erbauen sich für den Winter elende Hütten; wohnen aber dort niemals in Höhlen oder in die Erde gegrabenen Löchern. Auch wäre dies unter einem Klima, wo der Boden nie bis auf 6 Fuß aufthauet, kaum möglich. Nur von dem südlicher wohnenden Esquimaux, auf Labrador, sagt Curtis, daß er auch dort in gegrabenen Höhlen lebe.

Diese zweite Familie der Esquimaux, die südlicheren, sind uns besonders durch Ellis, später aber durch die

mährischen Brüder, so wie auch durch Hearne und Curtis genauer bekannt geworden.

Sie sind von mittlerer Größe, und sehr zur Fettigkeit geneigt. In diesem Punkte übertreffen sie die Grönländer, denen sie sonst dem äußern Ansehen nach völlig in Rücksicht der Hautfarbe, der Bildung der Gesichtszüge, der Haare, des großen Kopfs, der kleinen Hände und Füße gleichkommen. Sie bedienen sich der Schnee-Augen, wodurch die Kraft des von dem daurenden Schnee zurückgeworfenen Lichts vermindert, und das Gesicht erhalten und gestärkt wird. Sie bestehen aus zwei schmalen Hölzern, artig und passend gemacht, um das Gesicht zu bedecken. In der Mitte sind sie mit zwei langen schmalen Oefnungen oder Einschnitten versehen, wodurch sich die Gegenstände zeigen.

Die Grönländer und die Esquimaux sind sich auch bis auf kleine Nüanzen in Ansehung ihrer Kleidung, ihrer Sitten und ihrer Lebensart ähnlich. Die Frau des Esquimaux trägt weite mit Fischbein gesteifte Stiefeln *), und hierin ihre Kinder; das jüngste aber, wie die Grönländerin, stets in der Kappe des Rückens. Auch ist der Esquimaux, als ein hülfloserer Mensch, der mit den Europäern in geringerer Verbindung steht, von mehreren Bequemlichkeiten des Lebens weiter entfernt. Er bedient

*) Man sehe das Kupfer.

UNIV. OF MICH.

sich daher (besonders der Esquimaux des höchsten Nordens) statt des Eisens oftmals nur geschärfter Steine zu seinen Pfeilen und Spießen. Unter sich sind sie ohne Oberherrn oder irgend eine Regierung einander völlig gleich. In Rücksicht der Religion, so scheinen sie doch ein höchstes Wesen anzuerkennen, aber gleichfalls ein mächtiges, böses Wesen. Nach der Verbrennung ihrer Todten errichten sie ihnen eine Stange als Grabmonument.

Wie die Grönländer leben sie zu Zeiten in Polygamie; dennoch ist ihre Fruchtbarkeit nur geringe. Auf Labrador rechnet Curtis nur etwa 1600 Menschen.

Der Esquimaux genießt auch allerdings noch weit entschiedener als der Grönländer fast alles roh. Die von ihm gefangenen Fische sahe Hearne sofort ohne alle Zubereitung verzehren; eben so die Füße des Seehundes und die ausgeschnittenen Theile des Wallfisches, auch trinken sie den Thran in großen Zügen.

Ein nach England hinüber gebrachter Esquimaux, obgleich bereits eine Zeitlang an unsere Nahrungsmittel gewöhnt, sahe einst, wie dort ein gefangener Seehund zerstückelt ward. Der hiebei herausfließende Thran weckte plötzlich seine ganze Vaterlandsliebe. Er leckte ihn begierig auf und rief dabei: „Ach wie lobe ich mir mein liebes Vaterland, dort konnte ich meinen Magen hiemit anfüllen!“

Ihr trauriges Land und die Ungewißheit ihrer Nahrung zwingt sie zuweilen zu höchst sonderbaren Hülfsmitteln. Sie verursachen sich nämlich, wenn sie den Hunger nicht befriedigen können, Nasenbluten und saugen das Blut hinunter.

Alles dies sind indeß nur unbedeutende Unterschiede zwischen ihnen und den Grönländern; denn ihr Einerleiseyn ward durch die Uebereinkunft ihrer Sprachen in den letzteren Jahren außer Zweifel gesetzt.

Als einer der Herrnhuter-Missionaire auf Labrador, denen sonst gegen die Europäer scheuen Esquimaux auf grönländisch zurief: „sie sollten zu ihm kommen," waren sie erstaunt, ihre eigene Sprache reden zu hören, und riefen: „Unser Freund ist gekommen!" Alle folgende Unterredungen bekräftigten dann, daß das Grönländische und Esquimauisch eine und dieselbe Sprache sey. Auch der Charakter und die Talente beider Völker stimmen mit einander bis auf Familien-Nüanzen überein; und ein Knabe, ein junger Esquimaux, der von den mährischen Brüdern gut behandelt ward, zeigte keine geringe Geistesfähigkeiten.

Jetzt rufe man nun folgende Thatsachen zurück.

Die Hitze des Senegals, welche das Ei siedet, und die nackte Fußsohle aufreißt, schmälert dem Neger weder die Leibesgröße, noch die Fähigkeiten des Körpers und

Geistes *). Dem Hunde, dem einzigen Hausthiere, dem die Natur die Dauerhaftigkeit zugestand, seinem Herrn fast über alle Zonen der bekannten Erde zu folgen, dem Hunde raubte sie dagegen dort seine Stimme und seine Bekleidung; die ungeheure Kälte der Polarwelt, welche alle organische Körper verkleinert, welche die Birke und die stolze Tanne zur Erde hinabdrückt, verkleinerte den Fuchs und nahm dem Hunde sowohl seine Sprache als seine Talente.

Nur allein an der Dauerhaftigkeit des Menschen scheitert die Gewalt der Temperatur unserer Erde, selbst in ihren Extremen. Hiezu zählte freilich den Menschen das Vorrecht, den Maniok, den Pisang und den Zuckergeist eben so gemächlich in seine Natur zu verwandeln, als das rohe Löffelkraut oder den Wallfischthran. Und wenn gleich sein Körper in Rücksicht der Größe und der Gestalt die Macht des Klimas, so wie jeder organische Körper fühlen mußte, so erfährt er dies dennoch in einem weit unbedeutendern Grade als alle die übrigen Quadrupeden; denn seine Fähigkeiten bleiben dabei unverändert. Hier zeigt sich also die Erhabenheit unseres Geschlechts, die vollgültige Aussteuer, deren uns der Schöpfer vorzugsweise gewürdiget hat, und wodurch er uns zu Herren der ganzen Erde, aller übrigen lebenden Geschöpfe

*) Man sehe die beiden vorhergehenden Jahrgänge dieses Taschenbuchs.

einsetzte: „Der Mensch dauert überall über der Erde, und nimmt die Hauptgrundlage seiner Größe und Herrschaft, das Talent, welches allein alles unterjocht, fast gänzlich unverändert überall mit sich.“

Nach dieser wohl nicht unwichtigen Episode kehren wir zu der Untersuchung der Länder von Nordamerika zurück. Hier folgen die vasten Gegenden, welche den Polarländern theils noch selbst angehören, theils ihnen angrenzen bis gegen Canada hin.

Gerade den letztern Zeiten verdanken wir trefliche Entdeckungen in diesem großen Gebiete, und für die Geschichte des Menschen wichtige Aufschlüsse.

Die Hudsonsbay oder vielmehr die sie in Westen umgebenden und diesen angrenzende Länder gewähren aber einen höchst merkwürdigen Anblick.

Man umfasse mit einem Blicke die große Erdfläche vom 70sten Grade der Breite bis gegen die fünf großen Seen, oder um dem Gemählde mehr Rundung und Vollständigkeit zu geben, und die Quellen der dortigen Flüsse darin mit aufzunehmen, bis zu der Mündung des St. Lorenz Flusses, und begrenze dies gegen Westen mit Mackenzies Fluß und den steinigten und glänzenden Bergen; was für ein sonderbar gebildetes Land!

Schon die zuerst angenommene Grenze zeigt indeß eine Fläche mit mehr als 130 einzelnen Seen bedeckt, welche durch kleine, bald brauchbare, bald unbrauchbare

Flüsse verbunden, sich theils gegen Osten in die Hudsonsbay ausleeren, theils nach Südosten die fünf großen Wasserbehältnisse von Canada bilden, die denn wiederum durch einen mächtigen Abzugskanal, den Carakui, oder St. Lorenzfluß, sich ins Meer ergießen.

Diese ungeheure Landfläche hält uns also noch jetzt gleichsam die Denkmähler ihrer ehemaligen Ueberschwemmung, wahrscheinlich der jüngsten großen Fluth auf unserm Erdball, vor Augen. Hiedurch und durch die gen Westen höher liegenden Regionen erklärt es sich, wie diese bewundernswürdige Gruppe stehender Gewässer, als zurückgebliebene Meeresvertiefungen entstanden, und zugleich beständig durch die von oben zu ihnen hineinfliessenden größern und kleinern Flüsse in Bewegung gesetzt, frisch erhalten werden.

Da diese Gegenden die Hauptsitze der Thierarten sind, welche den vorzüglichen Gegenstand des Handels ausmachen, so mußte dem sich hiemit beschäftigenden Europäer äußerst daran gelegen seyn, sie genauer zu kennen.

Schon in den frühern Jahrhunderten waren es die Engländer, welche auf diesen Theil der Erde so vorzüglich ihren Untersuchungsgeist verwendeten. Man darf sie deshalb mit Recht für die Entdecker von Nordamerika ansehen.

Cabot, wenn gleich ein Venetianer, ward dennoch 1497 von König Heinrich VII. von England zur Entdeckung nach Nordamerika gesandt. Er lief im Früh-

Kinge dieses Jahrs von Brisiol aus, und entdeckte die Küsten von Neuland an bis Florida; also fast ganz Nord-Amerika. Gleich darauf setzte sein Sohn Sebastian Cabot, in England geboren, diese Untersuchungen fort. Sodann machte Forbisher drei Reisen dorthin; daher noch die nach ihm genannten Strassen. Hierauf fand (1587) Davis die für den Wallfischfang wichtige Straße, zwischen Grönland und dem Eingange zur Hudsonsbay, welche noch nach ihm benannt bleibt. Ihm folgte Lancaster und Weymouth; diesen aber der eben so berühmte als unglückliche Hudson. Der große Meerbusen nebst ihrer Straße führen mit Recht seinen Nahmen; denn sie wurden von ihm entdeckt, und ersterer ward zugleich sein Grab. Zwei Bösewichte auf seinem Schiffe setzten den seinen Mann nebst seinem Sohn, einen Knaben, in die Schaluppe, und ließen ihn dort ohne Hülfe zurück; er ward entweder von den Wilden ermordet oder ein Raub des Hungers.

Button bestimmte nun die westliche Küste, und nannte dort nach seinem Nahmen die Bay, wo er überwinterte; sie ist über Prinz Wallis Fort gelegen. Hierauf drang endlich 1615 Bylot, nebst dem berühmten Seemann Baffin durch eine ganz neue Straße zu der nördlichsten Polargegend, der Baffins- oder Bylotsbay.

Diese Reise lehrte die höchsten Punkte der dortigen Meere kennen; denn Baffin gieng bis über den 78ten

Grad der Breite hinauf, und nannte daselbst eine an Wallfischen sehr reiche Einfahrt Thom. Smith Sound.

Bald darauf folgten Lucas Fox und der Capt. James; jener machte mehrere Entdeckungen in Norden, während daß Letzterer den südlichsten Theil der Hudsonsbay auffand, welche daher noch jetzt seinen Nahmen trägt.

Durch so viele Reisen lernte man nun die Wichtigkeit der dortigen Fischereien und Peltereien stets deutlicher einsehen, und hiedurch entstand 1669 die erste Anlage zur heutigen Handelsgesellschaft der Hudsonsbay; sie erhielt ihren Freibrief am 2ten Mai durch den Prinz Rupert von König Carl II.

In dem letzten Jahrhunderte verdanken wir zuerst den brittischen Seemännern Barlow (1719) und Scroggs (1722) die weiteren Entdeckungen in diesen Gewässern.

Als aber die wichtige Frage wegen einer nordwestlichen Durchfahrt ins Südmeer die Handelsnationen beschäftigte, nahm sich England dieser Sache so warm an, daß es einen Preis von 20,000 Pf. Sterl. auf diese Entdeckung setzte. Auf die Art entstanden durch den regen Eifer des Arthur Dobbs, die für dieses Unternehmen berühmten Reisen des Capt. Middleton im Jahre 1742; ferner 5 Jahre darnach die von Moore und Smith, wovon Ellis uns das Tagebuch geliefert hat.

Freilich bewiesen diese Reisen nur stets deutlicher die Unwahrscheinlichkeit einer solchen nordwestlichen Durchfahrt, aber sie bestimmten eine große Anzahl von Hauptpunkten und Einschnitten in der Hudsonsbay, und waren zugleich für die Völkerkunde vom höchsten Interesse.

Daß aber die englische Gesellschaft der Hudsonsbay aus Eifersucht die weitere Entdeckung der Binnenländer nicht zu verhindern sucht, das haben die neuesten Sendungen des Hearne und Lawrenz unwiderleglich bewiesen.

Hearn und der Canadier Makenzie haben aber dem großen Gebiete zwischen der Hudsonsbay, dem nördlichsten Eismeere, und dem Südmeere fast eine neue Gestalt gegeben. Die Lagen der Binnenseen und der Flüsse ist genauer bestimmt; zwei wichtige Grenzpunkte der Küste, die Mündungen des Kupferminen- und des Makenzie-Flusses in dem nördlichen Ocean sind festgesetzt, und mit den Bewohnern aller umliegenden Gegenden sind wir bekannt geworden.

Hearnes Reise war bereits mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, allein die letzte Reise des canadischen Emissairs Makenzie übertrifft fast alles, was man von Landreisen mühseliges kennt; sie grenzt zuweilen z. B. bei dem Uebertragen des Bootes über die felsigten Gebirge, fast an das Unglaubliche. Dafür erhielt er auch den Preis vor allen seinen Vorgängern. Er durchschnitt von Canada aus das ganze vaste Continent

von Nordamerika; er durchbrach und bestimmte genau die Gebirgskette, welche die westlichen Flüsse von den östlichen trennt, und er gelangte unter 52½ Graden der Breite und 128 Gr. 2 Minuten der westl. Länge von Greenwich, an das Südmeer. Hiedurch kam er dann den wichtigen Entdeckungen von Cooks würdigsten Nachfolger, von dem unermüdlichen und genauen Vancover entgegen, und vernichtete auf die Weise eine Reihe von Träumen und Systemen über die dort geahnte Durchfahrt.

Es bleibt stets merkwürdig, daß beide Reisende, nämlich Hearne und Makenzie, in dem großen Gebiete, welches sie durchwanderten, nur auf zwei bedeutende Flüsse gestoßen sind, die sich ins Eismeer ergießen. Ihre Mündungen sind beide in Ansehung der Breite nicht sehr verschieden, beide zwischen den 68sten und 69sten Graden; allein da sie über 8 Längen Grade, also auf 45 d. Meilen von einander stehen, so bleibt stets noch eine sehr große Fläche unbekannt, und es steht zu wünschen, daß man sie untersuchen möge, wäre es auch nur, um dadurch mehrere Punkte der Küste, also die Form des dortigen Oceans zu bestimmen.

Ebenfalls bleibt uns noch ein Gebiet von einigen tausend Quadratmeilen, zwischen der Hudsonsbay und dem Kupferminenflusse zu bereisen übrig. Freilich möchten diese, bei ihrer so hohen Lage nach Norden, nur in wenjger Rücksicht belehrend seyn; sie dienen wahrscheinlich

nur den gejagten Pelzthieren als Zufluchtsörter. Allein eben um ihrentwillen durchwandern ja die Europäer selbst die viel weiter nach Westen gelegenen Regionen zwischen den südlichen Theilen der Hudsonsbay, den fünf großen Seen von Canada und den steinigten Gebirgen.

In diesen jagdreichen Revieren zeigen sich deshalb drei Nebenbuhler im Handel, alle drei Original-Engländer, nämlich die Pelzhändler der Hudsonsbay, die der Canadier und endlich der nordamerikanischen Freistaaten.

Wenn Canada schon unter französischer Herrschaft sowohl durch Missionaire, als nachmals auch durch Handelsleute sehr vieles zur Kenntniß der Binnenländer beitrug, so gebürt unter diesen dreien der heutigen englischen canadischen Handelsgesellschaft die Ehre, in unsern Zeiten das meiste für die Aufklärung der Geographie dieser ungeheuern Länderstriche gethan zu haben.

Seit 1766 drangen ihre Pelzhändler von dem Fort Mischillimakinak, am See Michigan, weit nach Westen vorwärts. Curry gieng bis zum Flusse Saskatchiwin; und bald darauf folgte ihm Finlay. Ihr bedeutender Gewinn machte die Hudsonsbay-Compagnie rege, welche daher 1774 bis zum Störsee (102° westl. L.) vordrangen. Im folgenden Jahre gelangte Forbisher von Canada aus zum See La Crosse (108° westl. L.) und seine Reise ward ihm reichlich durch den Einkauf belohnt. Peter Pond unternahm 1778 sogar die Reise zu dem

See Athapuscow, auch der Bergsee genannt, (gegen 59° Br. 266:270° L.) und erreichte ihn.

Von nun an wurden diese Excursionen, und daher die Entdeckungen stets häufiger und westlicher. In den letzten Zeiten kam (1791) Vandriel zum Rothwildprettsflusse. Fidler 1793 bis zu den südlichen Quellen des Saskatchiwin, des Bad-Flusses, der Cattanhowes; also südlich zum steinigten Gebirge, nördlich aber bis über den Sklavensee zu den glänzenden Bergen, ohnstreitig eine Verlängerung jenes Kettengebirges nach Norden hin.

Wenn es indeß bestimmt gewiß ist, daß Lawrenzie von den südöstlichsten Etablissements der Hudsonsbay-Compagnie in den Jahren 1790 und 1791 gar nach Californien gekommen und auf dieser Reise jenseits der steinigten Gebirge einen bedeutenden See entdeckt hat, der an Größe dem Huronen-See gleichkommt (wie ihn auch die letzte große Weltcharte von Arrowsmith zeigt) dann wäre freilich nur allein die letzte Reise von Makenzie noch wichtiger.

Schwerlich findet sich auf der Erde ein Welttheil, in welchem das letzte (18te) Jahrhundert so außerordentliche Entdeckungen gemacht hat; vorzüglich wenn man sich dabei erinnert, daß die von Europa aus westlichen Grenzen von Nordamerika, die Küsten des Südmeers gleichfalls in diesen letzten Jahren genau bestimmt sind.

Diese erstaunliche Länderfläche, die sicher mehr als 166000 Quadratmeilen beträgt, was mag sie nicht für Völker, für Thierarten und sonst für zahlreiche merkwürdige Produkte enthalten?

So würde man wohl wegen der Größe des Gebiets, wegen seiner Unbekanntheit und weiten Entlegenheit unwillkührlich fragen.

Dies ist indeß eben nicht der Fall. Schon konnte man nach der Ansicht der Lage, verbunden mit richtiger Kenntniß der Einwirkung des Klimas, diesen neu durchwanderten Ländern keine sehr große Varietät im Thier- und Pflanzenreiche zutrauen. Und die zuvor bemerkte innere Bildung, der außerordentliche Ueberfluß an großen und kleinen Wassermassen vermehrt diese Vermuthung, denn es ergiebt sich daraus ein lange ersoffener junger, zu einer sehr großen Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Thieren des Landes minder geschickter Boden. Fast alles, was in dem warmen Westindien, oder noch mehr in dem heißen Asien und dem glühenden Afrika das Leben in millionfacher Gestalt hervortreibt und erhält, das mindert hier die Kälte des Himmels und das dadurch viele Monate lang gefrorne mit unzählbaren Seen bedeckte Erdreich.

Das Klima dieses großen Gebiets ist freilich selbst unter einer und derselben Breite verschieden. Je weiter man gegen Westen fortrückt, je weiter man sich nämlich von der Hudsonsbay entfernt, desto milder wird die Luft.

Und warum? weil die Winde, welche über Grönland und dort umherliegende Eisländer und über die größten gefrornen Wassermassen der Baffins- und Hudsonsbay wehen, nur erst nach einer längern Reise, auf der sie bereits an Intensität der Kälte verlieren, zu den westlichern Ländern gelangen.

Dieses Phänomen war bereits von Carver auch in geringern Breiten am See Michigan bemerkt; es wird ferner durch die Wetterobservationen der nordamerikanischen Staaten und durch Umfrevillens Nachrichten bestätigt. Hearn's und Makenzies neueste Reisen stimmen hiemit völlig überein; auch beweist ersterer von der nordwestlichen Küste von Amerika unleugbar, daß sie unter gleicher Breite eines mildern Himmels genieße, als die Ostküste, z. B. die von Labrador oder die Einfassung der Davisstraße.

Im Ganzen bleibt das große Gebiet ein bis jetzt an Pflanzen und Thieren armes unermeßliches Land, bewohnt von einzelnen Horden oder wandernden Stämmen Wilder, welche ihr Leben zu fristen mit stetem Jagen und Fischen beschäftigt seyn müssen, und die dennoch oftmals im tiefsten Elende schmachten, ja wohl gar vor Hunger umkommen.

Es ist der Mühe werth, näher mit der Lage und dem Lokal dieser dürftigen Menschen bekannt zu werden, denn es bietet einen treflichen Beweis gegen den Werth des

rohen, freien Natur-Zustandes dar, dem Rousseau und ähnliche Philosophen so laut das Wort reden.

Wenn man unter diesen Völkern eine große Hauptabtheilung annimmt, so zerfallen sie in Nord- und Süd-Indier; beide wohl reich an Nebenzweigen; besonderen Stämmen.

Die den Esquimaux zunächst wohnenden Nationen, welche vornämlich durch die Pelzhändler der Hudsonsbay-Compagnie, und auch zum Theil durch die canadischen uns in den letztern Jahren genauer bekannt geworden sind, belegt man mit der allgemeinen Benennung der Nord-Indier.

Ihr Gebiet ist außerordentlich groß. Hearne begrenzt es fast mit dem 58sten und 68sten Graden der Br. Er setzt ihnen von Osten nach Westen zu enge Grenzen, da wir, durch Makenzie's neuere Reisen belehrt, sie nicht blos von der Hudsonsbay bis an den Kupferminenfluß, sondern sicher mehr als 8 Längengrade weiter bis über Makenzie's-Fluß hinauf setzen können.

Hearne gesteht ja auch selbst, daß die Indianer des Kupferflusses völlig ein und eben dieselbe Nation mit den Nord-Indiern ausmachen, und daß ihre Sprachen nur, wie die Dialekte einzelner Provinzen Englands, von einander abweichen.

Hier wäre also eine Fläche von beinahe 10 Graden der Breite und wenigstens 30 der Länge, denn man sieht keinen Grund anzunehmen, daß diese Indier sich in

Norden nicht durch mehrere Längengrade über Makenzies Fluß hinauswagen sollten.

Dieses Gebiet, wenigstens von mehr als 30000 Quadrat-Meilen, hat mancherlei Abwechselungen. Hearne beschreibt den großen Theil desselben, welchen er selbst durchwanderte, als eine erhobene Fläche von felsigtem Boden, die zwar hie und da mit Holzungen bekleidet ist, allein im Ganzen doch nur eine sparsamere Vegetation zeiget. Ihre vorzüglichsten Pflanzen sind Moose und ein Kraut, welches der Indianer Wish-a-capuca nennt.

Unter diesen Moosen sind einige Arten, wie auf Island, für den Menschen von großem Werthe. Gekocht nehmen sie eine gallertartige Consistenz an, und liefern, wie der Sago, eine sehr nahrhafte Speise; ein Vortheil der für die Jäger-Nationen dieser Gegenden, bei oftmals eintretendem Mangel an Wildprett von höchster Wichtigkeit ist.

Jenes Kraut aber, Umfreville schreibt es Weesuc-a pucka, ist eins der vorzüglichsten Arzeneimittel der Nord-Indier. Ein Aufguß von dessen wohlriechenden Blüthen stärkt den Magen und wirkt kräftig gegen rheumatische Beschwerden. Zu Pulver gerieben und äusserlich gebraucht, heilt es selbst veraltete Geschwüre, ja den kalten Brand.

Die erstaunliche Menge von stehenden Gewässern, womit das Land wie übersäet ist, bringt gleichfalls mehrere schnellwachsende Wasserpflanzen hervor, wovon sich

vorzüglich die hier in sehr großen Schaaren ziehenden Wasservögel ernähren. Hiedurch gewähren diese Seen keinen geringen Vortheil für Nationen, die ohne Ackerbau durch die Jagd dieser Zugvögel sich ihres Lebens Unterhalt erleichtern. Sie sind so zahlreich, daß man oftmals in einem Frühjahre nur von einer einzigen Art Gänse 6000 tödtet, und geben wegen der warmen Federn oder Daunen gedoppelten Nutzen.

Einen wichtigern Vortheil gewähren aber in dieser Rücksicht eben diese Seen, durch den Fischfang. Bald sind es Störe, bald Lachse und verschiedene Arten von Barsen, Karpfen und Hechten, welche sich reichlich in den meisten dieser Seen und ihren Flüssen fangen; doch haben die mit Holzung versehenen Gegenden hierin den Vorzug.

Der Fischfang mit der Angel ist leicht, allein der mit Netzen wird im Winter bei dem tiefen Einfrieren der Oberfläche mühsam. Durch große in das Eis gehauene Löcher werden die Netze eingesenkt und durch eigene kleine Anker nach Willkühr fest gehalten. Da diese Fischereien oftmals das einzige Hülfsmittel zur Erhaltung ganzer Stämme sind, so unternimmt sie der Nord-Indier mit vielen abergläubischen Cerimonien. Das seltsamste Gemisch von Dingen, z. B. Menschen- und Biberhaar, Eingeweide von der Moschus-Ratte, geronnene Milch aus den Mägen saugender Thiere genommen, werden neben

dem Köder, als ein Zauber, ins Wasser gelassen, und der zuerst gefangene Fisch darf niemals gekocht, sondern nur geröstet werden.

Der dritte wichtige Vortheil, welchen diese Seen gewähren, ist die bequeme Verbindung weit entfernter Gegenden untereinander. Fast alle diese Seen hangen nämlich bald durch kleinere, bald größere Flüsse mit einander zusammen. Mehrere dieser letzteren sind freilich selbst für die leichtesten Böte (Canots), wenigstens in der trocknen Jahrszeit, zu seichte. Indeß ist alsdann dieser unbefahrbare Zwischenraum selten sehr groß. Die Waaren werden ausgeladen, und so wie das leichte Boot selbst, auf den Schultern, ein auch wohl mehrere Meilen fortgetragen und bei abermaliger Erreichung von fahrbarem Wasser, schifft man sich neben den Handelsprodukten und Proviant von neuem ein. Ein solcher Zwischenraum heißt ein Trageplatz (Portage). Die Gewohnheit und die Leichtigkeit des Baues der Canots, findet hiedurch Mittel, von der Hudsonsbay oder von Canada aus, einen bequemen Handelsweg zu bilden, der fast von dort bis gegen die steinigten Gebirge fortläuft. Was für erstaunliche Vortheile kann der kultivirte Mensch hieraus für seinen Handel dereinst ziehen, wenn er diese Gewässer gehörig benutzt und sie in förmliche Kanäle ausbildet! Auch haben schon die vereinigten Staaten von Nord-Amerika seit mehreren Jahren diese treffliche Winke der Natur benutzt, und werden hiedurch bald die Wasserfahrten vom

atlantischen Meere zum westindischen Ocean für die meisten Staaten eröfnet haben.

Nach den vorzugsweise sogenannten fünf großen Seen von Canada, zeichnen sich unter diesen viel hundert stehende Gewässer wegen ihrer Größe besonders aus, der See Winipig, der See Athapuscow und der Sklavensee. Der erste nimmt zwischen dem 96 und 98sten Gr. westl. Länge von Greenwich und von $50\frac{1}{2}$ bis $53\frac{3}{4}$ Gr. der Breite leicht auf 700 Quadratmeilen ein, er steht durch den Gänsefluß mit der Hudsonsbay, und durch den Winipig-Fluß mit dem Oberen-See (Lac superior) in Verbindung. Der schmale Athapuscow oder Bergsee (Arabasca) viel weiter nach Nordwesten gelegen (zwischen 58 und 59 Gr. der Br.) erstreckt sich fast durch fünf Grade der Länge, und an ihm ist das englische Fort Chippeway gelegen, von welchem Makenzie seine berühmten Fuß- und Wasserreisen anhub. Der Elennthierfluß verbindet ihn im Süden mit den vielen kleinen Seen, die, so wie der Winipig mit den großen Wasserbehältern von Canada zusammenhängen; in Osten führt aber eine andere Reihe von Seen und Trageplätzen nahe zum Churchillfluß, also zu einer Verbindung mit der Hudsonsbay. Endlich begreift einer der größten dieser Binnenseen, der Sklavensee mehr als 8 Grade der Länge und an einigen Orten beinahe zwei Grade der Breite. Er ist fast ein Meer von süßem Wasser, größer als der See Erie, und Makenzie gebrauchte mehrere Tage, um nur einen

Theil der nördlichen Ufer zu befahren. Südlich verbindet ihn der Sklavenfluß mit dem Athapuscow (Bergsee); nordöstlich aber geht von ihm der den Nahmen des Entdeckers tragende Makenziefluß unter 69 Grad 14 Minuten der Breite in das Eismeer. Makenzie nannte die Insel der dortigen Mündung, die Wallfischinsel, wegen der Menge dieser Fische, und errichtete daselbst (am 14. Jul. 1780) einen Denkpfahl, dessen Inschrift seinen Nahmen, die Anzahl seiner Begleiter, die Zeit seines Hierseyns und die Breite des Orts enthielt.

Diese drei großen Seen darf man mithin als eine Fortsetzung jener fünf mächtigen Wasserbehälter von Canada ansehen. Sie laufen als eigene Stationsmagazine bogenförmig von dort gegen das Eismeer fort und gewähren vielfache Benutzungen.

Jetzt nun bestimmter zu den Bewohnern dieses vasten, nur erst seit kurzem aus der Unbekanntschaft hervorgezogenen Gebiets; zu den Nord-Indianern; Hearne hat uns das treueste Gemählde von ihnen geliefert.

Sie sind von mittelmäßiger Größe, wohlgebauet und stark, aber nicht korpulent. Sie besitzen indeß weder die Thätigkeit noch die Gewandheit der ihnen zunächst wohnenden Knistenaux.

Die Haut ist fast kupferfarb, aber sehr sanft und glatt; kein Volk der Erde hat dabei eine weniger riechende Ausdünstung als die Nordindier, so bald sie sich reinlich halten. Das Haar ist bei ihnen schwarz, straff und

gerade. Die Barthaare sind zwar dünne gesäet, allein sie sind sehr hart und kraus; nur Einige haben die Gewohnheit sie auszureißen. Unter den Achseln sind sie völlig glatt, und auch an den übrigen Theilen des Leibes nur sparsam behaart; doch reißen sie sich die Haare des Körpers nicht aus.

Ihre Gesichtszüge weichen durchaus von denen der benachbarten Indier ab. Bei einer kleinen Stirn und kleinen Augen, haben sie erhobene Backenknochen; eine Habichtsnase, ein volles Gesicht und ein großes Kinn.

Alle Nord-Indianer, auch die des Kupferflusses und die Hundsribbenindianer tatuiren sich drei oder vier parallele Striche auf jeder Backe.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß eine so sehr verbreitete Nation, selbst in den Theilen dieser Länder, welche nicht ganz ohne Fruchtbarkeit sind, nirgend eine feste Ortschaft, Flecken oder Dorf anzulegen versucht habe. Winter und Sommer wandern sie in großen Familien umher, und leben unter Zelten, welche, so wie ihre Kleider, von Hirschfellen verfertigt sind. Außer diesen Zelten und schmalen Schlitten, besitzt der Indier Raquetten, Schritt- oder Schneeschuhe, um über das Eis und den Schnee zu laufen *), welche sich sehr spitz endigen und von Weiden gemacht sind, mit Riemen von

*) M. s. das Titelkupfer.

Hirschleder durchzogen; ferner ein Gefäß von Birkenrinde, welches statt eines Kessels dient, in welchem vermittelst glühender Steine das Wasser und dadurch das Fleisch gekocht wird; Bogen und Pfeil oder eine Flinte; und endlich ein sehr leichtes für einen einzigen Menschen tragbares Boot. Dieses hat die Form einer Weberspuhle und wird zum bequemen Forttragen dem Menschen vermittelst eines Riemens über die Schulter gehangen. Mit diesen geringen Bedürfnissen, welche sie größtentheils den armen Weibern und den Hunden aufbürden, ziehen sie bald den Zugvögeln nach, bald jenen Hirschen, bald den Pelzthieren; oder sie verweilen zum Fischfang an irgend einem fischreichen See. Aber auch nicht einmal haben sie sich der zähmbaren Thiere zu Nutze zu machen gewußt, die doch der Lappe, der Tanguse, der Koriäke, ja sogar der Tschukschi in Hausthiere zu verwandeln verstand. Das Rennthier ist bei ihnen nur so wie der Bison und Moschusochse (1) Bos Bison L. 2) Bos Moschatus) für die Jagd. Ganze Heerden der letztern und große Rudel der erstern durchwandern diese Länder, und statt sich diese zu einer dauernden Nahrung und dauernden Nutzen zu erziehen, sehen sich diese rohen Menschen gezwungen, den Triften der jagdbaren Thiere oftmals dreißig und mehr Meilen nachzulaufen, um nur ihren Hunger zu stillen. Dennoch verstehen sie es, sich des Hundes, wenigstens zum Theil, zu bedienen. Er ist ihnen nämlich mehr ihr Zugvieh und Lastvieh, als ihr Jäger. Wie

bei den Kamtschadalen zieht er zuweilen den kleinen, schlecht gebaueten Schlitten; allein weit gewöhnlicher trägt er, wie unser Maulthier, die Zelte und das wenige Hausgeräthe. Diese Hunde-Race kommt dem Fuchse und auch dem Wolfe sehr nahe. Sie ist muthig und stark, indeß gelehrig. Weiß man, daß die aus Salzburg vormals vertriebenen Protestanten, als sie nach Nord-Amerika hinwanderten, dort durch die Zähmung eingefangener Wölfe eine brauchbare Hunderace erzielten, daß ferner bei der Entdeckung von Amerika nirgend unser Haushund angetroffen ward, so darf man kaum zweifeln, daß dieser nutzbare Hausgenosse des Nord-Indianers von einer der beiden so eben genannten wilden Raubthierarten seinen Ursprung genommen hat.

Die Jagden, welche mit Einschluß der Fischerei die Hauptnahrungsquellen der Nord-Indianer ausmachen, sind von verschiedener Art. Der Jäger nähert sich z. B. vorsichtig den Heerden der Büffel, legt sich auf den Bauch nieder und feuert oft 50 und mehrmal, ehe die Heerde dadurch zur Flucht gebracht wird.

Das Elennthier, welches gleichfalls hier vorkommt, wird einzeln verfolgt und geschossen, so wie die Bären und Wölfe. Große Treibjagen werden aber durch eigene Verschläge bewerkstelliget, welche von einem sehr weiten Umfange stets enger zusammenlaufen. Das Ganze besteht aus hiezu eingerammten Pfählen, zwischen welchen oftmals Baumzweige gereihet stehen. Man sucht dann

das Wild, durch mehrere Jäger, auch selbst durch Frauen, langsam hineinzutreiben, und die Schützen erlegen es sodann, theils beim Eingange des engen Pfahlwerks, theils ganz im Innern selbst. Dies ist besonders bei den Büffeln und dortigen Hirschen (Dama Virginiana) häufig der Gebrauch. Entkommen nun gleich die meisten, so werden dennoch bei der großen Anzahl dieser Thiere gewöhnlich mehr davon erlegt, als die herumziehende Familie oder der Stamm für den Augenblick bedarf. Man benutzt daher oftmals nur allein die Zunge und das Fett, der Körper selbst bleibt ein Raub der wilden Thiere.

Von Geflügel bieten sich dem Nord-Indianer mehrere Arten wilder Enten und Gänse, Kraniche und Rebhüner in Menge dar. Letztere fangen sie mit vielem Glücke in eigenen dazu aufgestellten Schnirren.

Ein höchst merkwürdiges Beispiel, wie der hiesige Mensch fähig ist, durch gescheute Benutzung derselben sein Leben zu fristen, stellt uns Hearne in der folgenden Erzählung auf.

Als er von der Mündung des Kupferminenflusses zurückkehrte (Jan. 1772), ward sein Weg dadurch lehrreich, daß er über den damals eingefrornen großen See Athapuscow zu Hause gieng. Indem seine Indianer von dessen südlichem Ende aus auf die Jagd giengen, fanden sie im Schnee Spuren von menschlichen Fußstapfen. Diesen folgten sie und trafen eine kleine indianische Hütte an, und in derselben eine einzige junge Frau. Diese

Einsiedlerin, von der Nation der Hundsribben-Indier war von den Indiern von Athapuscow bereits im Sommer des Jahres 1770 gefangen, und die entsetzliche Ermordung ihres Säuglings bestimmte sie alles zu wagen, um sich von diesen Barbaren zu retten. Sie hatte indeß bald Gelegenheit zum Entfliehen gefunden; da sie aber durch mehrere Wasserreisen über Seen geführt war, so war ihr der Rückweg zu ihrer Heimath unkenntlich geworden. Hierüber trat der Winter ein; sie errichtete sich daher zu ihrem Schutze eine kleine Hütte. Seit länger als 7 Monaten, von aller menschlichen Hülfe verlassen, hatte sie sich lediglich von dem Fange der Rebhüner, Hasen und Eichhörner ernährt. Feuer verschafte sie sich durch das Zusammenschlagen zweier harten Kiesel, wovon sie die Funken in gedörrten Moosen und Blättern auffieng; obgleich diese Methode zuweilen fehlschlug, und sie mitten im Winter in die traurigste Lage, ohne Feuer zu bleiben, versetzte. Bei ihrem Entfliehen hatte sie ein Stück eines alten eisernen Cirkels (Tonnenbandes), ferner die Spitze eines Pfeils und einige Sehnen von Hirschen mitgenommen. Diese dürftigen Mittel waren für ihre Talente hinreichend, sich nicht nur gut zu ernähren, sondern auch zu kleiden. Das größere Eisen diente ihr als Messer, das kleinere als Pfriemen; die Hirschsehnen wurden in Netze und Fallen verwandelt. Hiedurch fieng sie die angeführten Thiere ein, und die Felle gewährten ihrer großen Industrie eine so reichliche Kleidung, daß

sie, wie Hearne sich ausdrückt, einen geschmückten, theatralischen Anzug hatte.

Indeß sind alle solche Hülfsmittel, obgleich auf eine Zeitlang ergiebig, stets unsicher. Die Indianer wissen sich freilich einigermaßen durch künstliches Trocknen und Zubereiten gegen den Mangel zu schützen; und hiedurch erhalten sie besonders zwei verschiedene, lange daurende, tragbare Speisen. Einmal verstehen sie die Fische am Feuer gut zu trocknen und bewahren sie hiedurch ziemlich lange auf. Allein das vornehmste Nahrungsmittel in den Zeiten, in welchen sie weder die Jagd noch die Fischerei erhält, nennen die Canadier Pemmican; die Nord-Indianer hingegen Achees.

Die magern Theile des erlegten großen Wildprets werden in lange dünne Streifen geschnitten; sodann über dem Feuer geröstet, oder in der heißen Sonne getrocknet, und nachmals zwischen zwei Steinen gestampft. Hiedurch wird alles gleichsam in ein grobes Pulver verwandelt, wozu man zuweilen das geschmolzene Fett der Thiere mischt. So läßt es sich bei gehöriger Sorgfalt lange aufbewahren, und bietet auf Reisen eine sehr nahrhafte Speise dar, welche ohne weitere Zubereitung, ja ohne Salz, genießbar ist.

Dieser Vorsicht der Nord-Indianer, ihr Leben zu fristen, gesellete die Natur noch die Fähigkeit hinzu, daß ihr Gaumen und ihr Magen die widrigsten und kaum

ohne Abscheu denkbaren Dinge und Mischungen annimmt.

Fast alles genießt der Nord-Indianer roh, oder er kann es — und das mit Wohlbehagen — unzubereitet genießen. Hiebei ist aber der Geschmack dieser Menschen so bizarr, daß sie die jungen so eben gebornen Hirsch- und Büffelkälber, fast allen übrigen vorziehen. Auch halten sie die äußern und innern Zeugungstheile dieser Thiere roh gegessen für die größten Leckerbissen; und wenn gleich die der männlichen Hirsche äußerst zähe sind, so würden sie glauben, durch das Zerschneiden etwas am Geschmack zu verlieren; sie zerreißen vielmehr alles mühselig mit den Zähnen! Hearne kann es kaum mit Worten ausdrükken, wie widerstehend die Gebährmutter einer Elennkuh, die so eben gekalbet hat, dem Europäer ist, dennoch macht sie, roh genossen, eine der herrlichsten Speisen für den Indier.

Das seltsamste Gericht, welches eben dieser Reisende von den Nord-Indianern sehr geschäzt fand, war folgendes. Sie kochen die aus den Mägen der Hirsche genommenen halb verdaueten Kräuter und Moose in Wasser zu Mus. Hierzu seßen sie Blut und fein zerschnittenes Fett, schütten dies Gemisch in den Magen des Thieres zurück, und lassen es mehrere Tage darin bei langsamen Feuer zusammen gähren. Hearne versichert, selbst der verwöhnteste europäische Gaumen würde hieran einen Leckerbissen finden. Freilich hat er etwas Aehn-

liches von den neugebornen Hirschkälbern behauptet, und man wird nach dieser Aeußerung etwa den Geschmack dieses Reisenden zu schätzen wissen.

Unsere Indianer haben mit den Hottentotten und den Affen einen ekelerregenden Geschmack an menschlichem Ungeziefer gemein. Matonabbi, ein vorzügliches Oberhaupt der Nord-Indianer, den wir sogleich näher werden kennen lernen, freuete sich mit der ganzen Lüsternheit eines Epikuräers auf die zahlreichen Bewohner der Pelzkleider seiner Weiber!

Im Falle der Noth dienen aber diese trocknen Felle dem Indianer selbst zur Nahrung. Wie bei den schaudererregenden Vorfällen, welche sich in der Belagerung von Paris unter Heinrich dem Großen, zur Zeit der Ligue ereigneten, stillen sie ihren Hunger mit diesem harten steifen Leder. „Zweimal, sagt Hearne, war unsere „Reisegesellschaft drei Tage ohne Lebensmittel. Wir erhielten uns zu Shetanni, während ganzer sieben „Tage, nur allein mit einigen Kronsbeeren, mit verbrannten Knochen und mit altem Leder, nebst etwas „Wasser.“

Ja er bezeugt durch mehrere einzelne Beispiele, daß diese rohen Söhne der Natur, nachdem ihnen seit einiger Zeit weder der Fischfang noch die Jagd günstig, und zugleich aller aufgesparte Vorrath verbraucht gewesen war, sie sich endlich zu dem gräßlichen Mahle der Körper ihrer von ihnen selbst getödteten, schwächern Mitbrü-

der, oder sogar, nach Ellis Zeugniß, der eigenen Kinder, gezwungen sahen.

Gefühllosigkeit und Rachsucht sind zwei Grundzüge im Charakter dieser Wilden.

Selbst ihre Weiber, in den Stunden des Gebährens, verhöhnen sie; Hearne sahe es, mit welcher scheußlichen Freude sie die Erzählung von dem Angstgeschrei und den Convulsionen eines unter den grausamsten Schmerzen Sterbenden anhörten.

Ein fürchterliches Beispiel dieses herrschenden Zuges ihres Charakters zeigte sich bei ihrem Ueberfalle der unglücklichen Esquimaux am Kupferminenflusse. Seit langer Zeit herrscht unter diesen beiden Nationen ein seltner Haß. Die Nord-Indier beschuldigen jene schwächeren Menschen der Zauberei; wenn einer der Ihrigen erkrankt oder gar stirbt, dann suchen sie diesen Tod, da er ihrem Vorgeben nach von den Bezauberungen der Esquimaux herrühret, bei erster Gelegenheit durch einen Ueberfall zu rächen und viele von letzteren auf die grausamste Art zu erschlagen.

Bei der Reise des Gouverneurs Hearne nach dem Kupferminenflusse vereinten sich einzig zu dieser Absicht mehrere Nord-Indianer mit seiner Reisegesellschaft. Sehr viele dieser Menschen hatten sich nie zuvor gesehen; allein der Gedanke, ihre Feinde ausrotten zu können, vereinigte sie innigst. Sie opferten deshalb jedes Privatinteresse und bildeten plötzlich eine Art von regelmäßigem

Corps. Kaum hatten ihre deshalb ausgesandten Spione die Gezelte der zum Fischfang in ihren Canots auf dem Meere an die Mündung des Flusses gekommenen Esquimaux entdeckt, so machten sich die Indianer zu einem nächtlichen Ueberfalle fertig; und waren so glücklich, nicht entdeckt zu werden. Zu Mitternacht drangen sie in die Zelter der ahndungslos schlafenden Feinde ein. Jeden, den sie erreichen konnten, stießen sie mit Lanzen nieder. Bei mehreren freueten sie sich, diese Qualen verlängern zu können, indem sie die verschiedenen Theile des Körpers, jeden besonders durchbohrten. Eine alte Frau zerstückelten sie auf die entsetzlichste Weise, und rissen ihr noch vor dem Todesstreiche beide Augen aus. Ein junges Mädchen, von etwa 18 Jahren, ward neben dem Engländer auf ihrer Flucht mit der Lanze niedergestoßen. Winselnd umklammerte sie seine Füße. Hearne schauderte und suchte sie durch die kräftigsten Vorbitten von den Ungeheuern zu retten. Aber zwei Nord-Indier nagelten das unglückliche Schlachtopfer zugleich mit zwei Speeren frohlockend an den Boden fest. Sie gab unter dem schrecklichsten Angstgeschrei ihren Geist auf, während daß die Indier den Engländer höhnend fragten: ob er vielleicht einer Esquimaux zur Frau bedürfe?

Demnach sind diese Nord-Indier, nach Hearns Zeugniß, mit andern verglichen, nicht gerade die bösartigsten, sie äußern zu Zeiten Abscheu gegen einzelne Mörder und zeigen sich hin und wieder sogar gutherzig.

Wer wagt es indessen wohl nach diesen Thatsachen, wie Rousseau oder noch neuerlich Liancourt, als Lobredner des freien rohen Zustandes dieser Horden aufzutreten?

Cultur, heilige Cultur, du allein bist das Palladium der Menschheit!

Viel tausend Quadratmeilen eines Landes, das von Seen und Flüssen bewässert, von den zahlreichsten Heerden fruchtfressender Thiere belebt, theilweise die besten Anlagen zum Anbau einer nahrhaften Vegetation darbietet, liegen hier völlig unbenutzt, vom stachlichten, verworrenen Kraute, von Wasserpflanzen und Erdmoosen erstickt, unter der eisernen Hand der Kälte und der Unfruchtbarkeit! Dies alles aber nur allein durch die Trägheit und Zügellosigkeit ihrer Bewohner! Ohne Bahn, als der Fährte des Wildprets, ohne Leitung, als die des Gestirns, irrt hier der freie Wilde, stets in traurigster Ungewißheit des Unterhalts für den folgenden Morgen umher. Selbst in der rauhesten Jahrszeit kaum durch die dürftigste Bedeckung geschützt, ist er gezwungen, in diesen unbenutzten Wildnissen gleichsam instinktmäßig den Heerden des Wildes, welches er zu Hausthieren erziehen könnte, oder den großen Schaaren der Zugvögel zu folgen; zittert bei melancholischer Stille in den rauhesten Winternächten unter dem elenden Obdache des zerrissenen, mit Rauch gefüllten, Gezeltes; und wird bald ein Opfer der Witterung, bald des furchtbarsten Widersachers der lebendigen Natur, des Hungers.

Ohne feste Regierung und ohne Gesetze, sind bei ihm nur die Muskelkraft und die Tollkühnheit die Gebieter. Seine Weiber, die er, wie das Thier durch Stärke erkämpft, erniedrigt er zu Lastthieren; eheliche und kindliche Liebe sind ihm unbekannt. Ohne Religion, ja fast ohne Gewissensrüge, beraubt er nicht nur den Fremdling, sondern oftmals seinen eigenen Stamm; denn nirgends ist das Eigenthum anerkannt, nirgends gesichert. Er mordet aus Jalousie, oder aus Rachsucht; er überläßt den Kranken nach einigen wahnsinnigen Gebräuchen des Abergsaubens, in der Einöde der traurigsten Hülfslosigkeit, und spöttelt bitter über die brennenden Schmerzen des Leidenden; den unbrauchbaren, ohnmächtigen Greis setzt er dem Hungertode aus, oder der Sohn giebt durch einen Schatten von Mitleid getrieben, dem Vater den Todesstreich!

Dies ist das getreue, durch die gültigsten Augenzeugen entworfene Bild der Lage und Sitte dieses freien Naturmenschen, des Nord-Indianers; und, als verabscheuete die Natur selbst das Nichtentwickeln der Geistesanlagen, womit sie ihn begabte, so bestraft sie diese Menschenrace durch die Verkürzung ihrer Jahre, und durch die möglichste Verminderung der Fruchtbarkeit der Weiber.

Man stelle nun den civilisirten Menschen dagegen, den Menschen in seiner Würde und Glorie, den Menschen in hochkultivirter Gesellschaft.

Sein Boden von Moräſten und wildem Geſträuche gereinigt, prangt mit güldenen Saaten, mit reichlich von Hausvieh belebten Wieſen, und mit regelmäßig angepflanzter, majeſtätiſcher Waldung. Die Gewäſſer zwängt er zu Canälen ein, und der wilden Welle des Oceans trotzt ſein künſtlicher Damm. Sicher führen ihn die dauerhafteſten Heerſtraßen von einem Reiche zum andern, denn den Räuber ſchreckt das Schwerdt der Gerechtigkeit. Tauſendfache Gewerbe und Künſte, durch die ernſten Wiſſenſchaften vervollkommnet, bieten dem Fleißigen unerſchöpfliche Nahrungsquellen dar. Der Handel vereinigt gleichſam die ganze kultivirte Erde in eine einzige Familie; er bringt die Erzeugniſſe der entfernteſten Weltgegenden dem Ausländer vor ſeine eigene Thür. Weiſe und feſte Geſetze befehlen überall Ordnung und Sittlichkeit, ſichern das Eigenthum ſelbſt für die Nachkommenſchaft, und die Obrigkeit bietet dem Schwächern ihren mächtigen Arm gegen jeden ungerechten Druck des Starken.

Eigne Anſtalten ſorgen für die Erziehung der Jugend, für die durch Unglück Dürftigen, für die trauernde Witwe, für den vaterloſen Waiſen, für den Kranken und Hülfloſen, ja für den Verluſt des Vermögens durch Zufall.

Hier ſieht nun der Hausvater mit Ruhe auf die Vergrößerung ſeiner Familie; er arbeitet für ſie, er lehrt ſie arbeiten, und jeder blickt in die Zukunft mit der frohen

Gewißheit eines hinreichenden Unterhalts, denn jede thätige Ausbildung des Talents erzeugt neue Bequemlichkeiten, neue Bedürfnisse, neuen Gewinn. Endlich gewährt der Glaube an einen allwaltenden Regierer der Welt und die heitere Aussicht der Belohnung des Rechtschaffenen jenseits des Grabes, jene über alles erhgbene Seelenruhe und Aufmunterung zur Tugend. Schützen mächtige Kriegsheere und starke Festungen den Staat von außen, dann sichern diese trostvollen Lehren der Religion mit noch größerer Gewißheit sein inneres Wohl.

Freilich führt selbst die weitere Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten ihren Misbrauch mit sich; denn dies ist der Fall mit jedem Vorzüglichen und Gutem; und wenn die Sucht alles zu genießen, überall zu glänzen und überall obenan zu stehen, wenn der wilde Egoismus den hochkultivirten Menschen wahnsinnig macht; wenn das Talent sich selbst entehrt, jeder Schandthat, die der Eigenliebe fröhnt, das Wort redet, daher alles Eigenthumsrecht, die Gültigkeit aller Verträge, alle Moral und Religion hinweg demonstrirt, dann werden die Banden der menschlichen Gesellschaft zersprengt, dann stehen wir selbst unter jenem rohen Sohne der Natur, unter dem Wilden; denn das Talent gebiert mannichfaltige künstlichere Laster; alle Sicherheit für die Gegenwart und für die Zukunft hört sodann auf; wir leben, wie so eben noch Frankreich lebte, berauben und würgen unsere eigene Bürger und wüthen gegen das gesammte Ausland.

Aber ein ähnlicher Zustand dauert bei jenen Wilden ununterbrochen bis zu ihrer Aufklärung fort; bei den kultivirten Menschen ist dagegen diese Lage nur temporair. Bald verstopft die höhere Kultur, der weiter ausgebildete Verstand die Quellen des Elends. Die policirten Nationen erwachen endlich aus ihrer Starrsucht; sie vereinigen sich zuletzt gegen die Anarchie und gegen den schweren Despotismus einer einzigen Macht; sie zerknicken den stolzen Usurpator, wann bei ihm die Vernunft es nicht über den Dünkel vermag, seine Rolle von selbst aufzugeben; und dann beginnt das pausenweise unterbrochene Glück des menschlichen Geschlechts, und geht von neuem seinen einfachen edlen Gang.

Doch wir kehren zu unserm Vorhaben zurück und beschließen das ganze Gemählde von den Nord-Indianern mit der Zeichnung zweier merkwürdigen Individuen dieser Nation.

Matonabbee war der Sohn eines Nord-Indiers und einer Sklavin, welche die Süd-Indianer in das englische Fort, Prinz von Wallis, an den dortigen Gouverneur, Richard Norton, verkauften. Sein Vater starb bald, und der Gouverneur nahm sich seiner Erziehung an; als er aber nach England gieng und sein Nachfolger, Jacobs, den jungen Indier nicht mit eben so vieler Güte behandelte, so nahmen ihn die Anverwandten seines Vaters aus der englischen Faktorei hinweg, und Matonabbee lebte bis 1752 unter seiner Familie. Der

bald darauf angekommene neue Gouverneur Johnston wußte ihn wieder in die Dienste der Compagnie zu bringen. Er wuchs hier zu einer Größe von mehr als 6 Fuß heran, und ward einer der schönsten, stärksten, muth- und talentvollesten Menschen seiner Nation. Die dunkle Farbe seiner Haut verminderte die Annehmlichkeit und Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge auf keine Weise; dabei waren sie so ausdrucksvoll, daß man dadurch das Innerste seiner Seele lesen konnte. Seit seinem neuen Aufenthalte im Fort erwarb er sich gleichfalls die Kenntniß der englischen Sprache und der der Süd-Indier, so wie auch selbst der christlichen Religion. Allein er gestand, daß sie für seine Begriffe zu hoch sey, und daß er sich von demjenigen, was sie, so wie auch die Religion der Süd-Indier, von einem Leben nach dem Tode lehre, niemals zu überzeugen vermocht habe. Indeß war sein Verstand zu richtig, um nicht die größte Toleranz gegen jede Religion zu äußern. Auch hatte er einen sonderbaren Abscheu gegen Betrug oder Verstellung aller Art. Bei großer Gewandheit, bei vielem Geist und Annehmlichkeit besaß er außerordentliche Bescheidenheit. Er hatte sehr vielen Anstand, und ob er gleich die spanischen Weine sehr liebte, so war er dennoch im Genusse derselben äusserst mäßig.

Vorzüglich groß war sein Talent richtig zu beobachten und zu negociiren. Er äußerte bei den Unterhandlungen, welche ihm aufgetragen wurden, zwischen den

Indiern von Athapuscow und seiner Nation Frieden zu stiften, so großen Muth und so viele richtige Beurtheilung der Menschen, daß er deshalb zum Oberhaupt aller Nord-Indier erklärt wurde.

Alle diese seltnen Eigenschaften wurden aber plötzlich verdunkelt, sobald seine Leidenschaften erwachten.

Als die zuvor angeführte talentvolle indianische Einsiedlerin von Hearnes Reisegesellschaft entdeckt war, veranlaßte sie sowohl wegen ihrer Figur, als wegen ihrer Geschicklichkeit, denn diese gilt dort völlig so viel als Schönheit, einen vielfachen Wettstreit wegen ihres Besitzes. Zehn Nord-Indianer traten sofort gegen einander auf, um sie einer dem andern durch den Kampf streitig zu machen. Der große Matonabbee, ob er gleich bereits sieben Frauen außer einem jungen zwölfjährigen Mädchen zu eigen hatte, rüstete sich gleichfalls für ihren Besitz zu fechten, als eine seiner Frauen sich unterstand, ihm höhnisch vorzuwerfen, er sey ja kaum im Stande, seinen sieben Frauen Genüge zu leisten. Dieser gerechte Vorwurf brachte den sonst gemäßigten Mann so sehr auf, daß er die Unglückliche sogleich erschlug.

Ein anderer Vorfall zeigt ihn noch in einem ungünstigeren Lichte.

Eine seiner Frauen, welche sich sowohl durch Schönheit als durch Annehmlichkeit auszeichnete, gab der heftigen Liebe eines jungen Indianers Gehör. Sie hielt es

höher, die einzige Geliebte eines jungen feurigen Mannes zu seyn, als vielleicht nur den achten Theil des Herzens eines großen Anführers der Nation zu besitzen. Sie entwich mit ihrem Liebhaber. Der Unglückliche hatte aber die Dreistigkeit nach einiger Zeit zurück zu kommen. Kaum war Matonabbee hievon benachrichtiget, so nahm er mit aller Ueberlegtheit aus dem Gepäcke seiner Weiber ein neues großes Messer, gieng in das Zelt des neuen Ehemannes und faßte ihn bei der Kehle, um ihn aufzuopfern. Dieser fand Gelegenheit, sich sofort mit dem Gesichte gegen die Erde gewandt, niederzuwerfen. Matonabbee versetzte ihm indeß drei große Wunden in den Rücken, und nur die schnelleste Hülfe der übrigen Gesellschaft hinderte den wirklichen Mord. Matonabbee gieng sodann ruhig in sein Zelt zurück, seine Frauen mußten ihm Wasser bringen, um das Blut abzuwaschen, und er legte dem Engländer mit innerer Genügsamkeit über sein Verbrechen die Frage vor: „Glaubt ihr wohl, daß ich es hätte besser machen können?"

Merkwürdig war dann das Ende dieses seltnen Indianers. Als großer Freund der Engländer versorgte er die Faktorei stets mit den besten Peltereien, und war im Begriff 1782 das englische Fort von neuem zu besuchen, als er erfuhr, daß die Franzosen es ruinirt hätten. Der Schmerz hierüber überwältigte ihn so sehr, daß er sich erhing, ein unerhörtes Ereigniß unter den Indianern, und ein sehr bedeutender Verlust für die Engländer.

Wie wenig selbst kein unbedeutender Grad der individuellen Cultur über die angeborne Verkehrtheit dieser Menschen vermag, dies bewieß der englische Gouverneur des Forts Churchill, Moses Northon.

Dieser Mann war von nordindianischen Eltern, aber im Fort selbst geboren und erzogen. Er kam darauf nach England, blieb hier fünf ganzer Jahre, erwarb sich dort keine geringe Ausbildung, und selbst Kenntniß der englischen Literatur. Diese Vorzüge wandte er aber bei der Rückkunft in sein Vaterland nur allein dazu an, um seiner Sinnlichkeit und seinen wilden Leidenschaften auf eine feinere, für die Societät höchst gefährliche Art zu fröhnen.

Als er Gouverneur des Forts geworden war, predigte er stets die größte Enthaltsamkeit und die reinsten Sitten. Aber unter dieser Maske war sein Leben eine Reihe von Schandthaten. Er trieb stets einen der Compagnie höchst nachtheiligen Schleichhandel, und begegnete aus Vorliebe für seine Landsleute den englischen Bedienten der Compagnie auf das unwürdigste. Nicht genug, daß er ein Serail von sechs jungen hübschen Indianerinnen hielte, äußerte er die wildeste Leidenschaft gegen jedes ihm anständige Mädchen; und im Fall ihm der Mann die Frau, oder der Vater die Tochter abschlugen, richtete er sie, unter dem Vorwande, als besitze er große Kenntniß in der Medicin, mit Gift hin. Hiebei trieb er die Eifersucht gegen alle ihn Umgebende auf das

äußerste. Er verschloß zu Nachts selbst alle Thüren seiner mit schönen Mädchen angefüllten Wohnung und legte die Schlüssel unter das Kopfkissen. Bei dem geringsten Verdacht gegen seine Weiber, vergiftete er sie. Sein Ende war dieser Lebensart angemessen. Da er kurz vor seinem sehr schmerzhaften Tode (er starb 1773 an einer Entzündung der Eingeweide) bemerkte, daß ein junger Engländer die Hand einer seiner Frauen, die am Camin saß, ergriff, rief er wüthend: „Gott v.... mich, wenn „ich euch nicht, so bald ich wieder gesund bin, eine Ku„gel durch den Kopf jage.“ Dies waren seine letzten Worte; er starb zwei Minuten darauf unter gräßlichen Convulsionen.

Von den Nord-Indianern kommen wir nun zu ihren Nachbaren, den Knisteneaux und den ihnen angehörigen Stämmen. Auch diese, obgleich in einer südlichern und bequemern Lage, als die erstern, werden dem kultivirten Menschen nicht Anlaß geben, ihren Zustand zu beneiden. Das Gebiet dieser Nation ist gleichfalls von sehr großem Umfange. Mackenzie, welcher uns am bestimmtesten mit ihr bekannt gemacht hat, giebt ihren Hauptwohnsitzen folgende Grenzen. Von dem Utawas-Flusse, der sich in Unter-Canada gegen den 46sten Grad nicht weit vor Montreal in den St. Lawrenz-Fluß einmündet, gehen diese Grenzen bis zu den Quellen des erstern, zu der Landeshöhe hinauf, welche die Flüsse der Hudsonsbay von denen der fünf großen Seen theilet.

Von hier laufen sie fort bis zu dem mittleren Theile des Winipig-Flusses; begleiten diesen durch den See gleiches Namens, bis zur Einmündung des Saskatschiwin, in den mit dem Winipig zusammenhangenden Cedersee, folgen diesem Flusse (also eigentlich dem Pasquia) bis zum Fort St. George, laufen von dort zu den Spitzen des Biberflusses nach dem Elendsthierflusse, bis zu der Mündung desselben in den See Athapuscow (den Bergsee), von dort kehren sie zu dem Missinipi (Churchill) Flusse zurück, nach Churchill-Fort.

Mit Ausschluß der Esquimaux bewohnen sie dieses ganze große Gebiet an der Hudsonsbay, und machen daher den beträchtlichsten Theil von denen Nationen aus, welche Hearne die Süd-Indier nennt.

Daß sie mit den Algonkins von einem Ursprunge sind, zeigt die große Aehnlichkeit der Sprache beider Völker. Da aber der vorzüglichste Kenner der amerikanischen Sprachen und Völker, der berühmte Smith-Barton, in seiner neuesten Untersuchung über den Ursprung der amerikanischen Nationen bezeugt, daß der Name Algonkin, ein generischer Name sey, der eine große Menge indianischer Stämme begreift, so darf man mit Recht das Gebiet der Knisteneaux noch für größer annehmen. Wirklich finden sich auch bei Vergleichung der Sprachen von dreißig dortigen Völkerschaften sehr viele Worte der Knisteneaux und der Algonkins unter gleicher Bedeutung wieder, bei den Shawanesen,

den Tschippewäern, den Mahikanis, den Penobscot-Indianern, den Miamis und andern weit von einander entlegenen Stämmen. Auch ergiebt sich aus den ältern Nachrichten und Karten diese weite Verbreitung der Knisteneaux, so wie der Algonkinschen Sprache; denn Charlevoix sagt, diese Sprache nehme in Akadien ihren Anfang, wende sich von Südost nach Nordwest und begreife über 1200 Seemeilen.

Selbst in der Sprache der Delaware-Indier, welche sich die Lenni-Lennape, d. i. das ursprüngliche, das Original-Volk, nennen, finden sich mehrere Worte der Algonkins und Kristineaux oder Knisteneaux. Es bezeugen auch bereits die Nachrichten der französischen Missionäre, daß sie den Wölfen (Loups) oder Mahinganen von Neuengland durch die algonkische Sprache verständlich wurden. Wie wäre es auch möglich, daß bei diesen größtentheils umherziehenden Völkerschaften wenigstens nicht mehrere Ausdrücke gemeinschaftlich Mehreren eigen würden?

Ueberhaupt scheint es sehr schwer bei den vielartigen Wanderungen, welche die Stämme der Eingebornen von Amerika, theils willkührlich, theils gezwungen vorgenommen haben, durch die Vergleichung ihrer Sprachen und Sitten zu etwas Bestimmten, in Rücksicht ihrer Abstammungen und Verwandschaften gelangen zu können.

Charlevoix behauptet, es gäbe nur drei Mutter- oder Grundsprachen in Neufrankreich (Canada), nämlich

die Algonkiniſche, die der Huronen und die der Sioux; leztere wohnen ſchon weit ſüdweſtlicher nach den Quellen des Miſſiſippi zu.

Aber es iſt höchſt merkwürdig, daß zwei der Zeit nach einander ſo nahe liegende Reiſende, als die canadiſchen Pelzhändler Long und Mackenzie, dennoch ſo ſehr von einander in Anſehung der Wörterbücher ein und derſelben Nationen abweichen, wie dies der Fall wirklich bei dem Wörterverzeichniſſe der Tſchippewäer iſt. Wem ſoll man folgen?

Die Kniſteneaux ſind von mittelmäßiger Statur, gut gebauet, kupferfarbig mit ſchwarzen Haupthaaren, welche von einigen auf mehrerlei Art verſchnitten, von andern lang getragen werden. Ihren dünnen Bart, ſo wie die übrigen Haare des Körpers rupfen ſie mit Drathzangen aus.

Dicke Strümpfe, die bis an die Hüften gehen, einen Leibgürtel, nebſt breiten Streifen von Leder oder Tuch, Aſſian genannt, und ein dicht anſchließendes Hemde oder Gewand, machen die Hauptartikel ihrer Kleidung aus. Hierüber wird zu Zeiten noch ein langer Mantel geworfen; auch tragen ſie Schuhe und Pelzhandſchuhe, und eine Art von Pelzmütze.

Die Weiber der Kniſteneaux ſind unter den Indianiſchen wohl die artigſten. Ihre Kleidung iſt ziemlich der männlichen ähnlich, nur fällt die Bedeckung weiter auf die Schenkel herab. Sie lieben ſehr europäiſche

Waaren zum Putz; einige derselben tatuiren sich drei senkrechte Linien auf die Backen.

Dies Volk ist wenigen Krankheiten unterworfen; dennoch trifft man bei ihnen die Lustseuche häufig an; sie verstehen sie durch einheimische Kräuter zu heilen.

Die Keuschheit ist auch bei ihnen nicht sehr geachtet, und eheliche Treue macht keinen wesentlichen Theil des häuslichen Glückes. Man tauscht dort oftmals die Weiber um, und biethet sie dem Gaste gutmüthig an. Nur wenn sich die Frau ohne Erlaubniß oder Vorwissen des Mannes vergeht, so muß sie zu Zeiten durch den Verlust der Haare, oder gar der Nase, dafür büßen.

Selbst Blutschande, ja sogar widernatürliche Wollust sind hier gar nicht fremd.

Im Ganzen ist übrigens der Charakter der Knisteneaux milde; sie sind gastfrei und oftmals großmüthig; die hitzigen Getränke stören aber freilich nur zu häufig den innern Frieden.

Auch hier sind die Weiber die Hausssklaven; sie bereiten alle Kleidung, gerben die Häute, weben die Netze, errichten die Zelte, holen das Wasser, versehen die Küche, tragen auf Reisen das Gepäcke, und verrichten alle übrige Hausarbeit. Selbst der Fischfang mit Netzen fällt ihnen zu. Der Mann ist bloß Krieger und Jäger, auch sticht er die größern Fische mit dem Speer.

Diese harte Lage fühlet die Frau sehr lebhaft. Sie mordet daher oftmals aus Mitleid ihre Tochter, oder

sucht sich der Frucht durch gewaltsame Mittel vorzeitig zu entledigen.

Die Nord-Indianer überlassen ihre Todten den wilden Thieren. Die Knisteneaux sind in dieser Rücksicht und in Betreff der Religion höher ausgebildet. Die Leiche wird nach einem feierlichen Rauchen und Schmausen in ihrer besten Kleidung in ein mit Zweigen bedecktes Grab gelegt. Die Verwandte wehklagen, und ist ein Mann von Ansehen gestorben, so zerschneiden sie ihre Arme und Schenkel.

Den Körper eines sehr bedeutenden Kriegers legt man auf ein eigenes Gerüste, ja zu Zeiten opfern sich sogar die Weiber solchen Ehemännern selbst auf, wie in Ostindien.

Die Knisteneaux verehren Gott unter dem Namen des großen Herren des Lebens; sie beten aber auch eigene Hausgötter an. Ein solcher Götze besteht in einem etwa 8 Zoll langen geschnitzten Bilde, das in rothes oder blaues Tuch gewickelt und mit einer Kriegsmütze, worauf sich Federn oder Stacheln vom Stachelschwein befinden, geziert ist, und sie erzeigen ihm bei mehreren bedeutenden Vorfällen und Ereignissen Verehrung. Die großen Opfer, welche sie von ihrem Eigenthume darbringen, gehen aber eigentlich auf den Herrn des Lebens.

Ihre Hauptfeste mit großen Cerimonien fallen periodisch im Frühlinge und Herbste. Hiebei werden weiße

Hunde geopfert. Ueberdies haben sie mehrere andere Feste, wie z. B. nach langen Krankheiten. Gewöhnlich eröfnen sie diese Feste, wie jede Feierlichkeit mit Rauchen und Schmausen und untermischen sie mit vielen abergläubischen Spielereien. In dieser Hinsicht findet sich viel Aehnliches bei den übrigen canadischen Völkerschaften.

Auch die Berathschlagung über ihre Kriege giebt Anlaß zu feierlichen Versammlungen, also auch zu dem feierlichen Rauchen; denn letzteres ist ihnen so wichtig, daß das heilige Rohr jeden Streit schlichtet, indem Niemand, der noch einen Groll gegen den Andern hegt, darf mit ihm aus einer und derselben Pfeife rauchen. Merkwürdig ist es ferner, daß der Beischlaf, 24 Stunden vor einer solchen Feierlichkeit, davon als unrein ausschließt. Auch dürfen die Weiber solchen Versammlungen niemals beiwohnen; sie tanzen und singen nur um sie umher.

Diese Indier haben nicht unbedeutende Kenntnisse in der Heilkunde. Sie tragen eigene Arzeneibeutel, in welchen aber freilich auch jene Hausgötzen verwahrt werden. Indeß kennen sie viele Arten sehr wirksamer Kräuter, geben abführende Mittel und Clystiere. Sie bedienen sich scharfer Feuersteine als Lancetten und zu Scarifikationen, z. B. bei Quetschungen, und heilen, zwar schmerzhaft, aber schnell, die Frostblasen, dadurch, daß sie dieselben öfnen und sofort eine heiße Messerklinge in die Wunde drücken. Sie lieben indeß europäische Arzeneimittel sehr; doch suchen sie gleichfalls häufig Hülfe in Zaubereien.

Dies ist die Völkerschaft, welche gleichsam das Mittelland zwischen der Hudsonsbay und Canada einnimmt.

Eine kurze Anzeige von verschiedenen neu entdeckten oder vielmehr durch Hearne und Mackenzie besser bestimmten indianischen Stämmen mag den Einwohnern von Canada selbst kürzlich vorangehen.

Die nördlichsten Stämme der verschiedenen Indier lassen sich noch mit einiger Bestimmtheit aufzählen. Allein so bald man weiter gegen Süden hinabkommt, werden der Unterabtheilungen übermäßig viele und sie sind sogar ungewiß. Bald trennen sich große Völkerschaften, ja einzelne Stämme aus Privatstreitigkeiten, bald durch das Local. Sehr ansehnliche Stämme mußten sich in einem wüsten unangebauten Lande, wegen ihres nur durch die Jagd oder durch die Fischerei kümmerlichen ungewissen Unterhalts, sehr weit von einander trennen, und große Jagdreviere einnehmen. Dadurch entstanden sofort neue Gewohnheiten, neue Sitten, und wo nicht neue Sprachen, doch neue Wörter und verschiedene Dialekte.

Eine Familie, die sich von ihrem Hauptstamme, welcher bis dahin hauptsächlich von der Jagd lebte, trennte und an einem fischreichen See oder Flusse niederließ, war gleichsam genöthigt, ihre ganze Lebensart und zum Theil ihre Sprache zu verändern.

Daher wird es dem Erforscher der Stammvölker kaum möglich, bei diesen Nationen, bei welchen nur alles auf Sagen der Vorzeit beruhet, etwas Gewisses zu enträthseln.

Bei der Beschreibung von Canada werden wir das Schwankende der Eintheilung in den Völkerschaften deutlicher spüren.

Den Nord-Indiern liegen im hohen Norden nach Westen hin, zunächst die Kupfer-Indianer. Ihren Namen erhielten sie von den Kupferminen, welche sich in den beträchtlichen Hügeln befinden, die den Kupferfluß an seinen beiden Ufern unweit seiner Einmündung in das Eismeer begleiten.

Eine dieser Minen, etwa 5 bis 6 d. Meilen vom Meere, beschreibt uns Hearne nur als eine Felsenmasse, die durch Erdbeben zertrümmert sey. Mitten durch dieselbe fließt ein kleiner Fluß. Die Indianer nannten diese Mine sehr reichhaltig, allein Hearne und seine Gesellschaft konnte nur erst nach langem Suchen ein Stück Kupfer von etwa 4 Pfunden auffinden. Dies scheint indeß wohl gediegenes Kupfer gewesen zu seyn; und da er gesteht, daß sowohl die Steine umher, als die Spalten der Felsen, einen grünen Beschlag gezeigt hätten, so scheint die Aeußerung der Indier wohl nicht übertrieben.

Diese Menschen, wie alle rohe Nationen, sind voll von Aberglauben; sie behaupten daher, ein jedes Stück des dortigen Kupfererzes habe eine bestimmte Figur, die bald diesem oder jenem Thiere, oder irgend einem Theile desselben ähnlich sey.

Das Land umher ist als sehr hoch nach Norden gelegen, traurig; die Bäume sind zwergartig zur Erde gedrückt, und nur Löffelkraut findet sich in Menge.

Die Kupfer-Indianer selbst bilden aber, da sie eigentlich südlicher wohnen, keine Menschenrace von kleiner Statur; sie sind vielmehr mit den übrigen Nord-Indianern sicher ein und dasselbe Volk. Auch ist ihre Sprache von der der Nord-Indier, wie Hearne sagt, kaum stärker abweichend, als die Dialekte benachbarter Provinzen Englands untereinander.

Sie sind aber sehr dürftig, und ihre Weiber sind so häßlich, daß selbst die Nord-Indianer es nicht der Mühe werth achten, sie zu rauben.

Unter beinahe gleicher geographischer Breite (67°) indeß fast 20 Grad westlicher, fand dann Mackenzie, um den Fluß, der seinen Namen führt, die Deguthi-Dinich, oder Zänker-Nation; und etwas südlicher die Hasen-Indier. Letztere erhielten diesen Namen von der großen Menge Hasen (wahrscheinlich Lep. hudsonius L.) welche diese Gegend hervorbringt, und die ihnen hauptsächlich zur Nahrung, so wie das Fell zur Kleidung dient. Auch finden sich in den umliegenden Gegenden schwarze Füchse, Moschusratten, Murmelthiere und wilder Flachs.

Die nördlichsten Indianer, die Zänker, ob diese sich zwar anfangs sehr drohend gegen Mackenzie bezeigten, schienen dennoch gutartige Menschen zu seyn. Sie

äußerten keinen Hang zum Bestehlen der Fremden; vielmehr suchten sie denselben mit Tanzen und Springen Vergnügen zu machen. Ihnen sind die Esquimaux sehr gut bekannt; auch zeigten sich in diesen dem Meere nahe liegenden Gegenden Spuren von ihnen, wie z. B. Theile von ihren Canots, vom Wallfische, und von verschüttetem Thran.

Die Hütten der Zänkernation und des noch nördlicher lebenden Stammes waren von Treibholz gebauet, hatten Mannshöhe und die nächtlichen Lagerstätte, so wie die Hütte selbst, waren mit Weidenzweigen bedeckt. Seitwärts hatten sie in die Erde gegrabene Höhlungen, Keller, für ihren Wintervorrath. Sie leben von der Jagd und besonders von Fischen. Ihren angesehenen Todten erzeigen sie die Ehre, Bogen, Speer und Ruder auf das Grabmahl zu stellen.

Die Hasen-Indianer, welche einige Breiten-Grade tiefer, gleichfalls längst Mackenzies Flusse herabwohnen, haben mit den noch weiter südlicher Nathana und inländischen Indiern vieles gemein. Ihre Sprachen sind indeß nicht gänzlich dieselben; vielleicht nur verschiedene Dialekte.

Einen Stamm oder vielleicht nur eine Familie dieser Indianer beschreibt der Engländer als ein kleines übelgestaltetes Volk, mit grindigen Füßen, von mäßigem Wuchse, dabei von etwas minder dunkler Farbe, als die Ame-

rikaner des wärmern Erdstrichs. Dennoch ist diese unansehnliche Nation dem Putze sehr ergeben.

Das Haar tragen sie sehr lang und lassen es in Zöpfen herabfallen. Bei einigen war der Bart lang, da andere ihn hingegen ausgerissen hatten. Die Männer tatouiren sich zwei doppelte Streifen auf jeder Backe, von. Ohre bis zur Nase. Auch steckt in dem durchbohrten Nasenknorpel bald eine Gänsefeder, bald ein Stückchen Holz.

Die Felle des Muse- und Rennthiers, mit den Haaren einwärts gekehrt, dienen ihnen zur Kleidung. Diese fällt bei beiden Geschlechtern bis auf die Mitte der Schenkel herab und hat oftmals eine Einfassung von roth gefärbten Haaren, oder von den Stacheln des Stachelschweins (Hystrix dorsata). Die Strümpfe sind mit den Schuhen zusammen genähet, und treten hoch zu den Schenkeln hinauf. Es schien, als wenn bei diesen Völkern die Beschneidung eingeführt sey.

Ihr Schmuck bestand in hölzernen und knöchernen Arm- und Halsringen, in Kopfbändern, Gürteln, Strumpfbändern von Leder mit Stacheln, oder auch mit Klauen von Bären und Vögeln besetzt, an welchen kurze Streifen von dem Felle eines dem Hermelin ähnlichen Thiers, wie Troddeln, herabhingen. Solche Gürtel sind schön gearbeitet. Ihre Handschuh hängen am Halse.

Die Wohnungen dieser Indier sind sehr einfach. Einige Gabeln sind in einen Zirkel gestellt und Stangen

tragen das Dach, welches aus Birkenrinde oder Baumzweigen besteht. Zwei solcher Hütten werden gegeneinander über aufgerichtet, und zwischen ihnen wird ein gemeinschaftliches Feuer erhalten.

Ihre Canots (Fahrzeuge) sind klein und an beiden Enden spitz zulaufend; sie verfertigen sie aus Birkenrinde und Fichtenholz.

Unter ihrem Hausgeräth ist das Geschirr zum Kochen merkwürdig. Es besteht aus einem Gewebe, welches dort Watape genannt wird, und das von den zerrissenen Wurzeln der Pechtanne so dicht gearbeitet ist, daß es selbst die Flüssigkeiten nicht durchläßt. Hierin kocht man durchs Hineinwerfen glühender Steine die Speisen gar.

Außer großen und kleinen Netzen haben sie Angelruthen von Rennthiersehnen.

Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen, Dolchen und Pomagans, oder Keulen zum Erschlagen der Feinde und wilden Thiere. Diese Keulen liefern die Geweihe der Rennthiere, von denen die Zacken, die äußersten ausgenommen, abgebrochen sind. Sie verfertigen gleichfalls Aexte von scharfen Steinen. Man durchbohrt sie, um einen langen Handgriff darin zu befestigen.

Ein benachbarter Stamm, die Rothmesser-Indianer, (nach ihren kupfernen Messern also genannt) liefern ihnen gegen Marder- und Biberfelle, Messer und Eisen.

Feuer zünden sie dadurch an, daß sie Schwefelkies gegen einen Feuerstahl schlagen.

Von diesen Nationen sind die Biber- und noch südlicher wohnenden Indianer am Sklavensee nicht sehr verschieden. Nur die Art des Wildprets und der jagdbaren Pelzthiere ändert freilich manches in ihrer Lebensart.

Alle diese Volksstämme finden sich größtentheils diesseits der glänzenden und felsigen Gebirge; einer Bergkette und Landshöhe, welche sich ziemlich in einerlei Richtung von Norden nach Süden herabzieht; und hinter welcher die Natur gleichsam eine andere Gestalt zu gewinnen scheint.

Mackenzie, der sie mühsam unter 56° nördl. Breite durchbrach, fand sodann die Stämme der Felsen-Indianer, ferner die Atnah oder Kinn-Indianer, die Nagailler oder Träger-Indianer, und es ist hiebei merkwürdig, daß wenn gleich die Sprache der erstern keine Aehnlichkeit mit der Sprache irgend einer Nation, welche Mackenzie bekannt war, zeigte, die der ihnen nahe wohnenden Nagailler dagegen nicht sehr von der der weit von ihnen entlegenen Schippewäer, abwich.

Hierauf folgen die Naseud-Indianer, bei welchen nun schon mehreres Eisenwerk angetroffen wird. Ihr Revier und die umher liegenden Länder sind reich an Bibern, weißköpfigen Adlern, grauen Rebhünern und Enten, Luchsen, Mardern, Hirscharten, z. B. Rennthieren, ferner Murmelthieren und Maulwürfen, Cedern, Fich-

ten, Hemlockstannen, Cypressen, Pappeln und Birken; und außer dem Tacoutche-Flusse giebt es fischreiche Seen.

Weiter gegen das Südmeer hin kommen sodann die Slouacas-Dinais-Indier. Sie heißen Rothfisch-Männer wohl wegen einer Art von rothen Karpfen, welche ihnen außer den weißen Karpfen, den sehr schmackhaften Forellen und den Jub hauptsächlich zur Speise dienen. Dies ist ein reinlicher, ziemlich gesitteter, bequemer lebender Stamm Indianer, von gefälligem Ansehen, bei welchen auch die Weiber besser behandelt werden, indem die Männer weit mehr Antheil an den Hausarbeiten nehmen. Ihre Häuser sind mit hieroglyphischen Figuren von rother Farbe gröblich gezeichnet. Sie äussern eine große Ehrerbietung gegen die Todten. Nachdem sie die Körper verbrannt haben, werden die größern Knochen in eigene Rollen von Baumrinde gewickelt und an besondern Pfählen aufgehangen. Man sieht fast kein Haus ohne ein solches Grabmahl.

Unweit dieser Gegend traf Mackenzie noch auf einen andern, zufällig hieher gereiseten Stamm von Indiern, welche sich Naqui-Dinais nannten. Dies sind große, wohlgestaltete, sehr reinliche Menschen, nicht wie gewöhnlich die übrigen Indier mit schwarzen, sondern mit grauröthlichen Augen; das Haar ihrer Weiber hieng vom Wirbel schön geflochten herab, und war mit Glaskorallen geziert. Sie handeln an der Seeküste viele

Waaren gegen Peltereien ein und nahmen den Engländer mit zuvorkommender Höflichkeit auf.

Endlich fand dann der Entdecker dieser für uns neuen Welt, längst dem Lachsflusse, der ihn zum Südmeer führte, eine Nation, die mit diesem Ocean, mit dessen Produkten und mit dem dorthin seit einiger Zeit handelnden Europäer bekannt war.

Man könnte sie mit Recht die Lachsindianer nennen; denn ob sie gleich auch einen bis jetzt unbestimmten großen Fisch mit starken Zähnen, Dilly genannt, speisen, so besteht dennoch ihr hauptsächlichster Unterhalt in jener Fischart. Sie halten auch deshalb den Lachs für heilig. Ihr Aberglauben läßt nicht zu, daß man sich dem Flusse mit Sachen näherte, wodurch dieser Fisch verscheucht werden könnte, wie z. B. mit Eisen oder anderem Metall. Mackenzies Meßinstrumente schienen ihnen daher ein bösartiger Talisman zu seyn. Viele von ihnen verabscheuen sogar jede andere Fleischspeise bis zu einem lächerlichen Grade; und einer ihrer Hunde, der zufällig einen Knochen verschluckt hatte, ward durch Schläge gezwungen, ihn wieder von sich zu geben. Dagegen verstehen sie die Lachsfischerei regelmäßig zu betreiben. Sie errichten große, gut gearbeitete Lachswehre, und haben eigene hölzerne Fangmaschienen oder Verschläge, von weiter Mündung und konisch zulaufender Gestalt, worin die über das Wehr springenden Lachse sehr leicht gefangen werden. Auch steht der Fischfang nicht wie bei

andern fischenden Indiern jedermann frei. Es ist eine Nationalsache. Das Lachswehr wird von dem ganzen Stamme errichtet, und der Unterhalt der ganzen Nation hängt davon ab. Ein von ihnen erwähltes Oberhaupt kann daher nur allein Erlaubniß zum Fange ertheilen. In so fern ist bei diesen Lachsindianern eine Art von fester Regierung; eine Art von Monarchie, wie man sie unter keiner der übrigen dortigen Nationen bisher vorfand. Eben hiedurch wird diesem Volke sein Unterhalt sicher, und es ist als ein fest angesiedeltes Volk ruhiger, gegen seine Nachbarn friedlicher, zufriedener und überhaupt in einem höher civilisirten Zustande.

Die Lachsindianer sind von mittlerm Wuchse, wohlgestaltet und fleischiger, als die Eingebornen des Binnenlandes. Ihr Gesicht ist rund; sie haben kleine graue Augen, keilförmige Köpfe, hohe Backenknochen, dunkles Haar, welches einige gut gekämmt über die Schultern herabhängen lassen, andere aber in Zöpfe flechten. Die Weiber tragen es kurz. Die Leibesfarbe nüanzirt zwischen der Oliven- und Kupferfarbe.

Ihre Kleidung besteht bei den Männern in einem Mantel und in einer Mütze, worüber sie beim Regen eine runde Matte tragen, auch haben sie Schuhe von Elennshaut. Die Weiber haben nur den Mantel los oder mit einem Gurte um den Leib befestigt, nebst einer Schürze und Mütze, in Form eines umgekehrten Napfs. Nur eine fand sich mit durchlöcherter Unterlesze, wie die Kü-

stenbewohner nach Cook. Die Zeugungstheile waren indeß unbedeckt.

Sie haben die sonderbare Gewohnheit, durch lederne Windeln dem Kopfe des Kindes eine zugespitzte Form zu geben. Sonst tragen sie große Sorgfalt für dieselben, und die Mütter führen den Säugling in einem eigenen hölzernen, mit Moos ausgepolsterten Gestelle mit sich fort, fast wie in dem Arcuccio zu Florenz.

Obgleich die Vielweiberei bei ihnen eingeführt ist, und die Keuschheit nicht sehr in Achtung steht, so wird dennoch das schöne Geschlecht im Ganzen gut behandelt; die Männer unternehmen die gröbern Hausarbeiten.

Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen, ferner in Speeren und Wurfspießen, die sie besonders gegen die Seeottern, Seekälber und großen Fische gebrauchen. Sie hatten Aexte von Eisen, auch Hämmer und hölzerne Keile. Von den Bergbewohnern tauschen sie die Häute der jagdbaren Thiere ein; unter denen sich gleichfalls die weißen Felle des Aegali, des wilden Schaafs oder einer wilden Ziege finden.

Ihre Canots sind von Cedernholz; einige derselben können 15 Mann tragen. Sie verstehen sie sehr gut zu arbeiten und wissen damit äußerst geschickt zu manövriren.

Es zeigten sich unter ihnen einige Spuren des Glaubens an ein höchstes Wesen, und Mackenzie giebt ihre größern Gebäude für Tempel aus.

Sie haben große auf Pfählen aufgerichtete Häuser, zu welchen man vermittelst eines Balkens kommt, dem man, um zur Leiter zu dienen, Einschnitte eingehauen hat. In diesen Häusern werden die Ehrenplätze mit Matten bedeckt, und die Gäste werden ersucht darauf Platz zu nehmen. Jedoch haben sie auch kleinere Häuser oder Hütten.

Ihre gewöhnliche Speise besteht in getrocknetem oder geröstetem Lachs; allein feinere Gerichte sind: präparirte Lachsroggen, oftmals mit einer säuerlichen Brühe von Stachelbeeren und Sauerampfer; denn hier giebt es nicht nur die erstern Beeren, sondern gleichfalls schöne Himbeeren und Heidelbeeren.

Gegen den reisenden Engländer bezeigten sie sich ausserordentlich gastfrei, nahmen ihn sehr freundlich und ehrenvoll in ihren großen Häusern auf. Das Oberhaupt hieng ihm sogar sein eigenes Gewand, einen schönen Seeotterpelz um. Sie setzten ihm außer den so eben erwähnten Gerichten, noch als eine besondere Leckerei, sehr dünne Kuchen vor, die mit Lachsfett oder Oel verspeiset wurden. Dieses Nachessen bestand aus der innern Rinde der Hemlocks-Tanne, welche zeitig im Sommer ausgeschnitten und in eine Form gedruckt wird und so einen Kuchen giebt, der 15 Zoll lang, 10 Zoll breit und einen halben Zoll dick ist.

Schon die gute Bauart ihrer Häuser und ihrer Canots zeigt, daß sie viele Kunstfertigkeiten besitzen; denn

letztere haben noch eine besondere Verzierung; sie sind mit Fischfiguren bemahlt und der Hinter- und Vordertheil ist mit Zähnen von der Seeotter ausgelegt. Mackenzie behauptet, dies habe Cook irre geführt; indem er diese für Menschenzähne angesehen habe, welchen sie nicht unähnlich sind. Einige ihrer besseren Häuser hatten aber kein schlechtes Schnitzwerk und Hieroglyphen.

Auch besitzen diese Völker einige nicht unwirksame Kenntnisse in der Wundarzneikunst. Sie suchen die Kranken durch die Moxa der Japaner (Pouhons, brennende Kegel) zu heilen, und öffnen die eiternden Geschwüre mit Messern.

Die Verstorbenen ehren sie durch lautes Wehklagen, schneiden sich desfalls die Haare kurz und errichten ihnen Denkmähler.

Die Sprache dieses sanften Volkes fand Mackenzie von denen der übrigen Indianer verschieden. In ihrem Lande erreichte dieser Reisende den Endzweck seines kühnen und für die Geographie so lehrreichen Unternehmens. Der Lachsfluß ergoß sich nämlich mit mehreren Mündungen in das Südmeer. Mackenzie mahlte mit geschmolzenem Fette und Carmin an einen Felsen der Seeküste die Worte:

„Alexander Mackenzie aus Canada zu Lande, den 22sten Julius 1793.

und gab der von ihm besuchten Meeresbucht (unter 128° 2′ L. und 52° 20′ Br.) den Namen Mackenzies Outlet.

Durch ihn sind uns nun nicht nur mehrere bedeutende Flüsse, z. B. der Friedens-Fluß, der ansehnliche Tacoutche Tesse oder Columbia, und der Lachsfluß u. a. bekannt worden; wir haben gleichfalls die entschiedenste Bestätigung von Van Covers Zeugnisse gegen eine westliche Durchfahrt ins Südmeer erhalten, und endlich eine erstaunliche Landesstrecke, nebst einer großen Anzahl indianischer Stämme, Bewohner dieses vasten Gebiets, kennen gelernt.

Es verdient dabei wohl eine Bemerkung, daß die der See am nächsten gelegenen Nationen eines höhern Grades der Civilisation fähig zu seyn scheinen, und daß sie verschiedene Gebräuche haben, welche sowohl einigen Bewohnern der Inseln des Südmeers, ja sogar dem weiter entlegenen, aber ihnen gegenüber stehenden Asien, eigen sind.

Canada.

1) Das Land.

Nicht ungern verlassen wir nun jene ungeheuren, größtentheils nutzlosen Flächen. Nur allein von einzelnen Horden roher Wilden durchwandert, tragen sie das traurige Gepräge der Unfruchtbarkeit an sich, eine nothwendige Folge des Mangels der Cultur ihrer Bewohner.

Dagegen gewähren schon die brittischen Besitzungen in Canada und Neuschottland einen wohlthuenderen Anblick.

Schwingen gleich sehr viele wilde Stämme der Indier auch noch dort hin und wieder ihr Tomahawk und ihr Skalpiermesser, so nimmt hier doch täglich die Anzahl der civilisirten Menschen zu; der Wilde fängt familienweise bereits an, den Acker zu bauen; die Kultur geht unwiderstehlich, wenn gleich langsam, ihren mächtigen Gang, und zeigt in der Ferne die heiterste Aussicht für unsere Nachkommen.

Canada verdient aber als Land betrachtet einer besondern Aufmerksamkeit.

Wenn es gleich bis jetzt noch einem rauhen Klima ausgesetzt ist, so ist seine geographische Lage dennoch durchaus nicht von der Art, als daß man in der Folge nicht einen mildern Himmel hoffen dürfte.

Dieses große Land liegt unter gleicher Breite mit den ansehnlichsten Theilen des wärmeren Frankreichs (vom 43 — 50° n. Br.) und nur die Bildung des Lokals, die ungeheuren Wassermassen, die großen Waldungen und die noch nie zur Ausdünstung gebrachten Theile des Erdbodens, bringen dort einen Winter hervor, der so sehr viel strenger und anhaltender ist, als der Winter Frankreichs.

Von Nord-Osten wehen ihm die Winde über den lange mit Eis belegten Theil des atlantischen Meeres,

von Norden aber über die gefrornen Gewässer der Hudsonsbay und den umliegenden wenig aufthauenden Erdstrich.

Dennoch nahm nach Charlevoix Nachrichten, (er lebte dort im ersten Drittel des verflossenen Jahrhunderts,) die Kälte bereits seit den letzten hundert Jahren beträchtlich ab, und die heutigen großen Anstrengungen Englands, das Land zu bevölkern und urbar zu machen, werden höchst wahrscheinlich binnen kurzem Canada in eins der fruchtbarsten Länder umschaffen.

Bis jetzt ist indeß der dortige Winter noch sehr streng und anhaltend. Länger als sechs Monat hindurch kann man über den alles dick bedeckenden Schnee nur in Rakketten (Schneeschuhen) fortkommen; und wie die treffliche Generalin v. Riedesel bemerkt, mehrmals steige der Grad der Kälte so hoch, daß der Madera-Wein gefriert; Weld spricht sogar von dem Erstarren des Brandtweins. Beide Nachrichten melden, man mache dort einen Wintervorrath, indem man mehrere hundert Stück Geflügel und Fische auf den Boden einfrieren läßt; man legt dasjenige, was davon gebraucht werden soll, jedesmal nur in kaltes Wasser, da man es denn nach ausgewittertem Eise völlig zart und schmackhaft findet.

Der Winter verschwindet in jenen Gegenden schnell. Am Ende des Aprils, sagen Welds schätzbare Nachrichten, fängt es sehr rasch an zu thauen. Der Schnee ver-

schwindet bald, die ungeheuern Eismassen in den Flüssen schmelzen hingegen nur langsam. Der Anblick, den sodann der Lorenzfluß darbiethet, ist furchtbar. Zuerst platzt das Eis mit einem Knall, wie ein Kanonenschuß. Das Wasser von dem geschmolzenen Schnee angeschwollen, zersprengt es, und strömt mit schrecklichem Toben den Fluß hinab. Von Inseln und Untiefen aufgehalten, thürmt es sich viele Ellen hoch im Wasser auf. Der Wind löset dann plötzlich diese Eisberge und treibt sie zusammen in eine große Masse stromabwärts; stoßen sie hiebei längst der Küste an einen Felsen, dann ist das Krachen fürchterlich. In dieser Lage der Dinge wagt sich kein Fahrzeug auf den Fluß; dagegen haben einzelne Schiffer die Kühnheit, ihre Kähne von einer Scholle zur andern zu ziehen, über diese hinzugehen und so über den großen Strom zu setzen.

Bereits im Mai folgt der Sommer dem Frühling. In wenig Tagen bedeckt das schönste Grün die Felder und den Wald. Die Gartenfrüchte reifen schnell, und das Korn, welches in diesem Monate gesäet ist, giebt schon am Ende des Julius eine reiche Erndte. Diese Jahrszeit, mit ihrer schönen Mischung von Frühling und Sommer, ist über alle Beschreibung reizend. Die Natur erscheint in ihrem heitersten Gewande, und die Hitze ist dabei nie drückend. Das Thermometer steigt selten über 84 (Fahrenh.) Grade. Nur, wie bei uns, giebt es einzelne unerträglich heiße Tage, von 96 Graden. Auch der Herbst ist eine sehr angenehme Jahrszeit.

Die Bildung dieses so schnellen Abwechselungen der Jahrszeiten unterworfenen Landes ist höchst merkwürdig. Sie bringt eben so vielfachen Nutzen als romantische Ansichten hervor.

Canada wird fast in jeder Richtung von großen Gewässern eingefaßt. In Norden die weite Hudsonsbay; in Osten das atlantische Meer; in Süden die fünf großen Seen, und diesen reihet sich in Osten der Regensee, der Holzsee und der große Winipeg an.

Man darf es daher in dieser Rücksicht fast mit einer Insel vergleichen; wenigstens genießt das Land mehrentheils eben die wichtigen Vortheile, als ein ganz vom Meere eingefaßtes Gebiet. Es hat aber dabei den ausserordentlichen Vortheil, daß es auf das genaueste mit dem übrigen Continente verbunden bleibt; daher es denn alle darin vorkommende Produkte sofort aufnehmen und durch sich selbst hinführen kann. Und da die Landeshöhe, oder niedern Kettengebirge, welche die Gewässer, so zu der Hudsonsbay strömen, entspringen läßt, gleichfalls durch viele kleine Seen und Flüßchen tief in Canada hineintreten, ja wie bei den Uttawas in enger Verbindung mit dem Hauptflusse stehen, so wird bei besserer Benutzung aller dieser natürlichen Handelswege der Vortheil mit jeder Zunahme der Bevölkerung nur desto größer.

Der St. Lawrenzfluß, der große Ausleerungskanal jener erstaunlichen Wasserbehälter aller bis über den Wi-

nipeg hin, bleibt aber stets die Haupthandelsstraße für alle Produkte und Gewerbe von Nordwest-Amerika.

Folgt man genau den Verbindungen, in welchen die in den großen See Winipeg hineinströmenden Flüsse, z. B. der Pasquia, der Saskatschewin mit dem Holzsee, Regensee und endlich den fünf großen Seen von Canada stehen, so ergiebt sich, daß der Lawrenzfluß als der letzte zum atlantischen Meere führende Ausfluß aller dieser Gewässer betrachtet werden müsse. Eben deshalb wäre es hier gegen die Natur der Dinge bei ihm, wie bei andern Strömen, wirkliche Quellen aufsuchen zu wollen.

Die fünf großen Seen von Canada halten, zufolge der geringsten Angaben des unter uns so rühmlich bekannten Geographen, des Professors Leiste, über 4300 Quadr. Meilen Oberfläche. Nähme man den zum Theil noch nicht genau begrenzten Winipeg nur zu 800 solcher Meilen an, so würde dies zusammen über 5000 Meilen betragen; also eine Wasserfläche etwa halb so groß als das ehemalige Frankreich.

Indeß ist dies noch bei weitem nicht der Umfang aller Gewässer, die man als die Quellen des St. Lawrenzflusses annehmen darf; da die Uebersicht einer genauen Karte der Länder zwischen dem Winipeg und dem Sklavensee, und in Norden zwischen Canada und der Hudsonsbay eine sehr bedeutende Anzahl kleinerer, ja zum Theil beträchtlicherer Seen, z. B. des Nipissing, zeiget, welche ebenfalls jenen großen Wassermassen und

zuletzt dem allgemeinen Ableitungskanale angehören. Aus diesen zahlreichen Wasserbehältern drängen sich dann stets die Gewässer eins dem andern zu, um auf die Weise endlich zu dem tieferliegenden Oceane zu gelangen.

Liegen nun die Uebergangswege von einem See zum andern ziemlich in gleicher Fläche, oder machen ihnen nur einzelne Felsen oder hohes Gestein einigen Aufenthalt, so entstehen daraus keine Cataraкten, sondern nur höchstens geringe Stürzungen.

Ganz anders ist der Fall bei einer ansehnlichen Verschiedenheit der Bettungen. Alsdann bringt die Natur große Wasserfälle hervor, z. B. jenes bewundernswürdige Phänomen, welches unter dem Namen des Niagara-Falls bekannt ist.

Die lange Kette der Alleganh-Gebirge streift, nachdem sie den größten Theil von Nord-Amerika, von Südost nach Nordwesten, durchschnitten hat, auf ihrem Zuge gegen die Verbindung der Seen Erie und Ontario hin. Hier tritt wahrscheinlich nur eine Seitensprosse deſſelben durch den 36 Meilen (engl.) langen Kanal, der unter dem Namen Niagara-Strom bekannt ist, und bildet mit keiner unbedeutenden, unter sich selbst abwechselnden Höhe das kalchige Felsenbette quer durch den Strom.

Bald nach dem Austritte des Niagara aus dem Erie hält er bei einer beträchtlichen Tiefe etwa 900 Fuß in der Breite; seine Wasser fließen mit geringerer Schnel-

ligkeit fort. Allein weiterhin, gegen den Fluß Chippeway und das Fort gleiches Namens, werden seine Ufer von jenen Felsen beengt. Hier beginnt bereits die große Scene. Die Wassermasse in einem engern Raum zusammen gezwängt, und zugleich durch den hineinfliessenden Chippeway noch vergrößert, wird nun reißend; schlägt mit großem Ungestüm gegen die Felsen, und läßt nur höchstens einem Fahrzeuge, das sich bereits höher hinauf in den Strom gelassen, in der Mitte eine mögliche, doch stets gefährliche, Fahrt.

So strömen die jetzt wild gewordenen Wasser durch zwei Inseln, einer großen und einer kleinern, dreifach getheilt dahin, und eilen bei einer Fläche von fast 4000 Fuß Breite dem mächtigen Sturze entgegen.

Das Felsenbette der östlichen Seite liegt 18 Fuß tiefer als sein übriger Theil, dagegen hat dieser einen tiefern Abgrund.

Die ungeheure Masse aller Gewässer stürzt nun auf 672000 Tonnen in jeder Minute über 150 Fuß lothrecht hinab. Welch ein Anblick, welch ein Toben! Jene Ostseite des großen Falls, ist hufeisenmäßig gebildet; ihre etwas niedrigere Lage führt ihr bei weitem die größere Menge aller Gewässer zu, und eben dieser Catarakt, wenn gleich nur von 137 Fuß senkrechter Höhe, erzeugt die erhabenste Scene des großen Ganzen. Ein ewiger dicker weißer Dampf steigt von ihm hoch empor; bei reinem Himmel sieht man ihn einer weißen Wolke gleich über

UNIV. OF MICH.

54 englische Meilen, und an seinem Fuße zeigt sich dann stets der schönste Regenbogen. Sein schreckliches Getöse vernimmt man aber, bei ruhigem Wetter, in der Weite von 40 (engl.) Meilen.

Den Totalanblick der drei Katarakte fasset das Auge sogleich nicht, und der Eindruck desselben übersteigt jede noch so durchdachte Beschreibung. Auch übertraf dieses Schauspiel bei weitem die Erwartung eines Kalms, Liancourts, Welds u. a. Beobachter *).

Alles, was der Zufall seinem Sturze nähert, wird zerschmettert; keine Kraft ist im Stande, sich ihm zu entziehen. Ganze Schaaren starkruderner Wasservögel des Sees Erie werden ein Opfer ihrer Unachtsamkeit. Zwar strengen sie bei dem Gefühl der Gefahr alle Kräfte an ihr durch Fliegen zu entgehen, dennoch trift man im Herbste eine große Zahl von zerschmettertem Geflügel an, so daß die Besatzung des Forts Niagara davon eine Zeitlang lebt. Bären, Hirsche und große Fische treiben alsdann gleichfalls auf dem Strome jenseits des Cataraks zerschmettert daher.

Zu Zeiten trift auch ein solches Loos den Menschen selbst. Folgender trauriger Vorfall ward durch die Bosheit eines Matrosen veranlaßt. Ein berauschter Indianer hatte sich einige Meilen oberwärts des Falls in seinen

*) Man sehe das Kupfer.

dort am Ufer befestigten Nachen schlafen gelegt; seine Gattin, eine junge Frau, setzte sich indeß in der Nähe ins Grüne. Ein Matrose der Kriegsschiffe des Sees Erie, der zufällig vorbei kam, fand sie hübsch; er that ihr lebhafte Anträge, allein die Indianerin wieß sie von sich und lief auf den Kahn zu. Um zu verhüten, daß die junge Frau ihren Gatten nicht wecken möchte, zerschneidet der Böſewicht den Strick. Nun trieb der Strom den ahndungloſen Indier langſam gegen den Fall hin; das bald zunehmende gewaltſame Geräuſch erweckt den Unglücklichen. Mit wildem Blick ſtarrt er in die Gefahr, ergreift ſein Ruder und arbeitet mit möglichſter Kraft dem Zuge entgegen. Allein vergebens. Er fühlt ſeine Ohnmacht und legt mit der ruhigſten Ergebenheit das Ruder nieder, verhüllt ſich in ſeine Decke, ſtreckt ſich in den Kahn hin und ſtürzt entſchloſſen in den Abgrund.

Dieſer Waſſerfall iſt der Veränderung unterworfen. Das Kalchgebirge, über welches er hinrollt, ſchleift ſich aus; hiedurch bilden ſich neue Höhlungen und Vertiefungen des Bodens und der Seitenwände. Wirklich hat ſich der Katarakt ſeit ältern Zeiten etwas zurück gezogen; indeß iſt ſich dennoch in dem letzten Jahrhunderte das Ganze ziemlich gleich geblieben, und zeigt noch jetzt das erſtaunenswürdigſte Phänomen ſeiner Art. Jenſeits des Sturzes dauert das Toben und die Unruhe noch einige Meilen fort, nur erſt bei Queenſtown gleitet der Fluß ruhig zum Ontario hin.

Bei seinem Austritte aus diesem See zeigt der Cataraqui (St. Lorenz) abermals seine Verschiedenheit von den gewöhnlichen Flüssen, die durch Quellen erzeugt werden. Er umfaßt nämlich dort sogleich beträchtliche, unstreitig durch seinen Stoß selbst geschaffene Inseln; die große Insel Wolf (sonst Isle grande) und die kleinere Insel Howe.

Gleich dahinter erblickt man Spuren einer stärkern Zersplitterung des Landes; nämlich die kleinen Bruchstücke, welche unter dem Namen der Tausend-Inseln (Mille Isles) bekannt sind.

Mit geringerer Breite fließt er von hier etwa 12 Meilen fort, häufig mit kleinen Inseln besetzt, bis er plötzlich einen beträchtlichen See, den St. Franciscus-See bildet, und dann durch das Einströmen des ansehnlichen Ottowa, die großen Inseln Jesus und Montreal. Beide Ströme stürzen über beträchtliche Felsen in einander; hiedurch thürmen sich die Wellen und werden gefährlich. Bald darauf wird es nur durch Schleusen möglich, die Fahrzeuge fortzubringen. Diese Fälle bieten ein schönes Schauspiel dar. Von nun an nimmt der Hauptstrom eine kaum zu zählende Summe von Flüssen auf, die von Norden und Süden her, zum Theil weit aus den innern Ländern kommen, unter welchen besonders der Sorel oder Richelieu, der ihn mit dem See Champlain verbindet, der St. Franziscusfluß, und von Norden der Maskinange, der Saguenay und St. Maurice-Strom merkwürdig sind.

Die Vereinigung bringt dann besonders durch den Sorel eine erstaunliche Erweiterung des Hauptstromes hervor. Dieser verwandelt sich hier gleichsam in ein großes Bassin, der See St. Pierre genannt, der fünftehalb Seemeilen breit, acht lang und voll von Inseln ist, die das Fahrwasser äußerst bewegen. Erst in diesem See endigt sich die Wirkung der Meeresfluth, wenn gleich noch über 120 Seemeilen vom Ausgange der Mündung entfernt.

Schon von Montreal an gewinnt der mächtige Strom ein treffliches, reiches Ansehen. Die Dorfschaften und Städte längst dem Ufer aufgeführt, gewähren einen wohlthuenden Anblick. Unterhalb Montreal, sagt Weld, stehen auf mehrere Seemeilen die Wohnhäuser so nahe an einander, daß sie längst diesem ganzen Wege gleichsam ein einziges Dorf bilden. Alle diese Häuser zeigen sich in der Entfernung sehr niedlich, und jedes, sey's auch noch so klein, hat eine Kirche. Da ists dann ein über alle Beschreibung angenehmer Anblick, wenn sich dem Auge, indem man um eine waldige Landspitze herumsegelt, ein solches Dorf zeigt, dessen Häuser fast über den Strom hangen, und dessen Kirchthurm über den schattigten Kirchhof zwischen den Bäumen hervorragt.

Endlich erreicht der St. Lawrenz die bisherige Hauptstadt von ganz Canada, Quebeck. Sie soll ihren Namen von einer plötzlichen Einengung des Flusses, an welcher sie gelegen ist, führen; dies heißt in der Sprache der Algonkins Quebeio.

Diese Stadt ist von romantischen Gegenden umgeben. Man sieht hier ungeheure Felsen, gewaltige Ströme, unwegsame Wälder, angebauete Ebenen, Berge, Seen, Städte, Dörfer, ja das Mannichfaltige und Unermeßliche des Anblicks verwirrt beinahe die Sinne. Vor allen andern fand Weld die Aussicht von der obern Batterie außerordentlich. „Von hier sieht man gerade in den „großen Fluß hinab; die Schiffe, die nach der Unterstadt „segeln, erblickt man dicht unter seinen Füßen. Der „Strom selbst, der 5 bis 6 (engl.) Meilen breit ist, und „den man bis an das entfernteste Ende der Insel Orleans „übersieht, wo er sich zwischen den Bergen, die ihn von „beiden Seiten einschließen, verliert, ist das Schönste, „was man in der Natur sehen kann; an einem stillen, „heitern Sommerabend gleicht er oft einem großen Spie„gel, in welchem sich die reichen bunten Farben des Ge„wölkes, so wie die Bilder aller Gegenstände an den „Ufern in einem unbeschreiblichen Glanze darstellen. Dem „südlichen noch dicht mit hohen Bäumen bekleideten Ufer, „geben die vielen Bayen und Vorgebirge ein romantis„sches Ansehen; und auf dem nördlichen stehen die Häu„ser, so weit das Auge nur reicht, so dicht, daß die ganze „Strecke nur ein einziges Dorf zu seyn scheint. Hier „begrenzt die lange Bergkette die Aussicht, und da man „das flache Land zwischen dieser und den Dörfern am „Ufer nicht sehen kann, so scheinen die Berge unmittel„bar aus dem Wasser empor zu steigen, und die Häuser „an den steilen Wänden derselben erbaut zu seyn."

Ebenfalls in der Nähe von Quebeck findet der Naturliebhaber die beiden herrlichen Wasserfälle, den des Montmorency-Flusses und des la Chaudiere. Beide Flüsse ergießen sich in den St. Lawrenz; freilich sind sie nur Zwerge gegen jenen Riesen von Niagara; allein das Wasser des kleinen Montmorency-Stroms stürzt dagegen von einem 240 Fuß hohen Felsen; es zerstiebet in einen weissen Dunst wie Schneegestieber, ehe es den Boden erreicht. Der Fall des la Chaudiere, wenn gleich nur halb so hoch, ist viel breiter, und seine Umgebungen sind äusserst mahlerisch.

Kaum hat der mächtige Cataracui die Hauptstadt bespült, so erweitert er sich plözlich zu einem Durchmesser von 4 Seemeilen. Die große Insel Orleans theilt ihn, und nun wächst er gleichsam zu einem fließenden Meere an; denn seine Weite steigt nach und nach bis zu 20, ja bei den 7 Inseln gegen 28, also 21 geographische Meilen. Fast mit einer gleichen Eröfnung führt er nun seine stets durch mehrere in ihn hineinströmende Flüsse angeschwellte erstaunliche Wassermasse dem Weltmeere zu, und umfaßt mit einer Mündung von mehr als 20 geographischen Meilen die große Insel Anticosti.

Welch ein Strom für den Handel! selbst der Missisippi darf sich jezt an Werth nicht mit ihm messen. Fast alle Seen und mehr als 100 Flüsse des nördlichen Amerika verbindet er; über 80 geographische Meilen ist er für sehr große Kauffahrer und über 70 selbst für Linien-

schiffe fahrbar; eine kaum aufzuzählende Menge, zum Theil sehr fruchtbarer Inseln umfaßt er, und eine große Anzahl der schönsten Häfen und Landungsplätze bietet er dar!

Wenn man hieneben weiß, daß ein Land von einigen 30000 Quadr. Meilen überflüssigen Acker- und Gemüsebau besitzt, daß dessen westliche Theile sogar die meisten Gewächse Pensilvaniens und Virginiens erzeugen, daß es mit den trefflichsten Waldungen von Eichen, Wallnußbäumen, Pappeln, Ahorn, besonders Zucker-Ahorn u. a. versehen ist, daß es sogar die stärksten Nadelhölzer zum Bau der größten Schiffe enthält, daß es nicht arm ist an den Hauptmineralen, an Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel und Steinkohlen, für den Staatshaushalt, daß es außer unserm Hausvieh einen fast unerschöpflichen Reichthum der vorzüglichsten Pelzthiere, z. B. Bieber, Marder, Otter, Büffel und Hirscharten ernährt, daß ihm die größten und ergiebigsten Fischereien sowohl der Binnenwasser als des Oceans zu Gebote stehen, daß es endlich von einer sehr großen Menge fahrbarer Flüsse und Creeks, welche sich theils in den Hauptstrom, theils in die grossen Seen einmünden, bewässert wird; was ist man dann nicht berechtigt, bei anwachsender Bevölkerung von Canada zu erwarten!

Canada ward bekanntlich in den älteren Zeiten von den Franzosen bewohnt. Denn wenn gleich die Spanier, Portugiesen und Engländer es früher entdeckten, so

nahmen dennoch die Franzosen davon zuerst dauerhaften Besitz. Im Jahre 1668 legte Samuel de Champlain, eben derselbe von welchem der See Champlain seinen Namen führt, die Stadt Quebeck an, die nachmals die Hauptstadt von Neufrankreich ward. Seit dieser Zeit ward Canada von Frankreich aus, immer mehr und mehr mit Europäern besetzt, und dadurch nahm sich der wichtige Handel mit Peltereien sehr auf. Die katholische Religion ward eingeführt; drei Städte und viele Kirchdörfer wurden angelegt, und bedeutende Ländereien urbar gemacht. Die Landbewohner nannten sich nicht Bauern, sondern Habitans; die Administration ward von Frankreich durch einen im Lande anwesenden Gouverneur besorgt. Die Missionäre drangen tief in das Binnenland ein, und wußten sich die Indier geneigt zu machen.

Ob nun gleich Canada im Frieden von 1763 an England abgetreten ward, so ist denroch durch die Länge des Bewohnens, durch die den Franzosen beim Frieden zugestandene Freiheit Canada, und vorzüglich Unter-Canada, auch noch jetzt gleichsam französisch.

Bei weitem der größte Theil der Einwohner ist von französischer Herkunft. Besonders haben die Landbewohner nach Liancourts und Welds Bemerkung, noch völlig die Munterkeit, den Frohsinn und die Eitelkeit ihres Urstammes. Sie tanzen, singen und scheinen allen Sorgen gram zu seyn. Die Weiber haben mehrere Ausbildung als die Männer, denn erstere, da sie lesen und

schreiben können, werden bei allen bedeutenden Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Dieser Vorzug rührt zum Theil daher, weil mehrere Schulen von Nonnen gehalten werden. Beide Geschlechter sind indeß dem Aberglauben sehr ergeben.

Das schöne Geschlecht ist auf dem Lande in der Jugend sehr hübsch, und die einfache Sommerkleidung, sie besteht in einem blauen oder scharlachenen Leibchen und einem Strohhut, erhöhet diese Reize. Allein es verliert sie, so wie die Indier, durch die Arbeiten in freier Luft sehr bald.

Nicht der zehnte Theil von ihnen versteht bis jetzt Englisch und will es auch nicht erlernen; selbst bei den Gerichtshöfen macht die Einführung der englischen Sprache große Schwierigkeit. Sie haben eine entschiedene Vorliebe für Frankreich, die französischen Sitten behalten unter ihnen den Vorzug vor allen Englischen; kurz, sie sind bei diesem, dem nördlichen Klima von Europa nicht unähnlichen Himmelsstriche, ihrem Ursprunge getreu geblieben.

Seit der Abtretung von Canada an England hat nun die brittische Regierung die trefflichen Anlagen, mit welchen dies Land von der Natur ausgesteuert ist, auf das thätigste zu benutzen gesucht, und hiebei gebührt dem Obristen Simcoe, Gouverneur von Obercanada, nicht bloß als ächten Patrioten das Lob seines Vaterlandes, er verdient wirklich die Verehrung jedes Menschenfreundes.

Mit großer Klugheit hat jetzt England aus den beiden Revolutionen, der amerikanischen und französischen, Vortheil für Canada zu ziehen gewußt. Viel tausend Loyalisten, Vertriebene seiner ehemaligen amerikanischen Provinzen, sind dort durch fruchtbare Ländereien für ihren Verlust entschädigt, und haben sich jetzt besonders in Obercanada angebauet; auf ähnliche Weise sind eine große Menge französischer Royalisten dort aufgenommen worden. Dadurch, daß England aber jedem neuen Anbauer die beträchtliche Summe von 200 Morgen Landes umsonst bewilligt, während daß man in den neuen Freistaaten von Amerika die Ländereien jetzt schon theuer bezahlen muß, daß es jeden dort auf irgend eine Weise unzufrieden Gewordenen zuvorkommend aufnimmt, von keinem der Ansiedler eigentliche Abgaben fordert, sondern nur specielle Taxen (z. B. auf den Wein und auf die Erlaubniß ein Wirthshaus zu halten u. dgl.) aufgelegt hat, strömen sehr viele bereits in den vereinigten Staaten angesiedelte Familien dorthin. Die Reisemethode dieser Einwanderer ist, da sie oftmals über mehrere Gewässer zu setzen haben, eben so sonderbar, als sinnreich. Der Körper des Wagens ist aus dichtem Bretterwerk zusammen gesetzt; die Vorsichtigsten kalfatern die Fugen genau. So bald man an einen Fluß kommt, wird der Wagen von dem Gestelle (den Rädern) gehoben, und nachdem dieses selbst in dem Körper hineingelegt ist, dient der Wagen als Boot zum Hinübersetzen.

Diese Provinzen werden daneben nach einer der englischen Regierungsform ähnlichen Art regiert; aber es herrscht hier zugleich die höchste Toleranz in Rücksicht der Religion. Hiedurch fühlen sich selbst die ältern europäischen Bewohner von Canada, die Franzosen sehr glücklich; sogar ihre Klöster dauern und ihre Geistlichen leben hier uneingeschränkt.

Ueber dies alles hat der treffliche Obrist Simcoe, mit eben so unbegrenztem Eifer als richtiger Beurtheilung, durch Anlegung neuer Städte, neuer Ortschaften und sehr bedeutender Landesstraßen und Handelswege, den Werth dieser schätzbaren Anlagen zu erhöhen gewußt. Die einzige Heerstraße, die Dundas-Straße (Dundas Street) nimmt gegen die Mitte des Sees Erie ihren Anfang, läuft von dort nach der ganzen Länge des Ontario hin, woselbst sie die Burlingtonbay und sodann die Stadt York berührt, bis nach der Grenze der ganzen Provinz Point Baudet, also durch mehr als 7 Längengrade fort. Ist daher diese Straße wirklich völlig zu Stande gekommen, dann reiset man auf ihr, bei ihren Eindiegungen, sicher gegen 100 deutsche Meilen fort; schon im Jahr 1799 waren bereits 120 englische Meilen wirklich eröfnet.

Vorzüglich sucht der Gouverneur Simcoe sich des Ackerbaues anzunehmen und die Fischereien zu befördern. Er hoffet es durch zweckmäßige Vertheilung der Ländereien dahin zu bringen, daß Canada nicht nur, auch bei

zunehmender Population, sich selbst genüge, sondern sogar eine Kornkammer für England werde. Durch Aufmunterung der Fischereien gedenkt er aber England von der kostbaren Einfuhr der russischen Fische zu befreien. Er sieht den Pelzhandel, so wichtig er auch bis jetzt für Canada ist *), stets als jenen großen Gegenständen untergeordnet an; und zwar sicher mit Recht, da durch eine größere Bevölkerung der vasten Wildgegenden diese Jagden stets prekairer werden müssen.

Dieses thätige und kluge Benehmen Englands hat es dann dahin gebracht, daß bereits vor ein Paar Jahren die Volksmenge der Europäer dort auf 170000 gestiegen war, wovon 140000 für Unter-Canada und 30000 für Ober-Canada gerechnet wurden.

2) Die Originalbewohner, die Indianer.

So trefflich nun auch diese Bemühungen sind, Canada in ein bedeutendes kultivirtes Land umzuschaffen, so schmerzt es doch sicher den Menschenfreund, die Eingebornen, die Indianer hiebei so wenig gewinnen zu sehen. Zwar hatte wirklich der edle Simcoe den Plan, sie durch die katholischen Priester zu civilisiren; allein die traurige, den dortigen Handelskompagnien für einträglich gehaltene Gewohnheit, die Indier mit Rum und an-

*) Man sehe die Natur-Produkte.

dern starken Wassern reichlich zu versehen, vergiftet sie, schwächt ihre Gesundheit und vermindert auf vielfache Weise ihre Anzahl fast mit jedem Jahre.

Die Originalbewohner nehmen aber, wie sich dies besonders bei den amerikanischen vereinigten Staaten zeigt, überhaupt an Anzahl ab. In Unter-Canada haben indeß die französischen Einwohner sich hin und wieder mit ihnen durch Heirathen vermischt. Es ist dadurch eine Mittelschlacht entstanden, denen man ihren Ursprung ansehen kann. Hiedurch steht es zu hoffen, daß die sogenannten Wilden einen höheren Grad von Häuslichkeit erreichen werden, so wie gleichfalls Weld bezeugt, daß die Mährischen Brüder einigen Eingang mit ihren Lehren bei ihnen gefunden haben und sie hiedurch auf eine erste Stufe der Civilisation zu führen bemühet sind.

Welche Stämme dieser Originalbewohner Canada vorzüglich besitzt, wie sie dort noch jetzt ihr Leben führen, dies verdient hier, wo nicht ein genaues Detail, doch eine allgemeine Uebersicht.

Vergleicht man die berühmtesten Schriftsteller über die nordamerikanischen Eingebornen, so findet man große Schwierigkeiten, sie zu vereinigen. La Hontan gab zu seiner Zeit nicht weniger als 45 verschiedene Völkerschaften der Indier an; dennoch ließ sich diese große Anzahl durch la Potterie u. a. vermehren.

Hieran ist theils der Mangel der Sprachkunde und der richtigen Beobachtung schuld, theils aber auch die so

eſtmals verwechſelten, oder die vielfachen ein und derſelben Völkerſchaft beigelegten Benennungen. Hiedurch erſcheinen mehrere Stämme von ein und derſelben Nation als völlig verſchiedene Völker.

Für uns ſey es hinreichend, auſſer den Charlevoix, Lafiteau, la Hontan und einigen neueren Reiſenden, z. B. Carver, Loskiel und Mackenzie, vorzüglich unſern ſeltenen Gatterer und den gelehrten Smith-Barton zu benutzen, beſonders da Letzterer als dortiger Landesbewohner die beſte Gelegenheit hat, ſich mit ſeinem Lieblings-Studium, den Bewohnern von Amerika, vertraut zu machen.

Gatterer theilte die Amerikaner, welche den hier beſchriebenen Erdſtrich bewohnen, in folgende fünf Hauptvölker: 1) Esquimoes; 2) Huronen; 3) Schippewäer; 4) Winnebagoer und 5) Nadoweſſier oder Sioux. Unter die Huronen begreift er ſodann den ganzen berühmten Bund der fünf oder vielmehr der ſechs Mohawkiſchen Nationen, unter deren Schutz- und Bundesgenoſſen befanden ſich dann gleichfalls die Delawaren; zu den Schippewäern hingegen rechnet er die Monſonis, den ſchon oben umſtändlich angeführten Völkerſtamm der Kliſtinaux, ferner die Nipegomier, die Algonkins, die Ottowäer, die Otogamier und die Sakier. Die Nadoweſſier oder Sioux zerfallen gleichfalls unter zwei Hauptzweigen, den Fluß Nadoweſſiern und in den die Ebenen bewohnenden, in 12 verſchiedene Völkerſchaften, mit deren Namen, der

Leser verschont bleiben mag, da hier außerdem so viel Schwankendes Statt findet.

Smith-Barton stellt an die Spitze der Nord-Amerikanischen Nationen die Delawaren, von welchen bereits vorhin bemerkt ist, daß sie sich selbst den Ehrennamen der Ur-Nation (Lenni-Lennape) oder da Lenni überhaupt etwas Allgemeines anzeiget, wohl der Allgemeinen, überall verbreiteten, sich überall vorfindenden Nation, beilegen. Die Delawaren rühmen sich noch stets, vormals ein sehr mächtiges Volk gewesen zu seyn, das von der Seeküste weit nach Süden und Osten verbreitet war.

Auch gestehen ihnen die meisten der übrigen indischen Stämme ein sehr hohes Herkommen und Alter zu. Alle übrige Indier, die fünf Nationen ausgenommen, beehren die Delawaren mit den Namen ihrer Großväter. Und sogar die fünf oder sechs Nationen, nennen sie ihre Onkel; ja alle Nationen im Süden und im Westen nennen die Delawaren, das Volk gegen die aufgehende Sonne (herstammend.)

Von allen indianischen Nationen von Massachusets an bis zum Missisipi und zwischen den Seen von Canada und dem Ohio hatten ferner nur allein die Delawaren und der Bund der fünf Nationen das Vorrecht eine allgemeine (also wohl National-) Versammlung zusammen zu rufen.

Die große Verbreitung der Sprache der Delawaren oder wenigstens verschiedener Dialekte derselben, spricht für die ehemalige Größe dieses Volks.

Zwar hatte der Bund der fünf Nationen Alles angewandt, sich über sie zu erheben. Ein Delawar-Krieger drückte sich hierüber im Fort Pitt in der Versammlung der Häupter des Bundes, im Jahre 1777, sehr naif auf folgende Weise aus:

„Ich erinnere mich gar wohl, wie man mir ehemals „meine Beine abgehauen und mich dadurch in ein Weib „verwandelt hat, daß man mir einen Unterrock anlegte, und mir andere Beschimpfungen anthat; jetzt „sind mir aber meine Beine wieder gewachsen; ich „habe meinen Unterrock weggeworfen und wiederum „Beinkleides angezogen, und weiß sehr wohl, daß das „Land jenseits des Alleganyflusses mein Eigenthum ist."

Seit dieser Epoche haben die Delawaren von neuem ein großes Gewicht unter den amerikanischen Völkern bekommen. Loskiel schreibt es besonders der Klugheit eines Oberhaupts der Delawaren, dem Netawatwees zu, daß diese Nation von neuem so viel Ansehn erhalten hat.

Bisher hatten sich die fünf Nationen die Oberherrschaft über alle Stämme anzumaßen gesucht. Sie hatten sich gleichfalls das Vorrecht vorbehalten, Land an die Weißen zu verkaufen.

Allein seit den letztern Jahren haben die westlichen Nationen die Absichten dieses ränkevollen Bundes eingesehen und drohen ihm den Untergang, sobald er sich nicht mit ihnen vereinigen will.

An der Spitze dieser neuen Conföderation stehen nun die Delawaren, welche selbst wiederum, dem Loskiel zufolge, in drei Stämme oder Völkerschaften zerfallen. Sie schreiben auf gewisse Weise jenen fünf Nationen Gesetze vor. Die Wyandot-Indianer, welche im Jahre 1751 ein enges Bündniß mit den Delawaren schlossen und ihnen vieles Land zugestanden haben, sind daher zugleich ihre Schutzherrn. Die Wyandots, welche um Fort St. Joseph und Detroit wohnen, sieht Smith-Barton an, als ob sie einen und denselben Grundstamm mit den fünf Nationen haben.

Diese berühmte Conföderation, sie giebt sich selbst den Titel des Starken (oder mächtigen) Hauses, besteht aus den Senekas, den Mohawks, den Onondagos, den Cajugas und den Oneidas-Indianern. Die Franzosen nannten diese fünf Nationen die Irokesen.

Eine sechste, welche sich diesen angeschlossen hat, und weshalb oft das Ganze unter dem Namen der sechs Nationen vorkommt, ist die Nation der Tuscoraras. Durch die Tschekakies aus Nordkarlin vertrieben, sollen sie wegen gemeinschaftlichen Ursprungs und wegen Aehnlichkeit der Sprachen in jenen Bund aufgenommen seyn.

Die Mohawks behaupten, sie seyn die ältesten in diesem Bunde; vielleicht nannte Gatterer deshalb die fünf Nationen überhaupt die Mohawkischen Völker.

Daß aber die Huronen (vom See gleiches Namens so benannt) bei Smith-Barton nicht als ausgezeichnet vorkommen, rührt wahrscheinlich von ihrer jetzigen Unbedeutenheit her. Seit dem Jahre 1650 wurden sie von den Irokesen, Aguiern und andern Feinden aufgerieben; man findet sie größtentheils nur in einzelnen kleinen Dörfern unweit Quebeck, wo sie sich unter den Schutz der Franzosen begaben, Christen wurden und ein stilleres Leben führten; einige haben sich auch am See Erie angesiedelt.

Wie sehr diese Verbindungen aber der Veränderung unterworfen bleiben, sieht man daraus, daß selbst die Mohawks seit dem Kriege von 1757 sich davon getrennt haben. Ein Theil hat sich an dem Lawrenzflusse, unweit Niagara, niedergelassen, ein anderer Theil dagegen unweit der Bay Quenti, 40 (engl.) Meilen über Cataraqui, jetzt Kingston genannt.

Der so weit verbreiteten Knisteneaux haben wir schon zuvor umständlich gedacht; auch ist es schon angezeigt, daß sie mit den Algonkins eines Ursprungs sind, wie dies die große Aehnlichkeit der Sprachen zeigt. La Hontan bezeugt, daß unter den 45 von ihm aufgeführten Nationen, 27 diese Sprache reden.

Eine sehr bedeutende Nation, die Schippewäer oder Tschippewäer, verdient aber noch einer besonderen Erwähnung. Indeß zeigt sich bei Zusammenhaltung der mühsamen Vergleichstafel des S. Barton und der Wortregister des canadischen Reisenden Long sehr deutlich, daß sie mit den Algonkins eines Ursprungs sind.

Hiernach ist es denn, wie schon zuvor bemerkt ist, unbegreiflich, wie das Wörterbuch, welches Long mitgetheilt hat, so durchaus von dem verschieden ist, was vor Kurzem Mackenzie von der Sprache eben dieses Volks bekannt machte. Letzterer läßt die Schippewäer, die nach ihm gleichfalls ein zahlreiches Volk sind, aus den Ländern zwischen den 60 und 65 Graden der Breite und 100 bis 110 Gr. westl. Länge herstammen. So nördlich wohnen sie indeß in unsern Zeiten nicht mehr. Sie sind jetzt hauptsächlich um die westlichen, nord- und südwestlichen Ufer des Obern-Sees, besonders zwischen dem Obern-See und dem See Michigan, angesiedelt, erstrekken sich aber, wie Mackenzie behauptet, sehr weit nach Westen hin, und ihre Grenzen gehen sogar bis zu der Atnah-Nation fort, die jenseits der steinigen Gebirge nicht weit vom Südmeere entfernt sind.

Mackenzie beschreibt die Tschippewäer als eine vorsichtige, furchtsame, nüchterne aber plumpe Nation, von schwärzlicher Farbe und groben Gesichtszügen, ohne allen Ackerbau, die auch nicht einmal als Jäger sehr thätig sind, sondern die sich mehr darauf legen, die Thiere durch

Schlingen einzufangen. Sie sind nach ihm keine Kannibalen, erschlagen aber kaltblütig ihre Greise; leben in Polygamie und ihre Weiber seufzen unter hartem Drucke.

Auch diese Nation ist sehr abergläubisch, hängt von den Zauberern ab, hat aber einige Begriffe von Entstehung der Erde und von einem höchsten Wesen.

Die Franzosen nannten die Tschippewäer die Springer (les Sauteurs). In Canada sind besonders die Gegenden zwischen dem See Huron und dem Uttawa-Fluß ihr Jagdrevier.

Endlich müssen hier noch die Sioux der Franzosen, die Nadoweſſier von Smith-Barthon und Carver, erwähnt werden. Dies ist ein sehr zahlreicher Volksstamm, der sich aber auch in mehrere Stämme zertheilt hat; denn Carver behauptet, die Assiniboils seyen ein von ihnen getrennter Zweig. Sie bewohnen hauptsächlich die Gegenden jenseits des Missisipi an beiden Seiten des St. Petersflusses. Indeß finden sie sich auch zwischen dem Obern-See und dem Missisipi, und kommen also in Canada vor. Es ist daher sonderbar genug, daß selbst Smith-Barton sich so wenig Auskunft über ihre Sprache verschaft hat; denn in seiner Vergleichungstafel fehlen die meisten Worte dieser Nation.

Die unzuberechnenden Veränderungen und Trennungen der Wilden, machen es, wie Carver selbst bemerkt, unmöglich, nach einem halben Jahrhunderte ihre ursprüngliche Lage zu bestimmen. Für unsere Absicht

J. A. Darnſtedt ſc.

Der Indianiſche Krieger.

Digitized by Google

Digitized by Google

ist es daher fast mehr als hinreichend die bedeutendsten Hauptstämme, welche in Canada vorkommen, hier aufgeführt zu haben; wir wollen nun zuletzt versuchen, so weit es möglich ist, eine allgemeine Uebersicht ihres Aeussern, ihrer Sitten, ihrer Denk- und Lebensart zu entwerfen. Manches von dem, welches hier beigebracht werden wird, betrift zum Theil die Nord-Indianer und die Knisteneaux; denn man darf annehmen, daß mehrere der eigentlichen kanadischen Indier tief in jene eingreifen oder mit ihnen sehr nahe verwandt sind.

Der Körper der kanadischen Indier ist wohl gebauet, schlank aber muskulös, oftmals von mehr als mittelmässiger Größe. Sie tragen ihn mit eben so vieler Festigkeit als Anstand. Er ist von einer bräunlich-röthlichen Farbe, welche freilich durch vieles Anfärben und durch Schmutz ungleich dunkler scheint, als sie es von Natur ist. Indeß giebt es auch hierin Verschiedenheiten; denn einige Nationen, z. B. Missaguer am Ontario sind dunkler; vorzüglich nimmt dieser Grad der Dunkelheit bei den südlichen Indiern beträchtlich zu. Das andere Geschlecht ist zwar, wie bei uns, von kleinerer Statur, dagegen aber sehr zum Fettwerden geneigt. Da es gleichfalls stets der Sonne und der Witterung ausgesetzt ist, so ist die Farbe nicht sehr von der Farbe der Männer verschieden, außer bei solchen, welche beständig anständiger gekleidet gehen. Die daurenden Arbeiten der Weiber, denn bei den meisten Stämmen der kanadischen Indianer liegt

UNIV OF MICH.

ist es daher fast mehr als hinreichend die bedeutendsten Hauptstämme, welche in Canada vorkommen, hier aufgeführt zu haben; wir wollen nun zuletzt versuchen, so weit es möglich ist, eine allgemeine Uebersicht ihres Aeussern, ihrer Sitten, ihrer Denk- und Lebensart zu entwerfen. Manches von dem, welches hier beigebracht werden wird, betrift zum Theil die Nord-Indianer und die Knisteneaux; denn man darf annehmen, daß mehrere der eigentlichen kanadischen Indier tief in jene eingreifen oder mit ihnen sehr nahe verwandt sind.

Der Körper der kanadischen Indier ist wohl gebauet, schlank aber muskulös, oftmals von mehr als mittelmässiger Größe. Sie tragen ihn mit eben so vieler Festigkeit als Anstand. Er ist von einer bräunlich-röthlichen Farbe, welche freilich durch vieles Anfärben und durch Schmutz ungleich dunkler scheint, als sie es von Natur ist. Indeß giebt es auch hierin Verschiedenheiten; denn einige Nationen, z. B. Missaguer am Ontario sind dunkler; vorzüglich nimmt dieser Grad der Dunkelheit bei den südlichen Indiern beträchtlich zu. Das andere Geschlecht ist zwar, wie bei uns, von kleinerer Statur, dagegen aber sehr zum Fettwerden geneigt. Da es gleichfalls stets der Sonne und der Witterung ausgesetzt ist, so ist die Farbe nicht sehr von der Farbe der Männer verschieden, außer bei solchen, welche beständig anständiger gekleidet gehen. Die daurenden Arbeiten der Weiber, denn bei den meisten Stämmen der kanadischen Indianer liegt

ihnen die schwerste Handarbeit auf, macht sie aber vor der Zeit alt. Man sieht selten eine Indianerin von 30 Jahren, die nicht eingefallene Augen, eine runzlichte Stirn und welke Haut hätte, und deren ganze Person nicht höchst widrig wäre. In ihrer Jugend finden sich dennoch hübsche Gesichter unter diesen Squaws, so nennt man in Canada gewöhnlich die indischen Schönen.

Das Gesicht des Indiers zeichnet sich gewöhnlich aus durch hervorstehende Backenknochen, kleine schwarze Augen und eine kleine spitzige Habichtsnase. Der Mund ist mit schönen Zähnen besetzt und der Athem ist rein.

Das straffe, lange, schlichte Haupthaar ist schwarz. Gewöhnlich reißen die Indier alles übrige Haar des Körpers aus; die Männer sogar den Bart, denn alle Amerikaner sind bald mehr bald minder bärtig; einige junge Stutzer nehmen selbst die Augenbraunen und Haare der Augenwimpern hinweg. Diese Operation verrichten die von den Europäern sehr entfernt Wohnenden vermittelst zusammen gebogener Hölzer, die übrigen aber winden Eisendrath spiralförmig zusammen, und fassen viele Haare auf einmal zwischen den Windungen.

Ihre Sinne sind vortreflich. Ungeachtet der lange Schnee ihren Augen eben so schädlich seyn sollte, als der stete Rauch in ihren Cabanen, so ist doch ihr Auge von unübertreflicher Stärke. Eben so fein ist ihr Geruch. Lange zuvor riechen sie ein Feuer, ehe man es gewahr werden kann. Daher rührt bei ihnen der große Abscheu

vor starkriechenden Sachen, z. B. Moschus. Auch ihr Ohr hört sehr weit und sehr fein.

Alles dieses sind unstreitig Folgen ihrer einfachen Lebensart, ihres durch tägliche Uebung und tägliche Strapazen gesunden, festen Körpers. Ihr einziges Streben ist, von der zartesten Jugend an, lediglich auf die bestmöglichste Entwickelung aller körperlichen Talente gerichtet; denn sie halten sich überzeugt, daß hierdurch gleichfalls der Geist des Menschen erhöht und gestärkt wird. Das kaum geborne Kind wird bei einigen Volksstämmen sofort in kaltes Wasser getaucht und dann nur in eine Thierhaut oder ein Stück Tuch geschlagen, auf ein Brett, welches mit etwas Moos gepolstert ist, gebunden. So trägt es die Mutter auf dem Rücken an einem breiten Bande, der über ihre Stirn geht. Hat sie häusliche Geschäfte, dann hängt sie das Kind mit dem Brette an den ersten Baumzweig auf und läßt es dort hin und her schwingen.

Ist das Kind stark genug auf Händen und Füßen umher zu kriechen, so überläßt man es bei jeder Witterung, durchaus nackend, völlig sich selbst; es wade durch Schnee, Wasser oder Schlamm.

Auf die Art wird der Körper völlig, wie bei jedem andern Thiere, gegen jede Witterung gestählt; er erhält Gelenkigkeit, Stärke und Ausdauer.

Daher sind die Indier denn auch treffliche Springer und Läufer. Zwar haben sich einzelne Europäer gefun-

den, welche es ihnen auf eine Zeitlang an Schnelligkeit zuvorthaten, und sie gleichfalls im Springen übertrafen, allein so bald es auf einen Weg von vielen Stunden ankam, gewann der Indianer. Dabei tragen sie Gewichte von mehr als 70 Pfund täglich 7 deutsche Meilen, ohne oft den ganzen Tag Nahrung zu sich zu nehmen. Unbeladen giebt es Beispiele, daß junge indianische Eilboten in einem Tage 16 deutsche Meilen zu Fuße zurücklegten, ohne bei ihrer Ankunft ermüdet zu scheinen.

Diese beiden Eigenschaften, nämlich Feinheit und Stärke der Sinne und Festigkeit und daurende Kraft der Muskeln, wissen sie auf das Bewundernswürdigste auf ihren Jagden und Kriegen zu benutzen. Als genaue Beobachter finden sie da, wo selbst der geübteste Europäer keine Spur eines Wildes oder eines Menschen gewahr wird, die Fährte und den Eindruck des Fußes, und verfolgen hiedurch ihren Gegenstand viele Tage hindurch.

Auf dem weichsten Grase, sagt Carver, auf dem härtesten Sande, ja selbst auf den Steinen wissen sie aus der Bildung der Fußstapfen und der Weite der Schritte zu bestimmen, ob sie von einer Frau oder einem Manne sind, und selbst zu welcher Völkerschaft diese gehören.

Auch leblose Gegenstände verstehen sie hiebei auf das bewundernswürdigste zu benutzen. Die Sonne, das Gestirn, der Wind, die Bäume, der üppigere Wuchs der gegen Süden gerichteten Zweige, das sie gegen Norden stärker bekleidende Moos, alles dient ihnen zum Auffin-

den der Wege. Und da ihnen die Natur zugleich ein sehr glückliches Gedächtniß zugestand, so bringt die Vereinigung dieser Talente kaum glaubliche Phänomene hervor. Sie gehen, sagt Carver, bei klaren oder bedeckten Himmel durch einen Wald oder eine Ebene von mehr als 200 (engl.) Meilen Breite, und treffen genau den Punkt, an welchen sie gelangen wollen.

Bei Vermessungen der Grenzen von Ländern, welche sie an die Europäer abtraten, hat sich mehrmal der Fall ereignet, daß sie die Fehler der Landmesser mit dem Ausdruck verbesserten: „Bruder, dein Instrument hat die Unwahrheit gesagt.“

Einem jungen Seneka-Indier legte Weld die Karte von der Provinz Neu-York vor. Nachdem man ihm auf derselben deren jetzigen Standpunkt und die Lage seines Dorfs am Buffalo Creek angezeigt hatte, begriff er sehr bald, was sie vorstellen sollte. Sofort benannte er sodann auf der Karte mit der größten Genauigkeit alle Seen und Flüsse, selbst die, welche an 200 (engl.) Meilen von seinem Dorfe entfernt lagen. Da die indianischen Namen dieser Gegenstände auch unter den Europäern noch die gewöhnlichsten sind, so hätte man es leicht finden können, wenn seine Angaben unrichtig gewesen wären.

Sie zeichnen Karten mit Kohlen aus Birkenrinde. Diese Zeichnungen sind zwar sehr hart, allein sie geben

die Lage und Weite der Orte, die ihnen bekannt sind, mit vieler Genauigkeit an.

Ein höchst merkwürdiges Beispiel von den Talenten der Indier in dieser Art ist folgendes. Eine, wichtiger Geschäfte halber, nach Philadelphia reisende Gesellschaft, von Indiern, blieb in Staunton über Nacht. Am folgenden Morgen brach ein Theil derselben früher auf. Die später Abreisenden wurden auf der Heerstraße nach Philadelphia von verschiedenen Einwohnern der Stadt zu Pferde begleitet. Nachdem man der Heerstraße einige Meilen gefolgt war, lenkten sich plötzlich die Indier davon ab, und drangen seitwärts in den Wald, ohne irgend einen Weg vor sich zu haben. Als die darüber in Verwunderung gesetzten Begleiter ihnen begreiflich zu machen suchten, sie würden sowohl den Weg als die frühere Hälfte ihrer Gesellschaft verfehlen, antworteten sie bestimmt, sie kennten den kürzesten Weg nach Philadelphia hin besser, und ihre Landsleute hätten sicher eben diese Richtung gewählt. Von nun an folgten sie stets ihrem eigenen Gange durch das Dickigt, und einige der Begleiter, welche sie aus Neugierde begleiteten, wunderten sich nicht wenig, als sie fanden, daß sie wirklich mitten im Walde auf die früher abgereiseten Indier stießen. Man maaß nachmals die Richtung der Indier auf einer Karte nach, und fand, daß ihr Weg nach Philadelphia so genau war, als wäre er vermittelst eines Compasses gezogen. Wahrscheinlich, sagt Weld, hatten sie sich

von Andern, ihrer Nation, welche nach Philadelphia gereiset waren, genau die Richtung von ihrem Wohnsitze dorthin erzählen lassen, und diese nie aus den Augen verlohren, ob sie gleich bereits 300 (engl.) Meilen durch den Wald zurückgelegt hatten und ihnen noch 400 zu machen übrig waren.

Selbst auf dem Meere äußern sie ähnliche Fertigkeiten; auf ofner See fuhren die Indier von Neuschottland ohne Compaß dreißig Meilen, und landeten genau an dem Theile der Küste von Labrador, wo sie ihre Feinde, die Esquimaux, aufsuchen wollten.

Auch anderweitige Talente hat ihnen die Natur nicht versagt. Sie haben in manchem Betracht wirklichen Kunstsinn. Die Arbeiten, welche besonders die Weiber beim Ausnähen, Sticken und Schmücken ihrer Mokossiens (Schuhe) zeigen, sind bewundernswerth. Die hiebei sehr geschickt angebrachten Stacheln des Stachelschweins sind auf das schönste durch, zum Theil noch jetzt uns unbekannte Pflanzensäfte gefärbt.

Sie besitzen zugleich guten natürlichen Verstand; sehen Dinge, welche man ihnen begreiflich machen kann, jedesmal sehr richtig ein, und dringen stets auf den Hauptzweck der Sache. Hiebei übereilen sie sich nie; hören ruhig den ganzen Verlauf der Umstände und urtheilen dann erst mit eben so vieler Ueberlegung als Bescheidenheit. Sie widersprechen daher fast niemals gerade zu; und wenn ihnen der Erzähler übertriebene, unglaubliche

Dinge vorsagt, so antworten sie nur: „Bruder, wir „zweifeln nicht, daß Du dasjenige, was Du erzählst, „selbst für wahr hältst, nur kommt es uns unglaublich „vor.“

Folgendes Beispiel ihrer Bescheidenheit führt der große Fränklin an; es zeigt zugleich ihre Art, wie naiv sie sich über ihnen durchaus fremde Gegenstände ausdrücken, und wie sie von dem Ursprunge einiger Hauptbedürfnisse des Lebens denken.

Ein schwedischer Geistlicher hatte die Oberhäupter der Indier am Susquehanna versammlet und machte sie in einer Rede mit den Hauptsätzen der christlichen Religion bekannt. Er sprach demnach von dem Sündenfall, durch das Essen des Apfels im Paradiese; von der Menschwerdung Christi, von seinem Leiden, von seinem Versöhnungstode u. s. w. Die Indier hörten die ganze Rede ruhig an, und nachdem sie beendigt war, sagte einer ihrer Anführer zu dem Missionair: „Was Du uns gesagt hast, „ist alles sehr gut. Es ist allerdings übel, die Aepfel zu „essen, denn es ist besser Apfelwein (Cyder) daraus zu „bereiten. Wir sind Dir sehr verbunden, daß Du so „weit hergekommen bist, um uns Dinge zu erzählen, die „Du von Deiner Mutter gehört hast. Wir wollen Dir „nun dagegen gleichfalls das vortragen, was wir von der „unsrigen hörten.“

„Im Anfange, fuhr er fort, lebten unsere Vorfahren „nur allein von dem Fleische der Thiere. Fiel nun ihre

„Jagd schlecht aus, so liefen sie Gefahr Hungers zu ster-
„ben. Zwei junge Jäger hatten eines Tages einen Hirsch
„erlegt, und machten Feuer an, um verschiedene Theile
„davon zu braten, als sie auf einmal ein sehr schönes
„junges Frauenzimmer aus den Wolken zu ihnen herab-
„steigen sahen. Sie setzte sich auf jenen blauen Bergen
„nieder, welche Du hier vor Dir siehest. Die Jäger
„hielten es für anständig, ihr das Beste von ihrem ge-
„bratenen Hirsche anzubieten, nämlich die Zunge. Sie
„kostete davon mit vielem Wohlbehagen und sagte: Diese
„Höflichkeit soll Euch belohnt werden. Kommet nach
„dreizehn Monden wieder hieher und ihr werdet sodann
„etwas vorfinden, das Euch und Eure Kinder bis in die
„späte Nachwelt ernähren wird."

„Die Jäger kehrten nach der bestimmten Zeit an den-
„selben Ort zurück, und fanden Pflanzen, die sie nie zu-
„vor gesehen hatten, die aber seit dieser ältesten Zeit,
„fortdaurend von uns nun gebauet werden. Wo die rechte
„Hand des jungen Frauenzimmers die Erde berührt hatte,
„war Maiz (indisches Korn) gewachsen, zu ihrer linken
„Hand standen Bohnen; und da, wo sie gesessen hatte,
„war Taback aufgeschossen."

Der gute Missionair, ärgerlich über die ihm erzähl-
ten Erdichtungen, sagte: „Was ich Euch vortrug, wa-
„ren heilige Wahrheiten, allein was Ihr mir jetzt er-
„zählt, ist ja eitel Trug und Lüge."

Die Indier fanden sich hiedurch beleidigt und erwiederten: „Bruder, es scheint uns, als wenn Deine Anverwandten Dir durchaus keine gute Erziehung gegeben „haben; und Dich die Regeln der gemeinen Höflichkeit „nicht gelehrt. Du saheſt, daß wir ruhig Deinen Geschichten Glauben beimaßen, warum versagſt Du diesen „jetzt den unsrigen?“

In ihren Reden bedienen sich die Indier, gleich mehreren früheren Nationen, häufiger Bilder und Allegorien, aber es herrscht darin oftmals sehr viel Nachdruck.

Als einige Oberhäupter des Bundes der fünf Nationen vor mehreren Jahren nach London gesandt wurden, um dem König Georg II. aufzuwarten, wurden sie bei ihrer Rückkunft von ihren Landsleuten in einer waldigten Gegend im Beiseyn mehrerer Engländer gefragt, wie viele Wohnungen (Häuser) Cabanen enthalte. Sie antworteten: „Kannst Du die Bäume des Waldes zählen?“ Und als jene ferner die Zahl der Einwohner zu wissen verlangten, erwiederten sie: „Kannst Du die Blätter zählen?“

Ein Indier, der einen Vater um seine Tochter anspricht, macht auf folgende Art seinen Antrag.

„Vater, ich liebe Deine Tochter, willst Du mir sie „geben, damit die zarten Wurzeln ihres Herzens sich so „mit dem meinigen verschlingen, daß der stärkste Wind, „der bläst, sie niemals trennen kann.“

Als der Cap. Carver den Frieden zwischen den Tschippewäern und Nadowessiern wiederhergestellt, dank-

ten ihm die Oberhäupter der letztern in einer ziemlich langen Rede. Unter andern sagten sie ihm darin.

„Wir danken Dir für das, was Du gethan hast, „Frieden zwischen den Nadowessiern Tschippewäern zu „stiften, und hoffen, daß Du, wenn Du zurückkommst, „dies gute Werk vollenden, und ganz die Wolken vertrei„ben wirst, die noch über uns schweben, um den blauen „Himmel des Friedens zu öfnen und die blutige Axt tief „unter die Wurzeln des großen Baums des Friedens zu „begraben."

Um eine Völkerschaft zum Kriege anzufeuern, reden die Anführer sie gewöhnlich auf folgende oder ähnliche Weise an.

„Die Knochen Eurer im Kriege gebliebenen Lands„leute liegen unbedeckt; sie fordern uns auf, ihr Unrecht „zu rächen, und es ist unsere Pflicht, ihnen zu gehorchen. „Ihre Geister schreien zu uns, wir müssen sie besänfti„gen. Höhere Geister, die Wächter unserer Ehre, flöß„sen uns den Entschluß ein, die Mörder unserer Brüder „aufzusuchen. Laßt uns gehen, sie zu erschlagen. Sitzt „daher nicht länger unthätig, folgt dem Triebe Eurer „angebohrnen Tapferkeit, salbt Euer Haar; bemahlt „Euer Antlitz; füllt Eure Köcher; laßt die Wälder von „Eurem Gesange wiederhallen; tröstet die Geister der „Getödteten, und gelobt ihnen Rache."

Glaubt man doch beinahe, einen der Helden Homers reden zu hören!

Aus den frühern Zeiten, da die Franzosen Herren von Canada waren, bleibt die Rede des Grangula, des Oberhaupts der Irokesen, stets merkwürdig. Sie giebt zugleich Anlaß mehrere Gebräuche der Indier zu erläutern.

Der Gouverneur von Neufrankreich, la Barre, befürchtete einen Anfall der Irokesen (der fünf Nationen) weil letztere sich nicht ohne Ursache gekränkt hielten. Da unter den Franzosen viele Krankheiten herrschten und die Irokesen hievon Nachricht eingezogen hatten, so sandte la Barre einen Friedensgesandten unter einer beträchtlichen Eskorte an die Oberhäupter der Irokesen ab, um wo möglich sie zu beruhigen.

Grangula, eines ihrer Oberhäupter ließ sich bewegen, mit 30 jungen Kriegern zu den Franzosen zu kommen; die Zusammenkunft der Franzosen und Indier hatte zwischen den Armeen beider statt.

La Barre suchte in einer Rede an die Indier die Unschuld der Franzosen und das Unrecht der Indier darzuthun. Er drohete zugleich, daß wenn letztere fortführen, die mit den Franzosen alliirten Indier zu bekriegen, so sey er genöthiget Repressalien zu gebrauchen und die Irokesen mit seiner ganzen Macht anzugreifen.

Grangula hatte während der Rede des la Barre, den die Irokesen aus Achtung Onunkio, d. i. Großer Berg, nannten, mitten unter seinen Kriegern, mit der Pfeife im Munde, sich niedergesetzt. Die große

Friedenspfeife, das Calumet, ſtand ihm nebſt dem Wampum gegenüber.

Wampum iſt ein irokeſiſches Wort, und bedeutet, wie Loskiel ſagt, eine Seemuſchel. Gewöhnlich verſteht man jetzt darunter einen Gürtel oder eine breite lederne Schnur, welche mit Korallen, die aus der Venus-Muſchel (Venus mercenaria Linn.) geſchnitten ſind, beſetzt iſt. Dieſe Schnüre dienen den Wilden als Gedenkſchriften, und es ereignet ſich keine bedeutende Begebenheit unter ihnen, ohne eine oder mehr ſolcher Denkſchnüre dabei niedergelegt zu haben. Man nennt ſie bei den Engländern daher Belt of Wampum, Wampum-Gürtel. Die mit violetten, (aus dem Innern der Muſchel geſchnittenen) Korallen beſetzten Schnüre ſind koſtbarer als die von weißen Korallen; zuweilen ſind ſie von ſolcher Länge, daß man ſie nach Ellen und Klaftern mißt; daher dann ein Fathom of Wampum; gewöhnlicher iſt ein String eine Schnur von Wampum. Die Indianerinnen zieren dieſe Denkſchnüre mit allerhand Figuren, welche denn auf den Inhalt des Vortrags oder der Sache (hieroglyphiſch) Bezug haben müſſen. Nur ein Kriegs-Wampum darf etwas rothes an ſich haben.

Das Calumet oder die Friedenspfeife iſt etwa 4 Fuß lang. Das Rohr iſt von ſchwarzem leichten Holze; der Kopf 6 bis 8 Zoll weit, bei 3 Zoll Höhe, iſt von rothem Marmor, der von den ſehr entfernten Gebirgen am Miſſiſſipi gebracht wird. Da die rothe Farbe ſich nicht nur

Frieden schickt, so wird er mit weißer Farbe: Kreide überstrichen. Das Pfeifenrohr ist gewöhnlich mit hieroglyphischen Figuren bemahlt, oder mit schönen Bändern umwunden, welche selbst wieder mit Korallen geschmückt sind, zuweilen ist es auch mit gefärbten Stacheln oder mit bunten Federn geziert.

Nach beendigter Rede des Franzosen durch den Dollmetscher, trat nun Grangula auf, und hielt eine Rede, wovon das Hauptsächlichste in Folgendem bestand:

„Onuntio ich ehre Dich; alle Krieger, die mich „begleiten, ehren Dich gleichfalls. Dein Dollmetscher „hat Deine Rede beendigt, ich will die meinige anfangen. „Meine Stimme läuft zu Deinem Ohr. Höre meine „Worte!“

„Onuntio, Du mußt glauben, da Du von Quebek „abgegangen bist, die Sonne habe alle Wälder verbrannt „oder der See sie dergestalt überschwemmet, daß unsere „Cabanen gänzlich mit Wasser umgeben sind, wodurch „es uns unmöglich würde heraus zu gehen. Du bist „jetzt aus Deinem Irthum gebracht, weil ich und meine „Krieger hieher kommen, Dich zu versichern: daß die „Tsonontaner, Goyoguaner, Onondathen und Agnier „noch nicht umkommen sind. Ich danke Dir in ihrem „Namen, daß Du die Friedenspfeife wieder auf ihre „Länder gebracht hast, die Deine Vorfahren von ihren „Händen erhalten haben; daß Du die mörderische Streit-

„art, die so oft von dem Blute der Franzosen roth ge-
„worden ist, unter der Erde hast liegen lassen.“

„Höre, Onuntio, ich schlafe nicht; ich habe die
„Augen offen; und die Sonne, die mich erleuchtet, läßt
„mich an der Spitze einer Schaar von Kriegern einen
„großen Hauptmann entdecken, der im Traume redet.
„Er sagt, er habe sich diesem See nur genähert, um mit
„den Onontaguern aus der großen Friedenspfeife zu rau-
„chen. Grangula aber weiß gegentheils vielmehr,
„daß es nur geschehen ist, ihnen die Köpfe einzuschlagen,
„wenn so viele Franzosen nicht krank wären.“

„Höre, Onuntio, unsere Weiber hätten die Kopf-
„schlager (Macanes, kurze Keulen) genommen. Unsere
„Kinder und Greise trügen Bogen und Pfeile nach Deinem
„Lager, wenn unsere Krieger sie nicht zurück gehalten
„hätten, als Dein Abgesandter in meinem Dorfe erschien.
„Davon habe ich nun geredet.

„Höre, Onuntio, wir haben keine Franzosen ge-
„plündert, als diejenigen, welche Pulver und Blei und
„Kugeln den Utamiern und Illinesen, unsern Feinden,
„zuführten. Wir haben es gemacht wie die Jesuiten,
„welche alle Brandteweinfässer zerschlagen, die man in
„unsere Dörfer bringt, aus Furcht, die Besoffenen möch-
„ten ihnen die Köpfe einschlagen.“

„Wir haben den Utamiern und Illinesen die Köpfe
„eingeschlagen, weil sie die Friedensbäume abgehauen.
„Sie sind gekommen und haben große Castorjagden in

„unsern Ländern angestellt, und die Männchen und Weib-
„chen (der Biber), wider die Gewohnheit aller Indier,
„weggeführt. Wir haben weniger gethan als die Franzos-
„sen und Engländer, welche ohne Recht die Länder, die
„sie besitzen, vielen Völkerschaften weggenommen, welche
„sie aus ihrem Lande gejagt, um Dörfer, Städte und
„Festungen daselbst zu bauen. Dieses Wampum bestäti-
„get mein Wort."

„Höre, Onuntio, meine Stimme ist die Stimme
„der fünf irokesischen Cabanen. Höre, was sie Dir ant-
„worten. Als sie die Axt zu Catarakui, in Gegenwart
„Deines Vorgängers mitten im Fort begruben, so pflanz-
„ten sie an eben den Ort den Friedensbaum, daß er da-
„selbst sorgfältig erhalten würde; damit dieses Fort an-
„statt eines Aufenthalts der Krieger, nur ein Aufenthalt
„der Kaufleute seyn sollte; daß anstatt der Waffen und
„der Kriegsbedürfnisse nur Kaufmannswaaren und Ca-
„store hineingebracht werden sollten. Höre, Onuntio,
„nimm Dich in Acht, daß eine so grosse Anzahl Krieger,
„als diejenige, die hier ist, sich nicht in einem so kleinen
„Fort eingeschlossen finde, und dadurch jenen Baum er-
„sticke. Es würde Schade seyn, wenn man ihn, da er
„so leicht Wurzel geschlagen, hindern wollte zu wachsen,
„und mit seinen Zweigen Dein und unser Land zu dek-
„ken. Ich versichere Dich im Namen der fünf Natio-
„nen, unsere Krieger werden unter seinen Blättern den
„Tanz des Calumets tanzen, sie werden ruhig auf ihren

„Matten bleiben, und die Axt nicht wieder ausgraben,
„um den Friedensbaum abzuhauen, so lange nicht ihre
„Brüder, Onuntio und Corlar (der engliſche Gou-
„verneur) zuſammen genommen oder einzeln es unterneh-
„men werden, die Länder anzugreifen, welche der große
„Geiſt unſeren Vorfahren zugetheilt hat. Dieſer Wam-
„pum-Gürtel enthält (beſtätigt) mein Wort, und dieſer
„zweite die Macht, welche mir die fünf Nationen gege-
„ben haben.“

So bedächtig die Indier auch bei ſolchen Vorträgen ſind, ſo fehlt es ihnen dennoch durchaus nicht an der Fähigkeit, ſchnell und oft witzig zu antworten. Ein Utavas-Indier, ein großer Trunkenbold, ward, als man ihm über ſeine übermäßige Neigung zum Rum Vorſtellungen machte, gefragt: ob er wohl wiſſe, woraus der Rum gemacht würde? Er antwortete: „Das ſtarke Waſſer
„müſſe ein Extrakt aus Zungen und Herzen ſeyn; denn
„wenn ich es getrunken habe, ſetzte er hinzu, ſo fürchte
„ich mich vor nichts, und rede, daß es ein Wunder iſt.“

Schon in den hier beigebrachten Proben von den Talenten der Indier entdeckt man mehrere Hauptzüge ihres Charakters.

Unter denſelben zeichnet ſich der Sinn der Freiheit, der gänzlichen Unabhängigkeit beſonders aus.

Die mehrſten dieſer Nationen haben temporaire, durch die Wahl beſtimmte Oberhäupter; denn Oberherrn kann man ſie nicht eigentlich nennen. Ein Oberhaupt, Sa-

chem oder Chief der Delawar-Nationen, ist eigentlich, nach Loskiels Ausdruck, nur der erste Mann unter seines Gleichen. Ein solcher Chief muß für seinen Unterhalt selbst sorgen. Da er indeß oftmals Fremde bewirthet, so kömmt man ihm freiwillig mit Lebensmitteln zu Hülfe. Er wird von seinem Stamme erwählt, er darf durchaus kein Fremder seyn, selbst nicht einmal aus einem andern Stamme eben desselben Volkes. Er hat wieder um seine Räthe, theils versuchte Kriegsmänner, theils andre erfahrne Alte; auch sind die übrigen wohlhabendsten Hausväter der Nation als Stützen des Oberhaupts, oder Sachems, anzusehen.

Der Sachem ist denn zwar berechtigt Zwistigkeiten zu schlichten, allein Zwangsmittel darf er dabei nicht wagen, er würde sonst Gefahr laufen, von allen verlassen zu werden. Bloß durch gründliche, freundschaftliche Vorstellungen muß er das Volk zu regieren suchen. Nur die Unordnung, welche der Trunk hervorbringt, kann er mit mehrerer Härte ahnden; und den Gebrauch der starken Getränke verbieten. Indeß sind die Oberhäupter auch selbst hierin oft zu nachsichtig. Gewöhnlich sind diese Chiefs gütig und gastfrei.

Jedes Unternehmen, was die Nation angeht, wird im Rathe vorgetragen. Das Oberhaupt redet indeß darin nicht selbst, sondern es hat seinen Sprecher. In den wichtigsten Angelegenheiten, nämlich bei Kriegeserklärungen oder Friedensschlüssen mit andern Völkern, kann der

Rath und durch ihn der Sachem zwar Frieden schließen, aber nicht den Krieg ohne Einwilligung der Generale oder Capitaine erklären. Nur ein solcher, der wegen seiner anerkannten Tapferkeit und Erfahrung zum Anführer im Kriege erwählt ist, kann den Krieg anfangen, aber er hat dagegen wiederum nicht das Recht, dem Kriege Einhalt zu thun, oder Frieden zu schließen.

Die Irokesen, oder die sechs Nationen, ja die meisten der übrigen indianischen Völkerschaften, welche in Canada vorkommen, haben ähnliche Einrichtungen. Die sechs Nationen bilden gleichsam sechs verbündete Republiken, deren jede ihre Sachems, oder Oberhäupter hat. Jede Republik zerfällt dann wie bei andern Indiern in Nationen, in Stämme, welche sich gewöhnlich den Namen irgend eines Thiers wählen, sie nennen sich z. B. der Wolf, die Schildkröte u. s. w. Zu Onondago hält dieser Bund seine allgemeine Versammlung, oder wie sie sprechen, sein grosses (gemeinschaftliches) Feuer; dort wird alles Wichtige, was den ganzen Bund angeht, entschieden, und daher darf jede andere Nation in dieser Rücksicht nur sich dorthin allein wenden; denn es würde nur Mißtrauen erzeugen, mit den Chiefs einer einzelnen Nation dieses Bundes unterhandlen zu wollen.

Diesen Trieb nach Unabhängigkeit und der völligen Freiheit, suchen die Indier auf jede nur mögliche Art zu befördern.

Selbst in der frühesten Jugend bereiten sie sich deshalb schon vor, Schmerzen und anhaltende Leiden zu ertragen. Die Kinder bleiben sich stets selbst überlassen, und von den Eltern werden sie auf keine Weise beschränkt, vielweniger aber hart behandelt oder durch Schläge zurechte gewiesen. Den Knaben giebt man sehr früh Bogen und Pfeil in die Hände; man läßt sie stets mit einander kämpfen, und der Ueberwundene verschmerzt den Sieg seines Gegners sehr schwer. Die Väter reden ihnen beständig nur von den Großthaten der Voreltern, und feuern ihren Ehrgeiz, ihren Muth und ihre Rachsucht gegen die Feinde der Nation bei jeder Gelegenheit auf das lebhafteste an. Sogar den Mädchen sucht man hohes Gefühl für Unabhängigkeit beizubringen. Die höchste Strafe, welche die Eltern den Töchtern bei groben Vergehungen anthun, besteht darin, daß sie dieselben mit Wasser besprützen. So unbedeutend diese Züchtigung uns auch scheinen mag, so ist sie den jungen Indianerinnen äußerst empfindlich. Man hat Mädchen gesehen, welche sich darüber das Leben nahmen.

Du sollst keine Tochter mehr haben, sagte nach solcher Bestrafung die Tochter zu ihrer Mutter, verließ sie, und erhieng sich.

Dieser hohe Ehrgeiz bringt aber auf einem andern Wege oftmals Besserung bei den Kindern zuwege. Eine Mutter, die über die Unart der Tochter gerührt war und deshalb Thränen vergoß, sagte zu der Tochter, die

nach der Ursache ihrer Thränen fragte: „Du entehrst mich;“ und dies bewirkte sofort die Besserung.

Um die Knaben zu der großen Hauptbeschäftigung des Mannes, zu dem Kriege, vorzubereiten, läßt man sie außer jenen Waffenübungen oft sehr lange fasten. Sie ertragen dies nicht nur mit vieler Geduld, sondern sie setzen sich sogar freiwillig großen Schmerzen aus. Man sieht junge Knaben, welche sich ihre Arme an einander binden und zwischen dieselben glühende Kohlen legen; derjenige wird dann laut gepriesen, der den brennenden Schmerz am längsten, ohne eine Miene zu verziehen, erträgt. Sogar Mädchen unterziehen sich zu Zeiten dieser Feuerprobe. Dieses Abhärten gegen jeden Schmerz bewirkt dann bei den Männern, wie wir sogleich sehen werden, fast übermenschliche Unempfindlichkeit bei den unerhörtesten Qualen der Kriegsgefangenen. Bei dem andern Geschlechte erzeugt es hingegen das völlig ruhige Ertragen der schwersten Niederkunft. Es würde für eine Indianerin entehrend seyn, bei der Entbindung zu klagen, oder nur einen Seufzer hören zu lassen.

So übertriebene Begriffe von Ehre, Ungebundenheit und Gleichheit lassen die Indier auf alle übrige Nationen, welche sich unter das Joch irgend eines andern Volks, eines Großen oder gar eines Unterdrückers beugen, mit tiefer Verachtung herabsehen, und selbst bei der Ueberlegenheit der Talente, die sie bei uns Weißen täglich erfahren, halten sie sich dennoch weit über uns erhaben.

Daher entſpringt bei ihnen vorzüglich die große Verachtung der Neger. Völlig unbekannt mit den ſchändlichen Mitteln, wodurch dieſe Unglücklichen in den Sklavenſtand gerathen ſind, glauben die Indier, ganze Nationen der Schwarzen hätten ſich aus Feigheit von den Weißen unterjochen laſſen. Ihre Verachtung der Afrikaner iſt daher ſo groß, daß ſie es als die größte Entehrung anſehen, für einen Neger geſchimpft zu werden. Kaum den Thieren ſchätzen ſie den Neger gleich und behandeln ihn mit der kälteſten Grauſamkeit.

Einen großen ſchönen Neger, der von den Indiern in dem Kriege gegen die Freiſtaaten zum Gefangnen gemacht und durch das Loos einer vornehmen Indianerin zugefallen war, wünſchte ſein Herr loszukaufen. Man bot der Indianerin ein außerordentliches Löſegeld. Sie blieb aber völlig ruhig bei dieſem Antrage, und da man weiter in ſie drang, nahm ſie mit großer Kälte ein ſtarkes Meſſer und durchſtach den Schwarzen mit den Worten: „Nun könnt ihr Euren Neger hinnehmen.“ Der Unglückliche rang lange mit dem Tode, bis ein Krieger ſeinen Leiden durch das Tomahawk ein Ende machte.

Was für Empfindungen des Abſcheues würde dieſer hohe Geiſt der Freiheit nicht den Indiern gegen ſolche Nationen der alten Welt einflößen, und die Geſchichte zeigt uns doch mehrere derſelben, welche bei dem Beſitze vieler tauſend wehrhafter Männer, ſich demüthig von andern Nationen Feſſeln anlegen laſſen, oder welche ſo-

gar das Eisen der Sklaverei so tief brandmarkt, daß man sie als Satelliten eines boshaften Fremdlings zu den empörendsten Unthaten mißbrauchen kann, welche ihnen mit Recht die Verachtung jedes ehrliebenden Mannes und die dauernde Rache aller übrigen richtig fühlenden Weißen zu ziehen.

Dagegen äußern die Indier selbst für einen Feind die größte Achtung, so bald er sich als ein tapferer Mann zeigt.

Der canadische Pelzhändler, Long, fand sich nebst einem andern Engländer, Shaw, und seinem Bedienten in einem hölzernen Handelshause von einer großen Anzahl Indier eingeschlossen. Sie hatten dem andern Kaufmanne den Tod geschworen, sangen bereits ihre Todten-Kriegslieder und drangen halb trunken auf die drei Europäer ein. Diese waren zwar mit guten Schießgewehren versehen, allein es war ihnen dennoch völlig unmöglich, einer solchen Menge rasender Wilden auf die Länge Widerstand zu leisten, nur Long's gescheute Kühnheit rettete sie. Er rollte nämlich ein Faß mit Pulver in das vorderste Zimmer, schlug ihm den Boden aus und richtete ein Schießgewehr mit gespanntem Hahn gegen das Pulver. Die Indier traten jetzt mit Speeren und Tomahawks bewaffnet in das Haus, als Long ihnen in seiner fürchterlichen Stellung drohend zurief:

„Wer von euch alten Weibern (das größte Schimpf-
„wort für einen Krieger) ist ein braver Krieger? Wir
„alle wollen heute sterben!“

Mit Entsetzen liefen die Indier zurück, riefen dem Engländer zu: „Der Herr des Lebens hat dem Bieber (dies war der Name, welchen Long von den Indianern erhalten hatte) große Stärke und Muth gegeben.

Sie sandten sofort Friedensboten an die Engländer, ließen sie völlig ungekränkt und bezeigten dem Long bei jeder Gelegenheit große Achtung.

Diese Sucht nach Ehre und Unabhängigkeit mußte dann bei ihren Kriegen auf das höchste steigen, ja einen Grad erreichen, der kaum bei uns denkbar ist. Er artet dort in die kälteste Grausamkeit aus und in eine Gefühllosigkeit, die bei jedem anderen menschlichen Individuum Schauder erregt. Eine kurze Auseinandersetzung ihrer Kriege wird dies nur zu sehr bestätigen.

Die Kriege der Indier werden zwar förmlich angekündiget; allein selbst bei dieser Ankündigung kommt schon der Kriegsbote in Gefahr, von den Feinden erschlagen zu werden. Mehrmals bedient sich daher die Nation zu diesem mißlichen Geschäfte eines Fremdlings, dem als Gefangenen das Leben erhalten ward und der nun Sklave ist. So sehr dieses Verfahren den heutigen Europäern gesetzwidrig scheint, so hat die Art der indischen Kriege dennoch für uns mehr Anstößiges und scheint zugleich mit jenem hohen Ehrgeize der Indier völlig im Kontrast zu stehen. Sie greifen nämlich die Feinde fast nie im offenen Felde an; sie suchen vielmehr ihren Ruhm darin, durch nächtliche Ueberfälle den Feind hinzurichten. Die

Waffen der canadischen Indier bestanden vormals hauptsächlich in Bogen und Pfeil, in Streitkolben und Skalpiermesser. Jetzt haben die erstern unserm Feuergewehr Platz gemacht, allein die Streitaxt, (das Tomahawk) und das Skalpiermesser sind noch immer ihre Lieblingswaffen.

Ein solches Tomahawk ist eine kurze Axt oder Beil, dessen Stiel bei einigen zugleich zu einer Tabackspfeife ausgehöhlt ist. Sie verstehen dieses furchtbare Gewehr auch in die Ferne als Wurfspies zu gebrauchen, und einige haben es deshalb an einem um die Hand gewickelten Riemen befestigt.

Das Skalpiermesser, ein gewöhnliches starkes Messer, hängt in einer eigenen Scheide, bei einigen Wilden am Halse, bei andern im Leibgürtel. Es wird grösstentheils nur bei den erschlagenen Feinden dazu gebraucht, um diesen die Haut des Schedels nebst den Haaren abzustreifen. Der Sieger setzt dem Erschlagenen den Fuß auf den Hals, zieht das Haar, um die Linke gewickelt, stark an, schneidet mit dem Skalpiermesser rund um die Schläfe die Kopfhaut los, und reißt entweder mit den Zähnen oder mit der Hand die ganze Kopfhaut ab. Letztere heißt sodann der Skalp, und dieser wird getrocknet und roth gefärbt auf einer Stange als Siegeszeichen empor getragen.

Dieser schrecklichen Operation unterwerfen oftmals die Wilden ihre lebende Gefangene, welche sie nicht

selbst mit fortführen können, und man hat mehrere Beispiele, daß, wenn die feinere Knochenhaut nicht mit abgelöset war, der Unglückliche nach unsäglichen Schmerzen erhalten und geheilt worden ist.

Eben so widrig und sonderbar scheint uns die Ehre, welche die Indier auf einen vorzüglichen Skalp setzen.

In einer Versammlung von Indianern rühmten sich ein Mohawk und ein Tschippewäer ihrer Großthaten gegen einander, und forderten sich bei dieser Gelegenheit auf den ansehnlichsten und besten Skalp heraus.

Sie schieden von einander mit der Verabredung, an einem bestimmten Tage der Versammlung jeder einen Skalp zur Entscheidung über ihre Geschicklichkeit vorzulegen.

Als sie um die festgesetzte Zeit zurückkamen, legte der Mohawk seinen Skalp vor der Versammlung nieder. Er bestand aus der Haut von dem Kopfe und dem Nacken eines Mannes, mit feinem Moose ausgestopft, auf das genaueste mit Hirschsehnen zusammen genähet und mit Augen versehen. Die Versammlung fand den Skalp sehr vorzüglich und beehrte den Mohawk mit dem Namen eines großen tapfern Kriegers.

Jetzt trat der Tschippewäer auf; sahe den Mohawk mit verachtendem Ernst an, und sagte: „Dies ist nur ein alter Weiber Skalp, zugleich befahl er seinem Sohne nun den von ihm verfertigten Skalp herbei zu bringen. Es erschien dann die Haut von einem ganzen Manne,

mit Daunfedern ausgestopft und auf das sauberste zusammen genähet.

Voll Verwunderung gab die Versammlung sogleich diesem den Vorzug. Der Mohawk zog sich jetzt voll Scham und Rache zurück. Er lauerte seinem Ueberwinder beim Herausgehen auf, und erschlug ihn mit dem Tomahawk.

Was die Gefechte selbst anlangt, so arten diese gewöhnlich bald nach einigen Salven aus dem Schießgewehr in ein Handgemenge aus. Hiebei zeigen denn die Indier kaum glaubliche Anstrengung und Tapferkeit. Da nämlich jeder zuvor weiß, was für ein entsetzliches Schicksal seiner als Gefangenen erwartet, so geht die Tapferkeit bald in die wildeste Wuth über.

Nach entschiedenem Siege werden die getödteten, ja die nicht mehr lebendig fortzubringenden Feinde skalpirt. Die Gefangenen hingegen führt man gebunden mit sich fort, läßt sie bei weiten Märschen in die Heimath, zu Nachts stets auf die Erde gestreckt und an eingeschlagenen Pfählen, die Arme, Beine und den Hals gebunden, ruhen, und bindet jeden zugleich mit einem Indier des siegreichen Corps zusammen. Eine jede Bewegung oder Aeußerung des Gefangenen sich zu befreien, weckt daher den freien Indier auf.

Dieser eingezwängten Lage ungeachtet, giebt es Beispiele, daß so gefesselte Personen nicht bloß entkommen

sind, sondern zu gleicher Zeit grausame Rache an ihren Siegern genommen haben.

Ein kleiner Haufe von 10 Indiern hatte die Kühnheit, einen Streifzug gegen die westlichen Theile von Neuengland zu thun. Sie waren so glücklich einige Zeit unentdeckt zu bleiben, erschlugen mehrere Feinde, skalpirten sie und führten eine Frau, mit Namen Row, nebst ihrem zwölfjährigen Sohne gefangen mit sich fort.

Auf dem Heimzuge ward dann die Gefangene jedesmal zu Nachts auf die eben beschriebene Art gebunden. Dennoch fand sie in der zweiten Nacht, beim tiefsten Schlafe der Indier, Mittel, sich ihrer Bande, völlig unbemerkt zu entledigen. Sie gebot dem nun gleichfalls losgebundenen Sohn das genaueste Stillschweigen, brachte mit der größten Geräuschlosigkeit alle Waffen der Indier in weite Entfernung und gab zugleich ihrem Sohne eine Axt. Nun fieng sie damit an, mehrere Indier selbst mit einem zweiten Tomahawk, jedesmal mit einem einzigen mächtigen Schlage zu tödten. Der schwächere Sohn hatte indeß den einen nur stark verwundet, und sie lief jetzt Gefahr, durch sein Erwachen, von neuem unglücklich zu werden, als sie auch diesen gerade bei seinem Erwachen niederschlug. Sie fuhr jetzt mit dem fürchterlichen Morden der Schlafenden fort und nur eine einzige Frau entkam ihrer Rache.

Die Heldin skalpirte die Erschlagenen und brachte die blutigen Siegeszeichen triumphirend zu ihren Landsleuten zurück.

Man zwingt die Gefangenen, bei ihrer Annäherung zu dem Hauptsitze der Sieger, ihren Todtengesang anzustimmen. Sie werden durch eine Reihe Weiber und Kinder geführt, welche sie mit Knüppeln und Steinen empfangen, und sie unter dem gräßlichsten Freudengeschrei zerschlagen.

Bald darauf wird das Loos der Einzelnen entschieden. Ausgelöset werden die Gefangenen niemals. Einige widmet man dem Hause des Lebens, wie man sich ausdrückt, andere dem Hause des Todes. Die ersteren nimmt man in die Familien auf, verheirathet sie und behandelt sie durchaus auf das Beste. Den andern wird nun von den Oberhäuptern der Todestag festgesetzt, jedoch bleibt dieser Tag den unglücklichen Schlachtopfern vorerst verborgen. Während dieser Zeit werden sie auf das Beste gepflegt. Man giebt ihnen sogar bis dahin ein Mädchen zur Frau, und diese behandelt ihren temporairen Eheherrn mit außerordentlichem Zuvorkommen. Ruhig genießt jetzt der Gefangene alle Freuden des Lebens bis zu der Annäherung seines letzten Tages.

Um die Zeit wird ein starker Pfahl im Dorfe errichtet, und in einiger Entfernung cirkelförmig mit brennenden Holzstößen umgeben. Ein Krieger sagt sodann dem Gefangenen: „Sein Schicksal erwarte ihn.“ Dieser antwortet sodann lakonisch: „Es ist gut;“ und geht nun mit finsterer aber stolzer Miene zu dem Scheiterhaufen.

Wenn er die Flammen und den Marterpfahl, und die nach seinem Blute dürstenden Feinde gewahr wird, stimmt er zum letztenmale seinen Todtengesang an. In einem wilden Trauertone singt er: „Ich gehe zum Tode, „aber ich werde sterben wie ein tapferer Mann; meine „Feinde werden mich martern, allein sie werden mir „keine Klage entreißen. Ich fordre ihre Wuth auf; „und sie sollen es nicht dahin bringen, daß ein Krieger „meiner Nation sich entehre. Ich aber gehe zu den „großen Kriegern meines Stammes, welche vor mir um„gekommen sind.“

Unter solchen, eines Regulus nicht nur würdigen Ausdrücken, läßt er sich nun ruhig an den Pfahl binden; allein er wird an denselben nicht gänzlich fest gebunden, man läßt ihm vermittelst eines langen Strickes einen bedeutenden Spielraum für freiere Bewegung. Und schon dieses ist der Anfang der Qualen. Das Feuer ist nämlich nur so weit entfernt, um für ihn sehr schmerzhaft, aber nicht tödtlich zu werden.

Jetzt nehmen die eigentlichen Martern gewöhnlich durch die Jugend und das weibliche Geschlecht ihren Anfang. Die Knaben schießen aus einer beträchtlichen Entfernung schwache Pfeile gegen alle Theile des Schlachtopfers ab. Sie veranlassen nur heftige Contusionen oder kleinere schmerzende Wunden. Die Weiber durchbohren die Haut mit Messern, schlagen mit Knütteln, oder brennen ihn mit glühendem Holze. Andere reißen

ihm die Nägel von Händen und Füßen; sie zerquetschen ihm die Finger und Zehen; reißen ihm große losgeschnittene Streifen Fleisch vom Leibe, brennen die blutenden Stellen oder reiben sie mit Salz ein. Und während nun dem Unglücklichen die umgebenden Flammen diese unaussprechlichen Qualen erhöhen, jubeln die Ungeheuer, rühmen sich mit frohlockendem Gebrülle ihrer Unmenschlichkeit, gerade wie die Mörder bei der Pariser Bluthochzeit und die heutigen Franzosen bei den Würgereien in der Abtei oder bei ihren Mitrailladen oder Nojaden.

Der Gefangene zeigt aber bei diesen Qualen ein erstaunliches, der menschlichen Natur kaum zuzutrauendes Phänomen. Triumphirend besingt er seiner Ahnherrn Großthaten. Er erzählt, wie viele sie von den Anverwandten und Vorfahren seiner Peiniger skalpirt und erschlagen haben, wie sie die Gefangenen zu martern verstanden; mit dem bittersten Hohne wirft er seinen Feinden vor, wie weit sie ihnen darin nachstehen.

Ja es giebt Beispiele, daß der Gefangene selbst seine Peiniger durch übernatürliche Anstrengungen in Furcht und Erstaunen setzte.

Nach einem der hartnäckigsten Kämpfe ward ein Anführer der Irokesen endlich von den Huronen mit grossem Verlust von ihrer Seite überwältigt und lebendig gefangen. Er ward nebst anderen Gefangenen verdammt, langsam verbrannt zu werden. Man ließ ihn völlig ungebunden auf der Marterbühne. Als einer seiner Mit-

Digitized by Google

gefangenen hiebei Aeußerungen des Schmerzes von sich gab, verwies er ihm seinen Kleinmuth, feuerte ihn zur Standhaftigkeit an, während er selbst mit Verachtung auf die Huronen herab sah. Einer seiner Peiniger gerieth hierüber in Wuth, trat auf das von Flammen umgebene Gerüste, zerschnitt dem Irokesen die Häute des Kopfes und riß sie ihm in vielen Stücken herab. Der Unglückliche sank ohnmächtig nieder, ohne indeß nur einen Klageton oder Seufzer von sich zu geben. Man hielt ihn für todt, und jedermann begab sich zurück, als er plötzlich, aus seiner Ohnmacht erwacht, einen Feuerbrand ergriff, nun auf seine Feinde eindrang und sie herausforderte. Mit einem gräßlichen Geschrei der Furcht und Wuth fielen nun viele mit Keulen und brennenden Pfählen über ihn her, und ein falscher Tritt, der ihn zum Fallen brachte, überlieferte ihn nun von neuem den Furien. Sie erschöpften durch die sinnreichsten Martern ihre Kraft an ihm, und da sie sich jetzt seiner völligen Ohnmacht versichert glaubten, warfen sie ihn auf die glühenden Kohlen. Zu ihrem Entsetzen raffte er sich aber nochmals auf, und lief mit Feuerbränden bewaffnet auf das Dorf zu, um es in Flammen zu setzen. Indeß ward er bald wieder eingeholt; man hieb ihm nun Arme und Beine ab und wälzte den Rumpf in die Glut. Selbst aber in dieser schaudervollen Lage schien er noch fürchterlich. Auf den Knieen und den Ellenbogen schleppte er sich aus dem Brande mit drohendem, wildem Blicke her-

vor, und nur der ihn erschöpfende Blutverlust zwang ihn zur Ruhe. Ein Hurone kürzte indeß seine Leiden, und hieb ihm den Kopf ab.

Einen ähnlichen Fall erzählt Long. Der alte Scrany, ein großer Krieger der Muskoger, ward endlich gefangen, und die Feinde, die Schawanesen, verurtheilten ihn zu den entsetzlichsten Martern. Er bestand sie mit Hohnsprechen und Verachtung, und da man Flintenläufe glühete, ihn damit zu martern, rief er seinen Peinigern zu, er verstehe besser, wie man einen Krieger quälen müsse, und wollte es ihnen zeigen, wenn sie ihn losbänden und einen der glühenden Flintenläufe in die Hand gäben. Mit Erstaunen gewährten ihm die Schawanesen seine Bitte. Jetzt faßte er das glühende Rohr, schwenkte es mit unglaublicher Kraft um sich her, bahnte sich durch die in Schrecken gesetzten Feinde einen Weg, sprang mit seinem so hart verwundeten Körper von einem steilen Ufer in den nächsten Fluß, und obgleich ein Regen von Kugeln um ihn herſauſete, gelang es ihm dennoch, nackt und zerfetzt in sein Vaterland zu entkommen.

In ältern Zeiten war es bei den nordamerikanischen Wilden gewöhnlich, das Fleisch der Gefangenen zu essen; und selbst die Kinder davon kosten zu lassen. Einer Indianerin brachte ihr Mann einen gefangenen Engländer. Sie hieb ihm sogleich den Arm ab, und tränkte mit seinem Blute ihre Kinder. Als ein französischer Missionair

ihr über diese Unmenschlichkeit starke Vorwürfe machte, sagte sie ihm mit großem Ernste:

„Krieger will ich aus ihnen ziehen, und daher füttere „ich sie mit Menschenspeise.“

Indeß sind diese Greuel dort noch seltner geworden, als bei uns; es würde wenigstens schwerer fallen, unter den canadischen Wilden hievon seit mehreren Jahren so viele Beispiele aufzuweisen, als in Frankreich bei der letzten Revolution.

Und eben dieser Wilde, welcher als Krieger sich als das rachsüchtigste Ungeheuer zeiget, äußert im friedlichen Leben Höflichkeit, Gastfreiheit und wirkliche Großmuth; er entläßt keinen Fremden ohne ihn zuvor zu speisen und ohne für seine Ruhe Sorge zu tragen. Auch unter sich leben sie sehr einträchtlich. Man hört fast nie von Zank und Streit so lange sie nüchtern bleiben. Sie haben auch beinahe gar keinen Begriff davon, individuell Reichthümer sammlen zu wollen, oder sich um Privateigenthum zu entzweien. Alles, was sie thun, geht ihren Stamm oder der ganzen Nation an.

Ihre häuslichen Einrichtungen sind einfach, obgleich auch hierin, nach den verschiedenen Völkerschaften, einige Veränderungen, bei dem Anzuge, bei dem Hausrathe und der Cabane oder dem Hause vorkommen.

Die canadischen Indier tragen keine Pelze; sie tauschen oder handeln vielmehr für ihre Peltereien Wollwaaren zur Bekleidung ein, z. B. Decken, Tücher u. dgl.

Aber ihr Anzug ist nur leicht. Eine um den Leib geschlagene Decke ist der Hauptschutz gegen die Kälte. Beinkleider von rothem oder blauen Tuch, welche fest anschliessen und zugleich die Strümpfe ausmachen, und dabei aus Elends- oder Büffelleder geschnittene weiche Schuhe (Mocossins), machen die Hauptkleidung aus.

Das Gesicht zieren sie durch sonderbares Bemahlen mit den grellesten Farben. Zinnoberroth, blau und schwarz sind ihre Lieblingsfarben. Das Blaue, die Farbe des ruhigen Himmels, deutet vorzüglich auf den Frieden; bei Kriegstänzen oder im Kriege selbst sieht man sie dagegen mit den beiden ersten Farben gleichsam übertüncht. Auch zeichnen sie sich damit vielerlei Thiergestalten auf die Haut.

Die Kriegsanführer zieren sich mit Platten von schlechtem Silber, welche theils auf der Brust hangen, theils um die Arme schließen. Auch tatouiren sie Figuren von Thieren auf die Haut. Ein irokesischer Hauptmann hatte seine Brust hiedurch so schwarz gebeitzt, daß er daher nur der schwarze Prinz benannt ward. Mehrere Krieger durchbohren sich den Nasenknorpel und tragen Federn oder Ringe darin.

Das andere Geschlecht unterscheidet sich vornämlich durch den Weiberrock. Er besteht in einem Stücke Tuch von drei Ellen, das um die Hüften geschlagen wird, und bis über die Kniee herabhängt. Vermögendere Frauen tragen feine Hemden, welche oftmals mit silbernen Knöpf-

chen unten besetzt sind, und bis auf die Ferse herabgehen. Sie bemahlen ihr Gesicht nur mit einzelnen rothen Flecken, tragen aber das Haar lang, oft bis auf die Knie herabhangend, zieren es häufig mit silbernem Geschmeide von verschiedener Form und salben es, damit es glänze, mit Bärenfett.

In den Ohren tragen sie gleichfalls allerhand Geschmeide. Auch die Männer lieben diesen Putz und zerren das Ohr dadurch zu einer erstaunlichen Länge.

Die Cabanen, Wohnungen, sind freilich nach den Völkerschaften selbst verschieden, aber doch stets sehr einfach. Die der Delawaren haben ein spitzes Dach, die der Irokesen hingegen sind gleichsam gewölbt.

Das Rathhaus oder große Carbet unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe. Einige Völkerschaften, z. B. die Nadowessier, fand Carver stets unter Zelten.

Im tiefen Winter suchen die canadischen Wilden selbst unter dem gefrornen Schnee Schutz. Sie stützen ihn durch Flechtwerk, so daß der gefrorne Schnee das Dach bildet. Man befindet sich warm darunter, und der englische Gouverneur ließ oftmals einen Theil seiner Truppen auf die Weise campiren, um sie zu Winterfeldzügen vorzubereiten.

Bei der Anlage der Dörfer findet nur selten Regelmäßigkeit statt, doch ist oftmals das Ganze mit Pfählen und Palisaden, wie eine Festung, umgeben.

Die Einrichtung selbst ist, so wie der Hausrath, sehr einfach. In der Mitte ist ein Platz für das Feuer, umher sind Pritschen oder Bänke zum Sitzen; die auch als Tische und Betten dienen. Als Unterbetten werden Bären- oder Elendshäute hingebreitet; denn zum Bedecken selbst genüget die wollene Decke (Blanket), welche am Tage das Oberkleid ausmacht.

Seit der Bekanntschaft mit den Europäern haben die Indier eiserne, auch metallene Töpfe, Beile und den Feuerstahl; die Schüsseln sind gewöhnlich von hartem Holze; und werden hauptsächlich nur von den Hunden gewaschen. Reinlichkeit ist überhaupt hier nirgends zu Hause.

Die canadischen Indier sind freilich, gleich jenen Knisteneaux, große Liebhaber der Jagd, und das sowohl wegen der Nahrung als wegen des Pelzhandels mit den Weißen. Ihre Jagdmethoden sind auch den beschriebenen ziemlich ähnlich.

Indeß stehen dennoch mehrere dieser Völkerschaften jetzt schon um einige Grade der Kultur höher, als ihre nördlichern Nachbarn; sie treiben, wenn gleich nur spärlich, den Feldbau und die Viehzucht. Zu diesen Völkerschaften gehören die Irokesen, die Cahnuagas, und wenn gleich in einem weit geringern Grade, die Delawaren.

Es hat aber nicht wenig Mühe gekostet, einige dieser Stämme zu diesen friedlichen Beschäftigungen zu bewegen. Ihre Hauptneigung, sich durch die Jagd zu ernäh-

ren, stimmt mit ihrem Wahn von unbeschränkter Freiheit und Gleichheit zu sehr überein, und viele der angesehensten Häupter benutzen daher selbst noch jetzt jede Gelegenheit, ihre Nachkommenschaft in eigenen Reden gegen den Landbau einzunehmen. Sie stellen ihnen stets vor, die Weißen suchten sie nur deswegen zu dieser fixirten Lebensart zu überreden, um sie desto gewisser zu unterjochen und nach und nach gänzlich auszurotten.

Die Einschränkung ihrer Jagdreviere durch Verkauf vieler Ländereien an die Europäer, die dadurch weiter und schwerer herbeizuschaffenden Nahrungsmittel aus dem Thierreiche und der tägliche Anblick des gewissen, bequemer zu erhaltenden Unterhalts, dessen die um sie herumwohnenden Weißen genießen, hat indeß verschiedene Völkerschaften schon seit einer geraumen Zeit zu einigem Grade der Kultur gebracht.

Ihre Hauptnahrung besteht aber noch stets im Maiz; doch bauen sie auch Kartoffeln, Pastinaken, Rüben, Gartenbohnen und vorzüglich Taback. Den Maiz wissen sie dann auf vielfache Art zu benutzen, theils geröstet, oder gesotten, theils zu Mehl gestampft, theils mit dort wachsenden Beeren vermischt. Loskiel zählt zwölf verschiedene Arten der Benutzung des Maizes. Das bekannteste Gericht hierunter ist die Sagamite, ein Brei aus geröstetem und nachmals gestampften Maiz mit Wasser oder andrer Brühe. Auch ziehen die Irokesen Obst in eigenen

Gärten, andere Völkerschaften, z. B. die Delawaren hingegen nicht.

Der Baum, welchen sie am höchsten schätzen, ist der Zucker-Ahorn (Acer Saccharinum.) Bekanntlich giebt der aus dem verwundeten Stamme rinnende Saft einen sehr brauchbaren, nahrhaften und heilsamen Zukker. Wir werden bei anderer Gelegenheit seinen Werth umständlicher darlegen.

In der Viehzucht stehen die Indier aber noch viel weiter zurück, als in dem Landbaue. Nur sehr wenige von ihnen halten wegen der Milch einige Kühe, die meisten höchstens Schweine und Pferde; und letztere werden doch nur eigentlich von den südlicher wohnenden Stämmen gezogen.

Die Gelegenheit, in der Jagd Nahrung und Thätigkeit vereint zu finden, und sich hiedurch zugleich zu ihrer wahnsinnigen Hauptbeschäftigung, zu dem Kriege, abzuhärten, wird schwerlich bei ihnen das ruhige Leben des Landwirths vorerst in Ansehen kommen lassen; und das Betragen der Europäer gegen sie, ist bis jetzt nicht dazu geeignet, um jene wilden Triebe des Krieges und der Rache aufzugeben. Bei Auseinandersetzung der Verhältnisse der Freistaaten von Amerika gegen die dortigen Indier, wird sich dies nur zu sehr ergeben.

Man sieht es auch der Zeitrechnung der Indier an, daß sie mehr für die unregelmäßige Lebensart, für die Jagd, als für die Kultur bestimmt ist.

Ihre Monathe werden benannt nach der Jagd, nach dem Rothwerden der Hirsche, nach dem Abwerfen ihrer Geweihe, nach dem Hervorkommen der Erdeichhörner. Ferner haben sie einen Biebermonat, einen Schädmonat, nach dem Schädfisch (Chepea alosa L.) einen Störmonat, einen Froschmonat, endlich einen Reisemonat (Oktober, wo sie auf die Jagd ziehen). Nur einige sind nach Gewächsen benannt, z. B. der April ist der Pflanzenmonat, der May der Blumenmonat, der September der Korn- (Maiz) monat.

Nach dem Monde geschieht dann, wie fast bei allen frühern Völkern, die Theilung des Jahres. Sie zählen 12 synodische Monate und geben nach Verlauf von 30 Monaten einen zu. Beim Neumond sagen sie, der Mond sey todt; die erste Wiedererscheinung des Mondes nennen sie sein Wiederaufleben.

Die Heirathen der Indier geschehen gewöhnlich ohne großes Gepränge. Long und Carver reden indeß von Hochzeittänzen. Die Irokesen verloben die Kinder sehr frühzeitig, selbst schon von 4 bis 5 Jahren. Bei andern Völkern bewirbt sich der (erwachsene) Bräutigam um die Braut durch Geschenke, welche er ihren Eltern zusendet. Werden diese angenommen, so wird die Heirath vollzogen. Hiebei dienen dann mehrere der älteren Gäste als Zeugen; und es wird ein Stock in so viele Theile zerbrochen, daß ein jeder eines dieser Stücke mit sich nimmt. Trennen sich nachmals die Eheleute aus-

Mißvergnügen, dann geschieht dadurch die förmliche Ehescheidung, indem diese Stücke in ihrer Gegenwart von den wiederum versammleten Zeugen verbrannt werden.

Oftmals sind indeß die Heirathscerimonien viel einfacher. Der Liebhaber kommt zu Nachts in die Cabane der Braut, denn bei Tage von Liebe zu reden ist der indianischen Schamhaftigkeit zuwider, bietet ihr ein brennendes Hölzchen dar, und wenn die Schöne es ausbläst, bedient er sich der Rechte des Ehemanns. Im entgegen gesetzten Fall verläßt er sofort die Cabane der Braut auf immer.

Die junge Frau wohnt bei einigen Völkern bis zu ihrer Niederkunft im väterlichen Hause.

Der Ehebruch ist selten; bei einigen wird er in Rücksicht der Frau mit dem Verlust der Haare, der Nase oder gar des Lebens bestraft.

Polygamie ist zwar erlaubt; indeß nicht häufig, da es dem jagenden Indianer so schwer fällt mehrere Frauen zu ernähren.

Die Ergötzlichkeiten und Vergnügungen der Indier bestehen größtentheils in ihren Tänzen. Long zählt deren eilf verschiedene Arten. Der ernsthafte Charakter der Indier zeigt sich bei allen deutlich. Der Kriegstanz ist bei ihnen begreiflich der wichtigste und ansehnlichste, sie ahmen darin auf eine dem Zuschauer fürchterliche Art sogar das Gefecht selbst nach, und begleiten es mit dem

dabei gewöhnlichen Gebrülle; mehrmals giebt es sogar bei diesen Tänzen Quetschungen und Verwundungen.

Als eine besondere Auszeichnung muß das andere Geschlecht es ansehen, bei den Tänzen der Männer zugelassen zu werden; gewöhnlich tanzen die Squaws abgesondert. Die Indier lieben die Musik; allein die ihrige ist rauh, unmelodisch und monoton. Selbst ihr berühmtes Kriegslied, sagt Weld, ist nichts als ein elendes Recitativ; und ihre Musik, ihr Gesang mit Trommeln und Pfeifen begleitet, ist überhaupt nur in der Entfernung erträglich.

Ihre übrigen Ergötzungen bestehen besonders im Ball- und Würfelspiel. Bei den Irokesen bedient man sich gelb und schwarz gefärbter Pflaumenkerne als Würfel. Die Spielsucht wirkt bei ihnen höchst ausschweifend. Oft verlieren sie allen Hausrath, ihre Kleidung, ja ihre Waffen. Ganze Dorfschaften spielen gegeneinander mehrere Tage hindurch, und setzen eine beträchtliche Menge Waaren und Güter auf das Spiel.

Obgleich bei diesen Naturmenschen eigentliche wissenschaftliche Kultur von keiner Gattung zu erwarten steht, so nöthigte sie doch die Lage der Dinge selbst zu einer Art von Arzneikunde. Sie mußten auf Heilmittel der Verwundeten und der Kranken bedacht seyn. Es ist durchaus nicht zu leugnen, daß sie einige sehr wirksame, und zum Theil noch völlig unbekannte Arzeneien besitzen.

Sowohl die ältern als neuesten Nachrichten kommen darin überein, daß sie mehrere Kräuter kennen, durch deren ausgepreßte Säfte sie höchst wichtige Kuren zu Stande bringen. Besonders geschickt sind sie in der Wundarzneikunst, bei Wunden, Quetschungen und Verrenkungen. Sie tadeln das Schneiden unserer Wundärzte in solchen Fällen sehr, ob sie gleich zuweilen selbst mit scharfen Kieseln Blut lassen oder scarificiren. Man hat aber viele Beispiele, daß ihre Kräuterumschläge und Bähungen Schäden und Knochenbrüche heilten, oder auch Splitter und andere fremde Körper aus Wunden herausbrachten, an welchen die Kunst der französischen und englischen Wundärzte scheiterte.

Auch innere Kuren unternehmen sie durch Pflanzensäfte mit vielem Glücke. Indeß bleibt doch stets das Schwitzbad ihr kräftigstes Mittel. Sie wenden es mit oft kaum glaublichem Vortheile an, aber eben daher dann auch zu Zeiten völlig am unrechten Orte. Der Kranke wird hiebei in eine sehr enge Cabane, oft nur in einen Verschlag oder in ein genau schließendes Gezelt von Fellen gebracht. In der Mitte desselben legen sie glühende Steine und besprengen diese mit Wasser. Der dadurch erzeugte heiße Dampf setzt den völlig entkleideten Kranken in den heftigsten Schweiß. Bei gefährlichen Krankheiten verbinden sie hiemit zugleich Tränke von Kräutern. Long bezeugt, daß er auf diese Weise Kranke vom Tode retten sah. Die Indier selbst setzen indeß bei allen ihren

Kuren ein fast unbegrenztes Vertrauen auf übernatürliche Wirkung, auf Geister und Zauberei, denn es giebt fast keine Art von innerer Krankheit, welche sie nicht als durch Bezauberung hervorgebracht ansehen.

Ihre Priester, zugleich stets Beschwörer und Zauberer, sind daher gewöhnlich auch die Aerzte. Sie geben sich durch gräßliche Gebährden, durch die widrigsten Stellungen und Gaukeleien das Ansehen von Begeisterten, und suchen unter großem Geschrei und Geheul die bösen Geister von und aus den Kranken zu verjagen.

Diese Priester werden denn gleichfalls bei wichtigen Angelegenheiten um den Ausgang derselben zuvor befragt. Mehrere Reisende führen höchst sonderbare Beispiele von den Talenten solcher Betrüger an. Carver, der, so sehr er auch allen Schein der Leichtgläubigkeit von sich abzuwenden sucht, doch stets etwas davon an sich behält, behauptet durch Beispiele, die er erlebte, die Vorhersagungskraft der Indier. Ein glückliches Ohngefähr mag dann zu Zeiten diesen Gauklern auf das günstigste zu Hülfe kommen.

Diese Tendenz zum Aberglauben zeigt sich bei den canadischen Wilden vorzüglich bei ihren Träumen. Wenige der unkultivirten Nationen setzen einen so entschiedenen Werth in die Träume. Sie feiern deshalb sogar ein eigenes Traumfest.

In den Träumen finden sie aber nicht bloß sichere Prophezeihungen, sondern sie halten es zugleich für un-

erlaßliche Pflicht, Alles zu erfüllen, was ihnen darin anbefohlen wird.

Um bei wichtigen Angelegenheiten durch Träume von ihren vermeinten Schutzgeistern zuvor über den Ausgang benachrichtiget zu werden, unterwerfen sie sich oftmals strengem Fasten. Der hiedurch sehr geschwächte Körper verfällt gleichsam in eine Krankheit, die sich dann durch Fantasien besonders im Schlafe äußert. Da sie zuvor stets an das zu unternehmende Vorhaben gedenken, so bleibt dies gewöhnlich der Gegenstand ihrer Träume, woraus sie sodann für oder wider den guten Ausgang der Sache prophezeihen.

Wie strenge sie auf die Erfüllung dessen halten, was ihnen geträumt hat, beweisen mehrere Beispiele.

Einem Indianer, welcher geträumt hatte, er gelange zum Besitze der Frau eines seiner Landsleute, trat der Ehemann seine obgleich innigst geliebte Frau wirklich ab.

Zuweilen scheint es indeß, daß einige von ihnen bei aller Religiosität Träume erdichten, um sie zu ihrem Vortheile zu benutzen. Es war daher nur Repressalie, wenn Sir William Johnson auf gleiche Weise mit einem Indier verfuhr.

Einem Oberhaupte der Mohawks-Indianer träumte mehrmal hinter einander, S. W. Johnson habe ihn mit Rum und Tabak und zuletzt gar mit einem schönen besetzten Kleide beschenkt. Sir William gestand ihm jedesmal dasjenige zu, wovon im Traume die Rede ge-

wesen war. Nun fing aber der Engländer gleichfalls an zu träumen, und erklärte dem Mohawk, ihm habe geträumt, er sey von dem Indianer mit einem Landstriche beschenkt worden, um sich ein Haus darauf zu errichten. Der Mohawk, Hendric genannt, erwiederte lächelnd: „Bruder, wenn Dir dies wirklich geträumt hat, so muß ich es Dir abtreten.“ Der Engländer zeigte ihm alsdann den Distrikt an, der der Gegenstand des Traumes gewesen war; nemlich einen Strich des schönsten Landes längst dem Mohawk-Flusse von neun englischen Meilen. Johnson nahm davon wirklich Besitz, und machte daraus ein sehr schätzbares Landgut. Der auf die Art sehr getäuschte Indianer kam aber zu ihm und sagte:

„Bruder, laß uns nun nicht weiter gegen einander „träumen. Denn ich habe nur ein besetztes Kleid be„kommen, Du hingegen ein sehr großes Bette, worin „meine Vorfahren oftmals geschlafen haben.“

Bei diesem sprechenden Beweise für die Stärke des Aberglaubens der canadischen Indianer, finden sich dennoch die beiden großen Grundlagen der wahren Religion nicht verdrängt.

Auch diese Wilden glauben an einen einzigen allmächtigen Gott, an den großen Geist, den Herrn des Lebens, mit vieler Zuversicht; und sie hoffen auf einen künftigen Zustand, auf ein glücklicheres Daseyn jenseits des Grabes.

Sie rufen den großen Geist bei jeder ihnen wichtigen Gelegenheit an. Einige ihrer Lieder oder Gebete, welche zugleich nicht ganz ohne Poesie sind, scheinen zu beweisen, daß sie den Schöpfer selbst von großen Gegenständen zu unterscheiden wissen, die sonst bei manchem Volke sogar als die Hauptgötter verehrt wurden, nemlich von der Sonne und von dem Monde; wenn sie gleich diese Gestirne als Untergottheiten ansehen mögen.

Folgendes ist das Lied der Tschippewäer beim Anfange ihrer Jagden, von Carver übersetzt.

„Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel „besteigen, um zu sehen, wie das neue Licht die Dünste „verjagt, und die Wolken hinwegtreibt. Großer Geist „verleihe mir Glück! Und wenn die Sonne weg ist, „o Mond! dann leihe mir hinlängliches Licht, mich „sicher nach meinem Zelte, mit Wild beladen, zurück „zu führen.“

Gott oder der große Geist kann nach ihren Vorstellungen durchaus nicht der Urheber des Unglücks oder des Bösen seyn. Sie sehen ihn, wie Loskiel behauptet, für den Schöpfer aller Dinge an, der den Früchten Kraft zum Wachsen mittheilt und die Meteoren hiezu eigends eingerichtet hat.

Sie haben zwei Klassen von Untergöttern, gute und böse. Selbst in den frühesten Zeiten empfahlen schon die Alten bei ihren Berathschlagungen über Krieg und Frieden, man solle nicht den bösen Geistern, sondern

den guten Gehör geben, denn letztere riethen stets zum Frieden.

Das Bild dieser Aftergötter (Manitto) ist ein im Kleinen von Holz geschnitzter Menschenkopf, den sie, wie die Knisteneaux, mit sich führen. Bei ihren Opfern aber formen sie ihn in menschlicher Größe und heften ihn an einem Pfosten des Hauses fest. Uebrigens halten sie auch verschiedene Thiere für ihre Hausgötter.

Sie haben mehrere große und kleine Opferfeste. Der ersten zählt Loskiel fünfe. Diese Feierlichkeiten werden gewöhnlich von großen Versammlungen begangen, und erfordern Tanz, Gesang und Schmäuse, welche oftmals lange dauren. Man weihet dabei den Göttern durch das Verbrennen etwas von den genießbaren Sachen, sey es Fleisch, Maiz, Tabak u. dgl.

Folgendes mag einen allgemeinen Begriff von solchen Feierlichkeiten geben.

Die Missionaire der mährischen Brüder wohnten einer solchen Cerimonie, einem großen Brandopfer der Wilden, bei. Die Gelegenheit zu demselben war der Traum eines Knabens. Erscheint ein großer Raubvogel im Traume und sagt dem Knaben, er müsse ihm Fleisch braten, dann muß der Knabe den ersten Hirsch oder den ersten Bären, den er schießt, der Gottheit opfern. Einer der Alten des Stammes, der die ganze Leitung der Feierlichkeit übernimmt, ladet viele Gäste in ein sehr langes Haus, in welchem drei Feuer brennen. Die beiden äus-

fern Feuer dienen zum Braten und Kochen des erlegten Thiers, bei dem mittleren hängt das Opferfell. Hierauf werden zwölf gerade geschmiedete Stöcke in einen Kreis gesteckt und mit einer wollenen Decke behangen. Auch werden zwölf Steine, die zuvor durch die Feuer glühend gemacht worden, in einen Kreis gerollt; jeder Stein wird dann einer eigenen Gottheit geweihet. Der größte ist, wie die Indier sprechen, geweihet, dem großen Gott im Himmel; der zweite der Gottheit des Tages, der Sonne; der dritte der Nachtsonne, dem Monde; der vierte der Erde; der fünfte dem Feuer; der sechste dem Wasser; der siebente dem Hause, der Wohnung; der achte dem Maiz; die vier übrigen jeder einer der vier Weltgegenden.

Der Alte nimmt sodann eine hohle Kalebasch, worin Maizkörner zum Klappern befindlich, in die Hand, und tritt mit dem Knaben, der das Opfer veranlaßt hat, in den Kreis, wirft eine Handvoll Taback auf die glühenden Steine, und während daß der Rauch davon aufsteigt ruft er unter stetem Klappern den Namen einer der Gottheiten.

„Dieser Knabe, spricht er, giebt (weihet) Dir einen „schönen fetten (Hirsch) Bock und einen Brei; erbar„me Dich seiner und gieb ihm und seiner Familie „Glück."

Brennt der Taback so klatscht der Alte in die Hände und setzt sich nach Verbrennung desselben nebst den Gästen zu den beiden äußern Feuern zum Mahle nieder.

Zwei Männer werden indeß bei dem mittlern Feuer gestellt, woselbst sich das Opferfell befindet. Hier singen sie gleichfalls unter dem Geräusch der Klapper den Traum ab, und hüpfen von einem Ende des Hauses bis zu dem andern. Zuletzt nimmt der Alte das Opferfell, richtet den Kopf und die Geweihe nach Norden, hält es auf seinen Armen empor und beschließt hiebei die ganze Cerimonie mit einem ungewöhnlichen Laut oder Ton.

Wahrscheinlich haben die christlichen Missionaire verschiedener Categorie, Anlaß gegeben, daß sich bei den Indianern seit etwa 40 Jahren, wie Loskiel behauptet, sonderbare Neuerungen und Sekten in ihrer eigenen Religion vorfinden.

Die Urheber dieser Sekten geben theils überhaupt Visionen, Reisen in den Himmel, in das Land der Geister vor, theils fordern sie von ihren Anhängern Reinigungen und Büßungen, um zu dem glücklichen Reiche der guten Seelen zu gelangen.

Und diese Reinigungen mußten, nach einigen durch Brechmittel, nach andern aber durch Prügel bewirkt werden. Kurz man sieht diesen Neuerungen den Ursprung sogleich an.

Indeß erhellt es unleugbar aus den Feierlichkeiten bei ihren Beerdigungen, daß die bedeutendsten Völkerschaften seit langer Zeit auch ohne den mindesten Einfluß der christlichen Prediger, auf das Entschiedendste die Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt haben.

Folgendes dichterische Lied bei dem Grabe eines angesehenen Kriegers der Nadowessier, das uns Carver übersetzt geliefert hat, bestätigt dieses, und verdient in mehrerer Rücksicht bekannt zu werden.

So bald der Krieger seines Todes durch den Arzt vergewissert worden, nimmt er ruhig Abschied von den Seinigen, und befiehlt für diejenigen ein Gastmahl anzurichten, welche ihm eine Trauerrede halten werden.

Gleich nach seinem Ableben bekleidet man ihn auf eben die Art, wie er es gewöhnlich bei seinen Lebzeiten war, und setzt ihn bemahlt und bekleidet, die Waffen neben ihm, aufrecht in die Mitte der um ihn versammleten Freunde. Hierauf hub einer derselben folgende Rede an:

„Du sitzest noch unter uns, Bruder, Dein Körper hat „noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen „noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme; nur das „Vermögen zu handeln fehlt ihm."

„Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor „etlichen Stunden Dampf zum großen Geiste empor „blies? Warum schweigen jetzt die Lippen, von denen „wir erst kurzens so nachdrückliche und gefällige Reden „hörten? Warum sind die Füße ohne Bewegung, die „noch vor wenigen Tagen schneller waren, als das „Reh auf den Gebirgen? Warum hängen diese Arme „ohnmächtig, die die höchsten Bäume erklimmten und „den härtesten Bogen spanneten? Ach, jeder Theil des

„Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Er„staunen ansahen, ist jetzt wieder so unbeseelt als es „vor dreihundert Wintern war.“

„Doch wir wollen Dich nicht betrauren, als wenn „Du für uns auf immer verlohren wärest, oder als „wenn Dein Name nie wieder gehört werden sollte, „Deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Gei„ster, bei den Seelen Deiner Landsleute, die vor Dir „dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurück geblie„ben, um Deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir „werden Dir eines Tages folgen. Beseelt von der „Achtung, die wir bei Deinen Lebzeiten für Dich he„geten, kommen wir jetzt, Dir den letzten Liebesdienst „zu erzeigen. Damit Dein Körper nicht auf der „Ebene liegen bleibe und den Thieren auf dem Felde „oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wol„len wir ihn sorgfältig zu den Körpern Deiner Vor„gänger legen, in der Hofnung, daß Dein Geist mit „ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, die „unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem gros„sen Lande der Seelen anlangen.“

Wenn diese Parentation weder so wortreich, noch so übertrieben, noch so ausgefeilt ist, als viele der europäischen, so erwartete man wohl schwerlich darin so viel Beobachtungsgeist, richtiges Urtheil und natürliche Beredsamkeit.

Auch bezeugen die Missionaire, daß man sogar Anzeigen von einer zu erwartenden Trennung der guten und bösen Seelen nach dem Tode unter den Indianern finde.

In der Art des Begräbnisses und der Beerdigung, sind freilich diese Völkerschaften abermals unter sich verschieden.

Einige Nationen haben einen gemeinschaftlichen Begräbnißplatz. Dieser besteht bald, wie bei den Sioux oder Nadowessiern in einer großen Höhle; bald in eigenen nicht weit von dem Dorfe entfernten Begräbnißplätzen, Kirchhöfen; bald in bloßen Erddämmen, in welchen die Todten aufrecht hingestellt werden, da sie hingegen bei ersteren eine liegende Stellung erhalten. Andere Nationen haben nur einzelne Begräbnißplätze, und legen ihre Todten zwischen einige Bretter in die Erde; gewöhnlich ist hiebei der Kopf der Leiche nach Osten gerichtet; und bei dem Grabmahle werden verschiedene Attribute seiner ehemaligen Lebensart aufgehangen. So z. B. bei einem Krieger Waffen, bei einem Arzte Schildkröten oder auch Kalabasch-Schale u. dgl.

Fast alle fangen diese Beerdigungen mit Wehklagen und Heulen an. Die Männer dürfen dabei keine Thränen vergießen; dies wird dafür aber von den Weibern desto reichlicher ersetzt. Die Nadowessier äußern ihren Schmerz durch tiefes Zerritzen ihrer Arme und Beine; auch besuchen die Weiber häufig die Gräber und streuen

ihre abgeschnittenen Haarlocken darauf, wobei sie oftmals sehr dichterische Klagelieder absingen.

Bei verschiedenen Völkerschaften finden besondere Todtenfeste Statt. Dies besteht bei einigen, z. B. bei den Nantikoks, darin, daß mehrere Monate nach der Beerdigung die Leichen wieder ausgegraben, ihre Gebeine gereinigt und getrocknet, sodann in neue Leinwand gewickelt und wiederum eingescharrt werden. Hiebei wird sodann ein großes Gastmahl gegeben. Dies alles geschieht den Seelen der Verstorbenen zu Ehren; welche man noch in der Nähe der Gräber zu seyn glaubt. Eben diese Meinung ist auch die Ursache, weswegen man jede Verletzung der Gräber für eine Beleidigung der Nation ansieht.

Bei andern Nationen wird zu diesem Feste, welches auch das Gastmahl für die Seelen, der Seelenschmaus genannt wird, ein eigener Anführer oder Direktor gewählet. Unter seiner Leitung gehen sodann alle aus mehreren Dorfschaften zusammen berufene Mitglieder der Versammlung paarweise nach dem Beerdigungsplatze, dem Kirchhof; decken zuerst in feierlich stiller Betrachtung die Leichen auf und erheben sodann laute Klagelieder.

Hierauf sammlet und reinigt man die Körper oder die Gebeine, bekleidet sie mit neuen Bieberröcken, und diejenigen, welche dazu besonders ernannt sind, tragen die Leichname in ihre Cabanen.

Alsdann wird im Dorfe ein großes Fest und Gastmahl gehalten, wobei auch Spiele und Kämpfe zu Ehren der Todten gegeben werden. Alles dieses wird aber stets durch Klagelieder feierlicher. Tages darauf werden die Todten, unter Begleitung der ganzen Versammlung, in eine dazu eigends errichtete große Halle getragen und hierin feierlich aufgehangen; hiebei setzt man zugleich Geschenke für sie hin. Endlich werden die Körper abermals in feierlicher Procession zu der großen Grube gebracht, zu dem allgemeinen Grabe. Hierin werden sie regelmäßig niedergelegt, jeder der Versammlung nimmt etwas Erde, als ein heiliges Andenken mit sich; die Todtenlieder ertönen von neuem, man bedeckt die Körper mit neuem Pelzwerke, und beschließt die ganze Cerimonie, indem man alles mit Baumrinde, Steinen und Erde zufüllet.

Jetzt glaube ich eine concentrirte Darstellung der bedeutendsten Merkwürdigkeiten vor Augen gelegt zu haben, wodurch sich die unkultivirten Völkerschaften der nördlichsten neuen Welt auszeichnen. Es wird eben so wenig zweckwidrig als unangenehm seyn, die ganze Uebersicht mit einigen Bemerkungen beendigt zu sehen, die als Resultate des Vorhergegangenen auf den Zustand jener Original-Amerikaner überhaupt Bezug haben.

Schlußbemerkungen über die Originalbewohner des nördlichsten Amerika.

I.

Ueberſieht man die ungeheuern Länder von Smiths Sound in der Baffinsbay unter dem 79ſten Grade der Breite, bis zu dem Parallelkreiſe des 40ſten Grades; und von dem öſtlichſten Grönlande bis gegen das ihm entgegen liegende Südmeer, mit den vielartigen Volksſtämmen der Original-Amerikaner in dieſen Ländern, ſo drängen ſich dem Beobachter ſofort einige höchſt merkwürdige Reſultate auf.

Das erſte iſt die erſtaunliche Geringfügigkeit der Menſchenmaſſe, womit dieſes unermeßliche Gebiet belebt iſt. Ohne hier eine Aufzählung der unkultivirten Nationen von Nordamerika vornehmen zu wollen, welche ohnehin nur erſt dann paßlich ſeyn kann, wenn zuvor ganz Nordamerika beendigt ſeyn wird, iſt es genug, auf einzelne Thatſachen, die zum Theil ſchon in der hier gegebenen Beſchreibung vorgekommen ſind, Rückſicht zu nehmen.

Grönland enthielt etwa sechs tausend Menschen; Labrador kaum zweitausend Esquimaux, und wahrscheinlich werden die übrigen großen Länder der Hudsonsbay und die Küsten des Eismeers, welche von diesen Polarzwergen besucht werden, schwerlich eine gleiche Anzahl von Individuen dieser Völker aufzuweisen haben.

Auf der ganzen großen Erdfläche, welche die Nordländer für ihre Heimath halten, sahen wir keine Spur einer festen Ansiedlung. Mögen doch wohl kaum ein Paar tausend Individuen ihr kümmerliches Leben, in diesen zum Theil sehr fruchtbaren Ebenen, durch Jagen und Fischen fristen!

Auch die hierauf folgenden, tiefer wohnenden, obgleich sehr weit verbreiteten Knisteneaux, befanden sich in einem ähnlichen Zustande. Ihre Zahl ist eben so gering; sie sind fast eben so unfruchtbar, und ihre Weiber suchen den Zustand der Mutter durch die gefährlichsten Methoden zu schwächen.

So wie man weiter nach Süden zu den Stämmen der Ureinwohner von Canada fortrückt, zeigt sich fast ein eben so widriger Zustand der Population. Weiß man gleich nicht genau, wie gering dort die Menschenzahl der einzelnen Völkerschaften ist, denn sie selbst suchen den Europäern ihre unbedeutende Volksmenge zu verhelen, so ergiebt sich diese Dürftigkeit dennoch aus einzelnen Angaben. Eine Nation, sagt Loskiel, welche 1000 Mann ins Feld stellen kann, wird für groß ange-

sehen. Die Mohawks, obgleich ein bedeutender Stamm, stellen nur 700 Krieger. Die Cherokesen hält man für das mächtigste Volk, und man schätzt sie dennoch nur überhaupt auf 15000 Köpfe. Der ganzen Conföderation der fünf Nationen gestehen einige nur 1500 Krieger zu. Auch von den Tschippewäern, obgleich dieses Volk über einen sehr großen Landstrich verbreitet ist, gesteht Mackenzie, daß er zwar ihre Anzahl nicht schätzen könne, daß er aber gewiß sey, sie entspräche auf keine Weise der Größe ihrer Besitzungen.

Freilich waren alle diese Nationen oder Stämme, vormals volkreicher, ehe die Europäer ihnen theils das Land abhandelten, theils sie darum betrogen, theils sie daraus gewaltsam verdrängten. Allein um die Zeit war auch ihr Gebiet noch ungleich größer, und das Verhältniß ihrer Population zu der Arealfläche ihrer Besitzungen war auf die Weise wohl dasselbe, es stand nämlich vielleicht in eben dem Mißverhältniß mit der Bevölkerung, wie heut zu Tage.

In Europa ist ein Staat nur mäßig bevölkert, wenn er auf einer Quadratmeile 1000 Menschen ernährt. Das Gebiet der Nordindier beträgt über 30000 Quadratmeilen. Nähme man selbst 5000 Nordindier an, so gäbe dies nur etwa auf 6 Quadratmeilen erst einen einzigen Kopf, und selbst die Indianer der südlicher liegenden Theile von Nordamerika würden bei ähnlicher Vergleis-

chung kaum etwas günstigere Resultate für ihre Volksmenge liefern.

Während daß man also in den meisten Theilen der alten Welt Tausende oder wenigstens Hunderte von Menschen auf eine Quadratmeile zählt, so erhielten wir dagegen hier noch nicht einmal eine ganze Zahl, sondern nur Brüche!

Dennoch sind diese Amerikaner dabei Poligamen, wodurch höchst wahrscheinlich bei der temporairen Absonderung von den einzelnen Weibern, welche sie beobachten, die Bevölkerung sicher nicht viel verliehren kann. Wir sahen aber, was bei der Vielweiberei in Afrika für eine unermeßliche Masse von Menschen hervorgebracht ward. Wenn nun gleich die Klimate dieser beiden Gegenden ausserordentlich verschieden sind, so zeigt dennoch das, in dieser Rücksicht mittlere Europa, wie unbegreiflich dürftig Nordamerika bevölkert ist.

Auffallender wird dies alles noch durch die bewundernswürdigen Fortschritte der Population, welche die neu angesiedelten Europäer, sowohl in Canada als in den vereinigten Staaten von Nordamerika in unsern Zeiten hervorbringen, und die man einem sehr großen Theile durchaus nicht den starken Einwanderungen der Fremden beimessen darf.

Dies sind dann sprechende Beweise für den Werth der Kultur, für den ackerbauenden, regelmäßig eingerichteten Menschen.

II.

Das zweite wichtige Phänomen, in Rücksicht der Nordamerikaner, welches vielleicht mit eben so vielem Rechte hier die erste Stelle hätte einnehmen können, ist dasjenige, wovon wir bereits etwas auf der 87sten Seite erwähnt haben.

Nämlich alle diese Stämme der Ureinwohner lebten und leben fast noch jetzt ohne eigentliche Viehzucht und ohne eigentlichen Ackerbau. Diese Erscheinung ist einmal schon an und für sich selbst merkwürdig, sie ist es aber zugleich deswegen, weil es sich durch dieselbe vorzüglich erklären läßt, warum diese Gegenden so wenig bevölkert sind, und endlich wird sie es dadurch noch mehr, weil sie offenbar mit dem Ursprunge dieser Völkerschaften in genauester Verbindung zu stehen scheint.

Schon vor vielen Jahren zog ich hieraus den Schluß *), wie schwierig es hiedurch werde, diese Völkerschaften, als von den gegenüber liegenden Nationen der alten Welt abstammend ansehen zu wollen.

Die Nordamerikaner hatten nämlich eben sowohl, als die unter gleichen Parallelen mit ihnen gelegenen Asiaten, das Rennthier, den wilden Ochsen, und wie wir jetzt noch bestimmter wissen, eine wilde Schaafs- oder Zie-

*) Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen und der vierf. Thiere. 1783. 3ter Theil. S. 253-260.

genart. Sie hatten dabei sicher eben so viele, ja man darf, nach den zuvor beigebrachten Thatsachen, behaupten, noch größere Talente, als jene Völker unserer Hämisphäre. Gesetzt also, sie wären Abkömmlinge der alten Welt, die durch irgend eine Art, aus irgend einer Ursache in die neue Welt wanderten oder dorthin geführt wurden, dann konnten sie, im Fall sie bei ihrem Wandern auch keines ihrer Hausthiere mit sich hinüber brachten, dennoch in Amerika ähnliche Thierarten zum Zähmen vorfinden. Und da ihnen der hohe Werth der Hausthiere bekannt war, da sie sie einzufangen verstanden, so begreift man durchaus nicht, wie sie ihre Sorglosigkeit gegen sich selbst so weit trieben und dieser für sie unendlich leichteren und sicherern Methode sich zu erhalten, die unsichere Jagd vorzogen? Nachdem wir genau alle Nationen des nördlichsten Amerika kennen gelernt haben, ist es durchaus ungegründet, daß irgend eine derselben Heerden von zahmen Canibous (Rennthieren oder wenigstens ihnen sehr nahe stehenden Hirschen) oder von Bisonten oder von Moschusochsen ernährt, und auf die Weise, wie die Tschukschen oder Tungusen, die bequemere Lebensart der Nomaden dem ungewissen Jägerleben und seinen häufigen höchst traurigen Folgen vorgezogen hätten. Hatten sie, im Fall sie Abkömmlinge jener Asiaten waren, so gänzlich ihren väterlichen Haushalt, seine Einrichtung und Bequemlichkeit vergessen? Waren sie aber keine Abkömmlinge, sondern durchaus in

Amerika original, wie kam es dann, daß viele von ihnen nicht von selbst darauf verfielen, die großen fruchtfressenden, leicht einzufangenden und zu zähmenden Thierarten in Hausthiere zu verwandeln? Thaten sie es doch, wie dies die zuvor beigebrachten Thatsachen unwiderleglich ergeben, an richtiger Beurtheilung, an einer vernünftigen oft schönen Ausbildung ihrer Reden und Lieder, so wie an vielen Kunstfertigkeiten und andern Talenten wirklich mehreren der angeführten asiatischen Nomaden zuvor?

Wenn daher der Jägerstand der erste, der roheste Anfang einer menschlichen Gesellschaft ist, wenn es nothwendig einer viel längern Zeit bedurfte, nutzbare Thierarten zu zähmen und in Hausgenossen zu verwandeln, so giebt diese Ansicht der Amerikaner allerdings einen neuen Grund mehr für die Hypothese derjenigen Weltbeobachter, welche Amerika als einen jünger bewohnten Theil unserer Erde ansehen; als einen Theil der nur nach einer längern Zeit dem Wasser abgewonnen, dem Menschengeschlechte zum Wohnsitze dienen konnte.

Alle Folgen dieses wichtigen Satzes hier aufzuzählen würde zweckwidrig seyn; sie gehören in jene geographische Menschengeschichte. Hier reicht es hin, zu bemerken, daß sich eben daraus jene Kärglichkeit der Bevölkerung der Amerikaner von selbst ergiebt, und daß die Bevölkerung dieser Stämme um etwas zunimmt, so wie man gegen Canada hinabgeht, wo sie bereits anfangen

in verschiedener Rücksicht einer ordentlichen Gesellschaft zu genießen, wo schon einige Grade der Dämmerung der Kultur sich bei ihnen mehr zeigen, als bei den Esquimaux oder bei den Nordindianern.

III.

Unbegreiflich und schaudererregend scheint auf dem ersten Anblick bei diesen Völkern der erstaunliche Trieb nach Krieg und Mord, ihre unersättliche Blutgier gegen den Feind und die beinahe übermenschliche Grausamkeit gegen die Gefangenen; die fast gänzliche Fühllosigkeit, mit welcher der Wilde den entsetzlichsten Martern trotzt, ja gleichsam über sie triumphirt.

Ohnstreitig treffen hier mehrere Ursachen zusammen, um so äußerst befremdende, der menschlichen Natur widrige Wirkungen hervorzubringen.

Eine derselben darf man mit Grund in die Unkultur selbst, in die rohe Lebensart eines Jägervolks setzen.

Was läßt sich von dem täglichen, ja stündlichen Morden und Peinigen der uns am nächsten stehenden Thierarten wohl anders erwarten, als Härte, Grausamkeit und Ungefühl gegen die Leiden uns ähnlicher Wesen? Mag die Jagd, periodisch oder pausenweise getrieben, den Körper härten, ihm Gewandheit geben, Kraft und Stärke erzeugen, mag sie Einzelnen zum Ergötzen dienen; Liebe gegen unsere Mitgeschöpfe, feinere Gefühle, Humanität erzeugt sie doch wohl schwerlich. Die Jagd aus

Noth und Bedürfniß als einziges Mittel zum Lebensunterhalt von einer ganzen Völkerschaft ununterbrochen fortgesetzt, ist aber sicher die erste Stufe zur Härte und zur Unmenschlichkeit. Das Angstgeschrei des gejagten Thiers, das Wimmern des verwundeten, das Tröpfeln seines Bluts, dies alles beständig vor den Sinnen zu haben, erzeugt Gleichgültigkeit gegen jedes Leiden, es stumpft die Gefühle ab, es bildet den barbarischen Wilden. Wird nun dies alles dabei auf keine Weise durch Häuslichkeit, durch mildere Beschäftigungen, gemäßigt, bildet sich durch die Kultur kein Grad der Humanität, so erzeugt diese Lebensart eine erbliche Schwiele über das Herz, die Gefühle gegen den Bruder werden erstickt, und so konnte der beständige Jäger den rohesten barbarischen Krieger hervorbringen.

Sollte es außerdem der Wahrheit gemäß seyn, daß die Amerikaner, wie man dies gleichfalls von den Negern behauptet, mit minder empfindlichen Nerven, mit einer dickeren geringer fühlenden Haut als andere Völker begabt sind, dann wäre jene uns übermenschliche Standhaftigkeit bei den größten Qualen einigermaßen erklärbar. Läßt sich dies aber wohl so ganz mit den so feinen Sinnen dieser Völker vereinbaren? Hat der, der so scharf und weit sieht, so genau und so weit riecht, hiezu nicht ein feineres Gefühl in seinen Nerven? Nähme man indeß an, daß Stupidität eine Begleiterin des physischen Ungefühls sey, so findet sich bei unsern Amerikanern als

ferdings eine wichtige Ausnahme. Viele dieser Völkerschaften haben einen sehr richtigen Verstand, sie haben Wärme für die Ihrigen, deutliches Gefühl von dem Werthe der Rechtschaffenheit, sie haben nicht etwa nur dummen Stolz, sondern sie zeigen wahre Ehrliebe, und wenn sie sich auf eine grausame Art zu dem Geschäfte des Krieges vorbereiten, so liegt der eigentliche Grund hievon in ihrem hohen, ja übertriebenen Sinne für Freiheit.

Wie bei den Bewohnern der alten Welt ist hier also wohl ebenfalls ein Gemisch von Guten und Bösen. Die Rohheit, die Folge der späteren Ausbildung dieses Erdtheils macht uns die schlimmen Seiten des Charakters wohl nur auffallender.

Man sey aber billig, man gebe auf die Kriege dieser Völker ohne Vorurtheil, ohne sich durch diese uns fremde Rohheit irre machen zu lassen, Acht, und man wird doch Mehreres finden, wodurch sie sich besser vertheidigen lassen, als die Kriege des hochkultivirten Europäers.

Die Kriege der sogenannten Wilden nehmen eigentlich nie ihren Ursprung aus Vergrößerungs- oder Eroberungssucht. Gewöhnlich werden sie dadurch veranlaßt, daß eine Nation das Jagdrevier der andern, oft ohne eigentlichen Vorsatz verletzt, und also den Unterhalt des Nachbarn hiedurch schmälert. Und wie leicht kann sich dies ereignen? Ein Rudel Wildprett betritt auf seiner Flucht einen nahe liegenden Wald oder Erdstrich, der erhitzte, oftmals hungrige Jäger folgt, ohne genau an die Grenze

zu gedenken. Wird die Verletzung des Jagdgebiets wahrgenommen und verschaft der Beleidiger nicht sofort Genugthuung, dann entsteht ein Krieg.

Wenn diese Ursach zum Streit offenbar nicht ohne Grund ist, so zeigt sie zugleich bei diesen Nationen gleichfalls ein öffentliches Anerkennen des Eigenthums; nicht aber etwa des Privat- sondern des National-Eigenthums; denn von dem in dem großen Jagdrevier sich vorfindenden Wildpret lebt hauptsächlich die gesamte Nation.

Eine zweite Veranlassung der Kriege unter diesen Völkern ist, die ihnen gleichsam zur andern Natur gewordene Rachsucht. Wirklich scheint bei ihnen dieser entsetzliche Zug einen wahren Bestandtheil ihres Charakters auszumachen, denn selbst der ausgebildete Indianer vermag es nicht über sich, ihn auszulöschen. Hier ein Beispiel, das zugleich für die zuvor angeführten guten Anlagen der Indier spricht.

Joseph Brandt, ein Mohawk, ward in seiner ersten Jugend in eine Schule von Neu-England geschickt. Er zeigte viel Fähigkeiten und machte beträchtliche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen. Man brachte ihm auch die Grundsätze der christlichen Religion bei, und er bewies sich als einen warmen Verehrer des Christenthums, übersetzte auch, in der Hofnung dereinst seine Nation zu bekehren, das Evangelium Matthäi und die Liturgie der englischen Kirche in das Mohawksche. In seinen Sitten zeigte er vielen Anstand, und selbst viel

Sanftes. Brandt hatte seine Studien noch nicht völlig beendiget, als der englisch-amerikanische Krieg ausbrach. Die ihm angebohrne Ruhmbegierde machte, daß er die Schule sogleich verließ, und er stieß mit einem Corps Mohawken zu den englisch-königlichen Truppen. Er that sich bald durch Tapferkeit und Klugheit hervor, und stieg daher zum Kapitain in königlichen Diensten und zum Oberhaupte seiner Nation.

Brandt benahm sich fast bei jeder Gelegenheit als ein sehr anständiger Mann. Er wußte die Mohawken nach Endigung des Krieges zu überreden, daß sie Neujork, wo sie am Mohawkflusse wohnten, verließen, und sich nebst ihm in Canada, in der Gegend des Grand River, der in den See Erie fließt, ansiedelten. Er selbst behielt eine ansehnliche königliche Pension und stand als ein eben so gescheuter als tapferer Mann bei den Wilden und auch bei den Europäern in keinem geringern Ansehen. Die Frau von Riedesel fand in ihm einen sehr gebildeten und vorzüglich sanften Mann. Indeß ward dieser sonst so schätzbare, ausgebildete, wohl unterrichtete Brandt dennoch zu Zeiten von jener furchtbaren Hauptleidenschaft seiner Nation fortgerissen.

Er erhielt in einem Scharmützel eine Wunde in die Ferse. Die Amerikaner wurden indeß geschlagen und 60 Mann nebst dem Officier zu Gefangenen gemacht. Der englische Oberst Johnston, dem sie sich ergeben hatten, war in der freundschaftlichsten Unterredung mit ersterm,

als Brandt unbemerkt herbeischlich und ohne die mindeste weitere Veranlassung den Officier mit seinem Tomahawk todt schlug. Der englische Obriste, über diese schändliche Verrätherei äußerst aufgebracht, machte dem Mohawk die bittersten Vorwürfe. Brandt nahm sie ruhig hin, und erwiederte, es sey ihm leid, ihn gegen sich aufgebracht zu sehen, allein seine Wunde habe ihm in dem Augenblicke so heftig geschmerzt, daß er es nicht in seiner Gewalt gehabt habe, an diesem einzigen Gefangenen Rache zu üben.

Dieser Zug in dem Charakter der Uramerikaner, die Rachsucht, ist freilich entsetzlich; man sehe aber nur ruhig in der alten Welt um sich, und man findet Nationen, welche, wenn gleich kultivirt, ihnen hierin nicht nachstehen.

In neueren Zeiten sind besonders die Corsen deshalb berüchtigt.

Unter Heinrich dem Dritten gab der Corse Ornano ein entsetzliches Beispiel der unverschämtesten Rachsucht. Er erstach seine Gemahlin mit kaltem Blute wegen vermeinter Untreue und hatte die Frechheit, diese That öffentlich anzukündigen. Die Schwäche der Regierung ließ ihn unbestraft.

Man hat Corsen gesehen, welche zehn Jahre lang ihren Beleidigern im Hinterhalte verborgen auflauerten, und sie dann erst ermordeten.

Ein anderer, der seit langer Zeit seinem Feinde, einem Priester, vergeblich nachgieng, stellte sich, um seiner

habhaft zu werden, unter einem fremden Namen tödtlich krank. Er verlangte sodann das Abendmahl und als ihm dieses von eben dem Priester, der ihm kurz zuvor die Absolution gab, gereicht ward, durchbohrte ihn sein Mordstahl.

Boswell giebt uns (in seiner Beschreibung von Corsika) Nachricht von einer Art Rache bei den Corsen, die wohl nur allein noch jetzt unter den Wilden von Amerika Statt findet. Diese schreckliche Art der Rache, man nannte sie Vendetta traversa, besteht darin, daß der Beleidigte, der keine Gelegenheit findet, sich an der Person seines Feindes selbst zu rächen, seine Rache an irgend einem Anverwandten seines Beleidigers ausübt. Diese grausame Gewohnheit, setzt Boswell hinzu, war dann die Quelle vieler Meuchelmorde. Der berühmte Paoli gab ein eigenes Gesetz dagegen.

Folgender Zug der Rache eines amerikanischen Indianers erscheint dagegen wirklich noch in einem edleren Lichte.

Ein Indier tödtete zufälligerweise einen andern von seiner eigenen Nation. Der Bruder des Erschlagenen gieng in die Cabane des Mörders, und als er in derselben eine Frau nebst einigen jungen Kindern erblickte, fragte er jenen, ob dies seine Kinder wären. Als der Hausherr dies bejahte, sagte jener zu ihm: „wenn gleich meines Bruders Blut um Rache schreit, so werde ich dennoch, da deine Kinder so jung sind und ihre Mutter

noch nicht versorgen können, vorjetzt gegen diese Stimme taub bleiben.“ Hiemit verließ er die Hütte, und lebte mit dieser Familie friedlich. Kaum war aber der älteste Sohn herangewachsen und hatte den ersten Hirsch geschossen, so gieng er von neuem zu dem Mörder. „Nun, „sagte er zu dem Mörder, habe ich Dir lange genug „Frist gegeben, ich kann nicht länger der Stimme meines Bruders widerstehen; er fordert laut Dein Blut; „Dein Sohn ist im Stande die Deinigen zu ernähren, „jetzt mußt Du Deine Schuld bezahlen.“

„Ich bin bereit zu sterben, antwortete jener, und „danke Dir für Deine lange Nachsicht.“ Weib und Kind brachen bei diesen Worten in lauten Thränen aus, allein der Vater verwies dem Sohne seine Weichlichkeit und sagte: „vergossest Du Thränen, als Du den Hirsch tödetest? und wenn Du ihn mit trocknen Augen konntest „sterben sehen, warum weinst Du jetzt um mich, da ich „bereit bin, dasjenige willig zu leiden, was unsere Sitten auf das gerechteste fordern.“

Unbeweglich gegen sein eigenes Blut forderte er jetzt den Bruder des Erschlagenen auf, seine Pflicht zu thun, und empfieng mit unerschüttertem Muthe den Todesstreich.

Hier zeigt sich doch kein unbedeutender Contrast mit den so eben angeführten Beispielen der Rache aus der alten Welt; denn der Wilde scheint sie vielmehr als ein Gesetz der Wiedervergeltung anzusehen.

Daß aber die Kriege der Wilden überhaupt mit so unmenschlicher Grausamkeit begleitet sind, davon liegt offenbar die Hauptursache in der Unkultur; denn nur allein wahre und allgemeiner verbreitete Kultur sondert Grausamkeit von Tapferkeit ab.

Ob aber auch selbst eine höhere Civilisation die Ausartung der Heftigkeit eines an sich reizbaren Volks in die roheste Wildheit zu hemmen vermag, darüber mögen uns die Greuelscenen der wohl noch nicht beendigten französischen Revolution das Nöthige sagen.

Wollte man es indeß wagen, die Kriege der kultivirten Nationen unserer östlichen Welt, und vorzüglich ihre Ursachen, mit jenen Kriegen der Ur-Amerikaner zu vergleichen, so überlasse ich es der ruhigen Vernunft über beide das Urtheil zu fällen.

Bei unsern Kriegen findet nur zu oft durchaus keine Beleidigung von Nation gegen Nation, keine Störung der Ruhe durch Beraubung des Unterhalts statt. Eben so wenig ist daher Rache für angethanes Unrecht nöthig. Nur allein die Sucht nach Vergrößerung des Gebiets, die Sucht durch ein größeres Land, durch größere Einkünfte, durch eine größere Anzahl von Unterthanen oder von Sklaven seinem Dünkel fröhnen zu können; kurz, die Eroberungssucht, der Wahnwitz sogenannter erhabener Helden, ist völlig hinreichend, mit oder gar ohne Vorwand Alles einzureißen, worauf die Sicherheit der Societät beruhet; Menschen von aller Categorie zu mor-

den, Städte und Dörfer niederzubrennen, durchaus friedliche Völker in Fesseln zu schlagen, und ihnen alles bewegliche Gut, sey es Produkt der Natur oder Kunst, sogar durch eigene Beutemäkler, Direktoren der Räuberhorden, mit ungefärbter Wange systematisch zu entreißen.

Fürwahr, ein ungerechter Eroberer ist ein Wesen, für welches der Naturforscher eine eigene Klasse unter den organisirten Körpern ausfindig machen und diese Klasse völlig isolirt hinstellen müßte.

Die Kriege der Wilden sind aber noch von einer andern Seite nicht mit den unsrigen vergleichbar. Ihre Kriege bringen ungleich geringere Calamitäten über das Menschengeschlecht als die, welche wir so eben auf unsrer Halbkugel erlebten.

So schrecklich der Wilde auch seine Feinde behandelt, so trifft dies einmal nur eine geringe Anzahl, auch sind seine Kriege nicht von langer Dauer, und seine Verheerungen sind von solcher Art, daß sie dem Lande nur auf eine sehr kurze Zeit schädlich sind. Der Wilde ist, seine Kriegswuth abgerechnet, höchst selten ein gänzlich unmoralischer, principloser Mensch. Er raubt selten, er schlägt nicht die hundertjährigen Waldungen, das große Bauholz seiner Feinde nieder, er schändet nicht dessen Weiber und Töchter, er durchwühlt nicht die Gräber der feindlichen Ahnherren, er predigt nie Ungehorsam gegen die Oberhäupter der Nation, er lästert nie gegen den grossen Geist.

Möge der Deutsche hingegen einmal nach Schwaben und Franken hinblicken, oder der Belgier, der Schweizer und Italiener in seine Heimath, wie behandelten ihn die Heere der edlen Freiheit und Gleichheit? Fiele doch auf ewig der Vorhang vor ihren Greueln nieder, und verlöhre doch der Geschichtschreiber auf immer die Erinnerung daran!

Der hochkultivirte Mensch weckte durch die Kultur unendliche Bedürfnisse, machte unendliche Nüanzen von Leidenschaften darnach lüstern, setzte zu ihrer Befriedigung das ganze Talent seines Geistes in ein tausendfaches Spiel, erzeugte durch neue Combinationen neue Begierden, neue Laster. Gewann er daher an Bequemlichkeit, an Geschliffenheit, an äußerer Humanität, so war dagegen eine weit genauere Aufsicht nöthig, es bedurfte der äußersten mit Energie verbundenen Wachsamkeit, damit diese große Geistesentwickelung nicht zugleich in die furchtbarste Geißel, ja in den geschliffensten Mordstahl für die Societät ausartete.

Wie sehr würde man aber Unrecht thun, wenn man dies für eine Apologie des rohen Zustandes des Menschen ansehen wollte. Würde wohl ein Mann von richtigem Sinn und Gefühl einen solchen Zustand im Ernst vertheidigen und der Kultur hohnsprechen können?

Zwar blenden die Scheingründe, mit welchen Raynal dies sich zu Schulden kommen ließ, anfangs ein

ungeübtes Auge *); genauer betrachtet, schwinden sie vor der ruhigen Vernunft, wie der Thau vor der Mittagssonne. Was sagen nämlich die Exclamationen gegen die Bedrängnisse, welche einzelne Theile des Staatshaushalts bei den civilisirten Völkern treffen, nichts weiter, als daß jede menschliche Einrichtung Unvollkommenheiten hat und haben muß.

Ist es nicht lächerlich, einen Caligula, Nero, oder ihnen jetzt ähnliche Geschöpfe zum Beweise aufführen zu wollen, wie sehr der civilisirte Mensch unter Tyrannen leidet, da dies alles ja nur temporair, bald vorübergehend ist. Die Verkauflichkeit des Menschen in einigen Staaten ist allerdings traurig; die Monopole, der Stolz der Reichen oder des Adels, die übertriebenen Abgaben, die Einzwängungen durch Herrenrechte, die Mühseligkeiten bei jedem anständigen Gewerbe in die Höhe zu kommen, alles dies ist theils mehr, theils minder drükkend; allein einmal beweiset dieser Druck doch nur das Mangelhafte der Einrichtungen der Societät, und leidet denn nicht der Mensch als Wilder noch weit mehr? Ist es nicht lächerlich, die Glückseligkeit der Unabhängigkeit bei einem Volke zu preisen, welches nicht sicher ist, Morgen vor Hunger umzukommen, oder von dem Feinde aus verfährter Rache, oft selbst ohne Ankündigung des Krie-

*) Raynal Hist. philos. des Etabliss. etc. T. 6. S. 201 u. f.

ges, erschlagen zu werden? Gewißheit seines Unterhalts und der Fortdauer dieser Gewißheit für die Familie, also die Sicherheit der Societät hört selbst kaum einmal unter der willkührlichen Regierung eines Deys der Raubnester gänzlich auf, und dies ist die große Basis des civilisirten Lebens, die nur durch die hochgeschliffenen Franken erschüttert worden ist.

Nur der Misbrauch der Kultur kann, wie schon zuvor gesagt ist, schädlich werden, und es ist widersinnig, irgend eine Sache nach ihrem Misbrauche einseitig beurtheilen zu wollen. Hier steht mithin der Hauptunterschied unerschüttert: In der Natur des rohen Zustandes des Menschen liegt die Unsicherheit seiner Existenz; in der Natur der Civilisation hingegen die Sicherheit derselben.

Noch mehr. Es ist völlig der eigenen Natur des Menschen zuwider, so bald er nur neben einander wohnt, das weitere Entwickeln seiner Fähigkeiten und daher der größeren Zahl neuer Bedürfnisse zu verhindern. Sogar der einfache Hausrath des Wilden nach seinen Abwechselungen und Mannichfaltigkeiten unter den verschiedenen Stämmen legt hiervon ein gültiges Zeugniß ab. Wenn sich also hieraus einmal die Unmöglichkeit ergiebt, die von Raynal so hochgepriesene Glückseligkeit lange erhalten zu können, so erhalten wir auch zugleich auf diese

Weise einen Maaßstab, um das Alter der Amerikaner, als Volk, schätzen zu können.

Aber auch individuell bietet die Civilisation Schutz gegen die Leidenschaften, und selbst im Kriege zeigt sich ihr Werth. Der rohe Wilde giebt in jedem Augenblicke seiner Leidenschaft Gehör; der civilisirte Mensch wird durch Gesetze gefesselt; und nur bei völliger Auflösung der Bande der Societät finden solche Greuel Statt, als uns Frankreichs Revolution darbot. Eben diese Nation bewies im siebenjährigen Kriege, unter ihrem rechtmäßigen Oberherrn, daß auch der kultivirte Krieger selbst auf dem Boden des Feindes mit Milde verfährt, Rechtlichkeit schätzt, und weder das Blut des Gegners verschwendet, noch dessen Nachkommenschaft auf Jahrhunderte beraubt.

IV.

Nimmt man bei allen ursprünglich amerikanischen Nationen Rücksicht auf das, was wir Religion nennen, so findet man durchaus keine einzige Nation ohne allen Kultus, und ohne alle Idee von höheren Wesen, von Geistern. Es zeigte sich nur eine einzige unter ihnen, so weit sie uns mit einiger Genauigkeit bekannt geworden sind, welcher die beiden Hauptstützen aller Religion, nämlich die Idee eines allerhöchsten Geistes, eines einzigen Gottes, und die Idee eines Daseyns nach dem Tode fehlte.

Es scheint indeß sehr bemerkungswerth, daß gerade diese einzige Nation, diese rohesten Menschen, nicht die Bewohner des höchsten Nordens waren, denn letztere, die Esquimaux und Grönländer, nehmen jene beiden Hauptsätze als wahr an. Es waren vielmehr die ihnen zunächst wohnenden Nord-Indianer.

Dieses Volk findet sich, wie wir sahen, eigentlich in einem noch dürftigeren Zustande als jene im höchsten Norden lebenden Menschen, weil ihnen das Meer fehlt, mithin ihre Nahrung weit weniger sicher ist, als den Bewohnern des fischreichen Oceans die ihrige. Erinnert man sich nun des daurenden Kummers und Ungemachs, in welchem die Nord-Indier leben, wobei ihre Weiber das Elend ihres Daseyns so sehr fühlen, daß sie auf stete Vernichtung ihrer Leibesfrucht sinnen, dann scheint es begreiflich, wie sich unter diesen Völkern, die sich von der Natur so stiefmütterlich berathen glauben, nicht die Idee von einem großen wohlthätigen Urwesen, sondern nur die von bösen Genien und Feen erzeugt. Solcher Feen, wie sich Hearne ausdrückt, glauben sie viele; vielleicht für jedes Naturphänomen eine eigene.

Aber auch selbst dieser Glaube an übernatürliche Wesen irgend einer Art bestätiget wenigstens jene schon von den Alten anerkannte Wahrheit, daß die Idee eines höchsten Regierers der Welt der menschlichen Natur eigen, mit ihr gleichsam verwebt sey. Wenn sie ihr gleich auch nicht angeboren ist, und wenn dieses allgemeine Vorfin-

den derselben bei den Menschen aller Zonen auch keinen apodiktischen Beweis für das Daseyn Gottes an die Hand geben kann, so folgt doch immer daraus, daß sie dem menschlichen Geiste so nahe liegt, und daß sie ein Bedürfniß seiner nur etwas entwickelten vernünftigen Natur ist.

Und es ist denn doch wahrlich mit dem wärmsten Danke anzuerkennen, daß gerade diejenigen Hauptlehren der Religion, welche zugleich als die vorzüglichsten Stüzzen der Moralität, also der gesamuten bürgerlichen Ordnung benutzt werden können, durch den Blick auf die uns umgebende Natur sogar dem roheren Gefühle so lebhaft einleuchten, also durch die Sinne selbst bei einiger Entwickelung des Vernunftvermögens, sich jedem menschlichen Wesen so aufdringen, um sogar dem Wilden wie angeboren zu scheinen.

Hiernach scheint es wenigstens sehr widernatürlich, ja in Rücksicht der bürgerlichen Ordnung und der gesammten Societät, höchst strafbar zu seyn, entweder durch wirkliche Denkkraft, oder wohl gar durch bloßen Witz diese Hülfsmittel für die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft vernichten zu wollen, und das um so mehr, wenn man sich selbst gestehen muß, daß man unvermögend sey, dem so mühsam errichteten Gebäude unserer Societät neue Strebepfeiler unterschieben zu können, worauf das Ganze so sicher zu ruhen vermag.

Die wichtigsten Handelsprodukte der westlichen arctischen Erde.

Auf den ersten Blick scheint es allerdings einen hohen Grad von Selbstigkeit zu verrathen, wenn man in der Natur stets die Absicht aufsucht, oder sie wohl gar von ihr fordert, das Menschengeschlecht vor allen übrigen Thierarten besonders zu begünstigen, und der Erhaltung desselben eine ganz vorzügliche Sorgfalt zu widmen.

Denn, frägt man, was ist eigentlich der Mensch? Wie weit ist er denn wohl über jedes andere Thier erhaben? Ist nicht sein Entstehen, sein Wachsen und Entwikkeln, sein Abnehmen, sein Vergehen, eben so, wie bei den übrigen Thieren? Er wird, er dauert kaum ein einziges Uranus-Jahr, und er zerfällt, wie jede Ephemere, in Staub!

Selbst wenn man auf die durch den Instinkt einiger geselligen Thierarten bewirkten Einrichtungen ihres häuslichen Lebens, und der von ihnen überhaupt geäußerten Fähigkeiten achtet, z. B. auf die Talente des Bibers, des

Elephanten, des Ourang-Outang, so scheint es sich noch mehr zu ergeben, daß sich der Mensch in keinem sehr großen Abstande von ihnen findet. Rechnet man dabei noch auf die außerordentliche Aehnlichkeit, die man auf dem ersten Anblick in dem Aeußern manches Negers oder Esquimaux und des Ourang-Outang wahrnimmt, dann sollte man sich noch stärker überzeugt halten, der Mensch stehe wohl nur eine einzige Stufe höher als jene große Affenart; er grenze zunächst an sie. Da nun die Natur für keine dieser uns so nahe verwandt scheinenden Thierarten mehr als für die übrigen Vorsorge trug, weder in Rücksicht des ihnen zugetheilten Vermögens sich über sehr viele weit auseinander liegende Theile der Erde zu verbreiten, noch auch in Ansehung der Bequemlichkeit für sie überall eine ihnen paßliche Nahrung hervorgehen zu lassen, wie durfte dann wohl der Mensch es erwarten, sich einer weit gefliſſentlicheren, genaueren Sorgsamkeit für seine Erhaltung rühmen zu dürfen? Oder ist vielleicht der Mensch, so sehr dies auch die erste Ansicht zu leugnen scheint, seiner Natur nach dennoch weit über jene gescheuten Thierarten erhaben? Steht er wirklich in einem sehr großen Abstande von ihnen? Allerdings. Hat doch selbst der Ourang, nach Campers trefflichen Untersuchungen, nicht von weitem etwas Aehnliches in seinen Sprachorganen mit denen des Menschen. Er steht, was noch sonderbarer ist, hierin mit dem Rennthiere fast in einer Klasse! So scheint die Natur zuweilen die mensch-

liche Weisheit, bei der Herleitung ihrer Schlüsse aus Aehnlichkeit, täuschen zu wollen! Ist mithin der Orang-Outang durchaus der Sprache unfähig, so würde sogar ein dem menschlichen Gehirn völlig gleichkommender Bau dennoch nicht vermögend seyn, diesen Affen nur zu der untersten Stufe der Menschheit, z. B. zu dem Werthe der Pecherais (auf Feuerland) zu erheben. Denn wie unendlich ragt der Mensch nur allein durch seine Sprache über alles das hervor, was man die Thiersprache nennt! Findet nämlich unter ihnen auch ein Uebereinkommen, eine Verständigung vermittelst einzelner Töne Statt, wie ließe sich so etwas vergleichen mit der Mittheilung der Empfindungen und Ideen durch Hülfe artikulirter Töne oder Wörter nach einer bestimmten Verbindungsart? Also mit einer aneinander hängenden Rede? Dennoch ist die Sprache nur gleichsam das Organ, die öffentliche Ankündigung der Größe des Menschen, das Werkzeug seiner Combinations- und Erfindungskräfte, das Werkzeug, wodurch er den unermeßlichen Werth seiner Vernunftanlagen deutlich zu Tage legt.

Wie dürftig erscheint aber nun vollends gegen letztere, gegen die geistigen Kräfte des Menschen, alles das, was die zuvor angeführten gescheutesten Thiere hervorbringen, selbst wenn sie sich zu großen Gesellschaften vereinigen.

Wie geringfügig sind die Spuren von den Seelenfähigkeiten des Elephanten oder des Ourangs, welche sie bei einzelnen Fällen äußern, wie monoton der Bau der Bi-

her und wie einflußlos alles dies auf die gesamte übrige Erde gegen die Produkte des menschlichen Gehirns!

Wird doch der Mensch Herr aller übrigen Thierarten der Erde, und zwingt sie zur Darbringung eines Tributs. Der Elephant muß für ihn tragen und kämpfen; die Fischotter und der Cormoran müssen für ihn fischen, der Seidenwurm, die Schildlaus und die Biene für ihn weben, färben und sammlen!

An der Hand der Meßkunde und Naturlehre wandelt er im Dunkeln der Erdrinde wie beim Tageslichte, und zieht das ihm nutzbare Mineral aus dem Abgrunde hervor. Berge durchgräbt und ebnet er; leitet die Flüsse nach seiner Willkühr, und hemmet die Welle des wilden Oceans; dem Wetterstrahl geblethet er ohne Schaden für ihn die Erde zu befruchten; selbst im Sturm fliegt er in bestimmter Richtung über das Weltmeer; und als Aereonaut durchsegelt er sogar die höhere Atmosphäre. Des weiten Jupiters Monde müssen ihm sein eigenes Wohnhaus bestimmen; schon mißt er die Gebirge der übrigen Erdkörper; ja sein unerschöpflicher Geist wiegt das Sonnensystem und entwirft gigantische Gemählde aller Himmel!

So steht er da als erster Liebling des Schöpfers, als, über jede andere Thierart unermeßlich erhaben.

Und die Natur sollte dieses ihr vollkommenstes glorreichstes Produkt nicht der vorzüglichsten Pflege gewürdigt haben? sie sollte seiner Fortdauer nicht mit größerer

Sorgfalt warten, als aller gegen ihn so tief gestellten Thiere?

Nein; für die Erhaltung des Menschengeschlechts mußte sie mit Recht alle Kräfte aufbieten. So ist es also nicht mehr Selbstigkeit, es ist nur ruhiges, bestimmtes Gefühl von dem Werthe des Menschen, wenn man die Zeugnisse dieser Vorliebe überall aufzufinden sich bemühet.

Es fällt dann auch dem Weltbeobachter nicht schwer sie zu entdecken. Sie zeigen sich unter jedem Himmelsstriche, und selbst die unfruchtbare Polarwelt legte uns bereits einige Proben davon vor Augen.

Ihre Summe und ihre Gültigkeit wird aber weit vollzählicher und wichtiger, wenn man auf diejenigen Produkte besonders sein Augenmerk richtet, wodurch der Mensch erhalten und gegen die Kälte geschützt wird. Die hieraus fließenden wichtigen Resultate zur Bestärkung der obigen Behauptung mögen der Auseinandersetzung der einzelnen Produkte nachfolgen.

Wir machen hier mit dem Meere den Anfang. Es verspendet seine Erzeugnisse in weit größerer Masse, als das Land, bringt daher weit mehr Nutzen, weit mehr Erwerb hervor als jenes, und giebt zugleich mehr Mittel zur Ausbildung und Darlegung der menschlichen Talente an die Hand.

Die großen Fischereien der arctischen Erde.

1) Der Wallfischfang.

Es gewährt bereits ein merkwürdiges Schauspiel den kleinen Menschen von etwa anderthalb hundert Pfunden Gewicht, ungeheure Thiere von 100 ja 130 tausend Pf. anfallen und glücklich bekämpfen zu sehen. Allein man bedenke dabei noch, daß bei diesem erstaunlichen Unterschiede an Masse und individueller Stärke, der Mensch jene Kolossen gar in ihrem eigenen Elemente angreift, während daß er daneben auf einem von ihnen leicht zu zertrümmernden Kahne daher schwimmt und zugleich den Wellen und dem Winde Trotz bietet.

Schon dies zusammen müßte Bewunderung erregen, geschähe es selbst nur im offenen freien Meere. Wenn man aber sich der Gefahren erinnert, die jene zertrümmerte Eiscontinente für den Wallfischfänger erzeugen; dann staunt man nicht weniger über die Kühnheit des Menschen, als über seine Talente und über seine Sucht nach Gewinn.

Die Gefahren bei diesen Unternehmungen schilderte bereits in frühern Zeiten Zorgdrager; daß sie sich aber bei allen unseren Fortschritten in der Schiffkunst nicht sehr gemindert haben, bezeugt die Nachricht des Commandeur Jansens, welche uns M. Posselt, in Niemanns schätzbarer Zeitschrift aufbewahrt hat.

Im Junius des Jahres 1777 wurden 10 Schiffe Grönlandsfahrer gegen den 76sten Grad der Breite am nördlichsten Grönland vom Treibeise eingeschlossen. Sie befanden sich auf einer isolirten, von ungeheuern Eisschollen umgebenen Wassermasse. Nun erhoben sich Stürme, trieben die Schiffe gen Süden und eins ward nach dem andern durch die Gewalt des Eises zertrümmert. Die Mannschaft suchte sich dann von einem Schiffe auf das andere zu flüchten. Das letzte Schiff zersplitterte zu Anfang des Oktobers im 63sten Grade der Breite überhalb Cape Farewell, an der Küste von Grönland. Der größte Theil der Mannschaft, welcher dem Mangel und den Krankheiten entgangen war, fand sich auf diesem Schiffe zusammen gedrängt. Als diese elenden Menschen das Land glücklich erreicht hatten, theilten sie sich. Ein Theil suchte gerade durchs Land zu den dortigen dänischen Besitzungen vorzudringen; allein, sey es durch Hunger oder durch die Eingebohrnen, genug, er kam um. Der andere gelangte, nach unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten nur erst im März des folgenden Jahres zu der Kolonie in Friedrichshaab.

Den Methoden, wodurch der Mensch diesen Kampf gegen die größten Thierarten, unter so gefahrvollen Umständen, besteht, mag zuerst eine kurze Zeichnung der Wallfische vorausgehen.

Die Ordnung der hieher gehörenden Thiere nimmt gleichsam die Mittelstelle zwischen den vierfüßigen Thieren und den Fischen ein. Sie haben ein Herz mit vier Abtheilungen und rothes Blut. Sie athmen nicht nur durch wahre Lungen, pflanzen sich nach der Art der übrigen Säugthiere fort und stillen ihre Jungen, wie diese, mit Milch, sondern sie haben wahre Knochen, und die Knochen der Vorderflossen kommen mit den Handknochen der Quadrupeden, auch in der Zahl der Finger überein, ob sie gleich als Flossen durch eine eigene Haut und Fleischmasse in eins verwachsen sind.

Hauptsächlich sind folgende Arten von Wallfischen (Cetacea) der Gegenstand der gefahrvollen Fischerei.

Von den Cetaceen ohne Zähne kommen hier vor: 1) der gemeine Wallfisch, (Balaena Mysticetus naribus flexuosis in medio anteriore capite, dorso impinni L.) schwarz von Farbe, hin und wieder weißlich marmorirt; das größte bekannte Thier unserer Erde; denn 1620 traf man an den Küsten von Corsica einen Wallfisch, dessen Fleisch 135000 Pfund wog, er hielt 100 Fuß in der Länge. Ja es ist höchst wahrscheinlich, daß diese Thiere, bevor der Mensch sie durch seine Jagd verscheuchte und jährlich eine beträchtliche Anzahl von ih-

nen tödtete, einen noch größeren Wuchs, bei ruhigerer und längerer Lebenszeit, erreicht haben. Man kann nämlich eben so sicher historisch darthun, als es auch in der Natur der Dinge selbst gegründet ist, daß schon seit der Vermehrung der Wallfischjäger weit weniger große Wallfische erlegt werden, als in früheren Zeiten. In unsern Tagen ist ein Thier dieser Art von 70 Fuß bereits selten.

Der schwarze Wallfisch (Black Whale) hat so wie die übrigen dieses Geschlechts keine eigentliche Zähne, sondern an deren Statt mehrere (oft 700) mit der breiten Seite neben einander liegenden hornartige, dunkle Blätter in der oberen Kinnlade. Sie sind mit starken Haaren oder Zotten besetzt, und der Figur der Kinnlade anpassend, bogenförmig; die längsten, mittleren, halten zuweilen 20 Fuß. Vorne und in den Mundwinkeln sind sie kurz. Indem sie von einer eigenen Vertiefung der unteren Kinnlade aufgenommen werden, so zermalmen sie, gleich den Zähnen, die dazwischen gebrachte Speise. Man nennt sie die Barden, und sie liefern das kostbarste Produkt am Wallfische, nämlich das Fischbein. Das Maul hat übrigens eine etwas, wie ein lateinisches S, gebogene Form. Die Oefnung der Kehle ist nur klein. Bei einem Thiere von 48 Fuß hielt sie zwischen 4 bis 5 Zoll im Durchmesser.

Die Zunge besteht aus einer einzigen Masse von Fett. Sie liefert oftmals mehr als fünf Tonnen Thran.

Der Kopf beträgt fast $\frac{2}{5}$ der ganzen Leibeslänge. Oben auf dem Hinterkopfe stehen auf einer Erhöhung die beiden Luftlöcher oder Bläser, jedes von etwas über einen Fuß im Durchmesser. Die Haut ihrer Mündung ist sehr elastisch; das Thier kann sie schließen und hiedurch das Eindringen des Wassers abhalten. Der Wallfisch muß indeß wenigstens nach einer Stunde einmal von den Luftlöchern Gebrauch machen, nämlich zum Athem schöpfen gegen die Oberfläche kommen. Er läßt alsdann ein dumpfes Brausen und Blasen hören.

Das Auge, nicht größer als ein Ochsenauge, hat die Natur ziemlich nach dem Hintertheile des Kopfs zu, unten etwas über das Ende der Oefnung des Mauls gestellt. So konnte der Wallfisch am bequemsten alles unter und neben sich beobachten. Es hat Augenwimpern mit Haaren, und die Augenhäute sind, vielleicht gleichfalls, um dem Drucke des Wassers zu widerstehen, aus sehr vielen starken Lamellen oder Schichten zusammen gesetzt. Löwenhök zählt an der vordersten achtzehn.

Das äußere Ohr hat aus ähnlichen Ursachen kaum den Durchmesser einer Federspule. Indeß hört das Thier dennoch sehr fein.

Der horizontale Schwanz, in seiner Weite etwa von der Dimension des Kopfs, ist das Hauptinstrument der Bewegung und der Vertheidigung. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Schnelligkeit der Koloß die Wellen in jeder Richtung damit theilt, in die Tiefe hinab und

wieder in die Höhe fährt; aber es ist schrecklich, wenn ihm ein Schlag mit dem Schwanze auf den Feind gelingt. Er zertrümmert ein beträchtliches Fahrzeug.

An sich ist der Wallfisch ein harmloses, furchtsames Thier. Sein kleiner, zahnloser Rachen ist nur für unbedeutende Thierarten fürchterlich. Er nährt sich vorzüglich von zwei kleinen Krebsarten (Cancer pedatus und C. oculatus, B. Fabric.) der erste heißt deshalb besonders das Wallfischaas; auch verschlingt er einige Seeblasen und Quallen, und junge Heringsbrut. Bei der unermeßlichen Menge jener Insekten und dieses Gewürms, womit das Meer unweit Spitzbergen, Jan Mayens Land und Grönland, oft wie bedeckt ist, öffnet das Thier nur den Rachen und schlürft mit einem einzigen Zuge hunderttausende davon ein. Wer vermag die Zahl der Individuen davon zu berechnen, die diesen Kolossen zur Nahrung dienen.

Die Zeugung der Wallfische geschieht, mehreren glaubhaften Nachrichten zufolge, aufrecht im Wasser, der breite Schwanz dient ihnen bei dieser Stellung zum Fuße.

Worauf gründen einige Naturforscher die Behauptung, das die Wallfischmutter nur 9 Monate trage? Gewisser sind wohl folgende Angaben. Die Mutter wirft gewöhnlich nur ein Junges, weit seltener zwei, auch hat sie nur neben dem Geschlechtsgliede zwei kleine Brüste. Das Junge kommt fast in der Größe eines Stieres zur Welt. Die Mutter legt sich beim Säugen auf die Seite,

und äußert außerordentliche Vorliebe gegen ihre Frucht. Sie drückt es mit der Flosse wie mit einer Hand an sich; sie bleibt, vom Feinde gejagt, selbst mit Gefahr ihres Lebens, nur kurze Zeit unter dem Wasser oder dem Eise, da das Junge nicht lange ohne Athem zu schöpfen in den Tiefen auszuhalten vermag; sie trennt sich selten von ihrem harpunirten Jungen und läuft dadurch gerade zu den Mördern in die Hände. Pyrard bringt von dieser Liebe ein Beispiel bei. Eine Wallfischmutter an den Küsten von Brasilien sah ihr Junges gefangen. Das sonst furchtsame Thier griff alles Geschreies der Seeleute ungeachtet, das Fahrzeug wüthend an, stürzte es über und rettete ihr Junges.

Der Wallfisch lebt häufig in Gesellschaft; das Meer erschien zu Zeiten durch einige geschlossene Reihen dieser Riesen völlig schwarz.

Die Angabe von dem Nutzen des Wallfisches, oder vielmehr von seinem ganzen Werthe, scheint besser auf den Fang selbst zu folgen.

Dieses merkwürdigste Seethier verdiente wohl eine etwas längere Anzeige; der übrigen ihm ähnlichen Arten dürfen wir jetzt kürzer erwähnen.

2) Der Finnfisch (Balaena Physalus L.) hat zwar die Länge, aber nicht die Dicke des großen Wallfisches. Er zeichnet sich auch durch die Finne zu Ende des Rükkens von jenem aus. Er lebt von Schollen, Lachsarten und andern kleinen Fischen. Wegen seiner größern

Schnelligkeit und wegen seines heftigen Blasens und Umschlagens stellet man ihm nicht so sehr nach; besonders da die von ihm zu erhaltende Masse Thran ungleich kleiner ausfällt und die weit kürzern Barden gleichfalls nur geringern Werth haben. Doch ist den Grönländern das Fleisch eßbarer als das vom großen Wallfische.

3) Der Nordkaper. Das Breitmaul (Balaena Musculus) führt seinen Namen vom Nord-Cap in Norwegen, wo er sich häufig zeigt, dem vorhergehenden ähnlich, nur schmäler; auch ist die untere Kinnlade viel breiter und größer als die obere. Auch dieser wird weniger gesucht, da sein Ertrag weit geringer ist, ob er oft gegen 80 Fuß Länge hat. Er lebt hauptsächlich von Heringen, die er mit dem Schwanze zusammen zu treiben versteht, und die er bei seinem großen Rachen dann zu ganzen Tonnen voll auf einmal verschluckt.

Ueberdies giebt es noch wenigstens drei Arten (Bal. Boops; B. Rostrata; B. Gibbosa) Wallfische mit Barden, welche theils mehr, theils minder den vorhergehenden ähnlich, zuweilen von den Wallfischfängern nur gelegentlich benutzt werden, da sie von geringem Werthe sind.

Unter den Wallfischarten mit Zähnen steht mit Recht hier zuerst:

Der Cachelot oder Pottfisch (Physeter macrocephalus dorso impinni, fustula in cervice L.) Sein ungeheurer Kopf giebt ihm den Namen

Großkopf. Die Engländer nennen ihn im Gegensatz des großen Wallfisches, den weißen Wallfisch (The White Whale). Die untere Kinnlade hält einige 40 starke Zähne, diese passen in glatte Höhlungen der weit größeren oberen Kinnlade, welche selbst kleine, nur von aussen nicht sichtbare, an die der oberen Kinnlade anschliessende Zähne enthält. Hiedurch wird er selbst dem räuberischen, stärksten Hayen, dem Menschenfresser (Squalus Carcharias L.) so furchtbar, daß dieser, so bald er ihn erblickt, in der Angst bis auf die steilsten Felsen des Meeres so weit hinaufflüchtet, daß er zuweilen dort auf dem Trocknen sterben muß. Ja diese Seeungeheuer, welche selbst viele der größten Wallfische angreifen, fürchten den Cachelot so heftig, daß sie sogar den Leichnam eines solchen Thiers nicht anzurühren wagen!

Der Cachelot ist wegen einer für den Handel nutzbaren Flüssigkeit des Gehirns berühmt. Sie findet sich nicht nur in einer eigenen ungeheuren Kammer des Köpfes, in Gestalt eines weißlichen Oels, sondern selbst in dem Körper desselben. An der Luft erhärtet, ist sie unter dem Namen des Wallraths (Sperma Ceti) bekannt. Auch findet sich in den Gedärmen des Thiers die kostbare Materie, der graue wohlriechende Ambra, worauf die Pharmaceutik der Vorzeit großen Werth legte.

Von eben diesem Geschlechte sind denn noch drei Arten wichtig, nämlich der Weißfisch (Physeter Ca-

todon), welchen Fabricius, da er in beiden Kinnladen Zähne fand, unter die Delphine rechnet; ferner das Klein-Auge (Ph. Microps) und der Mastfisch (Ph. Tursio), von Einigen wegen seiner gerade und hoch aufstehenden Rückenflosse so genannt. Beide sind von sehr beträchtlicher Größe und daher dem Wallfischfange wichtig.

Dies ist auch, obgleich im minderen Grade, der Fall mit einigen Delphinarten, d. i. Cetaceen, bei welchen beide Kinnladen mit Zähnen bewaffnet sind, die im übrigen aber ebenfalls zu den Säugthieren gehören, auch sind sie mit einer Luft- oder Blaseröhre versehen.

Der größte unter ihnen (Delphinus Orca) ist der nutzbarste, da er oft einem kleinen Wallfische gleicht. Die übrigen z. B. D. Delphis, der Delphin der Alten, der Tümler, so wie D. Phocaena, werden schon häufig mit Netzen gefangen. Ihr Heraufstreten an die Oberfläche des Meers prophezeihet gewöhnlich Sturm oder wenigstens Veränderung des Windes und Wetters.

Zuletzt verdient hier noch ein großes säugendes Seethier angeführt zu werden, wenn es gleich nicht sehr häufig gefangen wird.

Dies ist der Narwal, Monodon Monoceros. Er ist lange unter dem Namen des Meereinhorns bekannt, und von ihm kommen die oft 18 Fuß langen, geraden, gewundenen Zähne, dem Elfenbein gleich, vormals eine theure Seltenheit der Sammlungen. Bei dem

jungen Thiere findet man zwei solcher Zähne; äußerst selten bei älteren. Der Narwal erreicht zuweilen die Größe von 60 Fuß, säugt, wie die übrigen Wallfische, seine Jungen, und hat oben auf dem Kopfe ein doppelröhriges Blasloch. Er wird sowohl wegen des Fleisches (Thran) als wegen des Elfenbeins gejagt. O. Fabricius erwähnt einer zweiten viel seltneren Art unter dem Namen Monodon spurius, mit kleineren Zähnen, dessen Fleisch wegen der heftig abführenden Eigenschaft von den Grönländern sorgfältig vermieden wird.

Dies sind die Thierarten, welche den Wallfischjägern zum Hauptgegenstande dienen. Unbedeutender sind die Robben oder Seehunde; sie verdienen indeß nachher einer besondern Anzeige.

Der Wallfischfang selbst geschieht kürzlich auf folgende Weise:

Die zu dem Wallfischfang bräuchbaren Schiffe sind gewöhnlich von 200 Lasten, und halten gewöhnlich bis gegen 110 oder 118 Fuß; sie sind wegen des Eises sehr stark gebauet, vorn bis zu dem Fockmast mit starkem Eichenholz und Eisen versehen. Ein solches Schiff führt 6 bis 7 Schaluppen (Böte) von einigen zwanzig Fuß Länge; ferner 500 große Speckfässer; Proviant für einige 40 Mann auf 6 Monat, viele sehr lange Taue, Harpunen, Lanzen, Speckmesser, außer den gewöhnlichen Bedürfnissen der Equipage. In Holland kostet ein so ausgerüstetes Schiff 40 bis 50 tausend Gulden.

Unter der Schiffsmannschaft befinden sich außer dem Capitain oder Commandeur sechs Officiere, nämlich der Steuermann, der Speckschneider nebst seinem Gehülfen und drei Harpunirer. Diese sechs Officiere stehen nicht wie die übrigen Matrosen bloß in monatlicher Löhnung zu 20 Gulden, sondern um ihnen den Fang selbst desto angelegener zu machen, erhalten sie außer den Handgeldern eine gewisse Belohnung für jeden Fisch und für jede Tonne Thran.

Die Abfahrt der Schiffe geschieht gewöhnlich im April; wenn sie anders nicht zugleich auf das Robbenfangen ausgehen, denn in diesem Fall müssen sie sechs Wochen früher auslaufen. Das westliche Spitzbergen, Grönland, die Davisstraße werden vom 70sten bis zum 80sten und höheren Graden, wegen der erwähnten Eisfelder und treibenden Eisblöcke, unter tausend Gefahren besucht.

Gewöhnlich wird das Schiff an ein großes Eisfeld gerade da vor Anker gelegt, wo man darinnen eine Oefnung findet. Diese entdeckt der kundige Schiffer dadurch, daß er auf jenen weißen Schimmer merkt *), welcher das Blinken des Eises genannt wird. Da, wo nämlich eine Oefnung das Eisfeld unterbricht, zeiget sich dieser Schimmer auch selbst unterbrochen. Findet man

*) M. s. hievon S. 4.

hier auch zugleich das Wasser von den Insekten und dem Gewürm, welches den Wallfischen zur Nahrung dient, trübe oder grünlich, dann hat man Hofnung zu einem guten Fang.

Nun werden einige Schaluppen ausgesetzt, man nennt sie Brandwachen, welche zu jeder Stunde, denn dort ist alsdann daurender Tag, auflauren, ob irgendwo ein Wallfisch sich durch sein Blasen entdecken läßt.

Kaum entdeckt die Schaluppe einen Wallfisch oder hört sein Athmen, so ruft die Mannschaft den übrigen zum Zeichen Fall, Fall, und sucht mit möglichster Vorsicht und Stille sich dem scheuen, furchtsamen Thiere zu nähern. Dies erleichtert aber der breite Kopf, da der Wallfisch nur seitwärts am bequemsten sieht; auch darf man es aus ähnlicher Ursache von hinten wagen.

Ist man etwa bis auf 3 Klafter hinangerudert, dann unternimmt der Harpunier den Angriff.

Die Harpun selbst ist starkes, elastisches Eisen (Stahl) von etwa $2\frac{1}{4}$ Fuß, vorne pfeilförmig zugespitzt und mit zwei schneidenden Seiten, welche Widerhaken bilden, versehen. Der Stahl paßt dann in einen hölzernen Schaft von 6 Fuß Länge. An dem Harpun ist ein weißer, geschmeidiger, zäher Strick, von dem besten Hanf, befestiget, an diesen sogenannten Vorläufer aber werden die langen getheerten Taue geknüpft. Gewöhnlich hat die Schaluppe 7, auch wohl mehrere, jedes von 120 Klaftern.

Der Harpunier wirft nun den Harpun in das Thier. Ist die Schwarte durchbohrt, dann gleitet der Harpun leicht in das weiche Fett hinein, und tiefer als die Speckhaut dringt selten das Eisen; daher ist der Harpun dem Wallfische eigentlich nicht tödtlich. Allein das gereizte Thier erschrickt, thut einen mächtigen, zuweilen der Schaluppe gefährlichen Schlag mit dem Schwanze, und eilt sodann in die Tiefe oder unter das Eis.

Vormals hielt man die Lage des Harpuniers für besonders gefährlich; die Erfahrung hat aber das Gegentheil gelehrt. Indeß giebt es zuweilen kritische Fälle. Folgenden erzählt Zorgdrager: Ein Wallfisch, der von einem Harpunier angeschossen war, tauchte unter. Während der Zeit machte sich der Harpunier der zweiten Schaluppe fertig, das Thier, sobald es sich wieder zeigte, gleichfalls zu harpunieren. Der Wallfisch kam so nahe bei der Schaluppe wieder hervor, daß diese dadurch einen sehr starken Stoß erhielt, und daß der vorne stehende Harpunier, statt sein Harpun abzuschießen, selbst auf den Fisch geworfen ward. Er hielt sich jetzt an dem ersten Harpun darauf fest, und da das Seil (der Vorläufer) sich um seine Beine geschlagen hatte, war er nicht im Stande, von dem Fische herab zu springen. Er sahe sich gezwungen, auf dem Wallfische reitend, dem schnell eilenden Thiere zu folgen, als glücklicherweise der erste Harpun ausriß. Er fiel dann in das Meer herab und ward durch die nacheilenden Schaluppen gerettet.

Sobald der verwundete Wallfisch sich in die Tiefe senkt oder unter das Eis flüchtet, müssen die Linienschiesser genau auf das schnelleste Nachfolgen der Taue oder Linien Acht haben. Die Heftigkeit, mit welcher der Wallfisch dahin fährt, macht es nothwendig, sie, um Brand zu verhüten, stets mit Wasser zu begießen, denn oft sind in wenigen Augenblicken viele hundert Klafter abgelaufen. Zuweilen stürzt sich der Wallfisch mit solcher Wuth gerade hinab gegen den Grund des Meeres, daß er, tödtlich verwundet, sogleich dadurch umkommt, und dann bald todt obenauf schwimmt.

Gewöhnlich sieht man ihn nach einiger Zeit unter dem heftigsten Blasen wieder hervorkommen. Vom Schrecken und schnellen Forteilen erhitzt, stößt er dann oftmals mit dem Athem Blut aus dem Luftloche. Die erste Schaluppe hat während der Zeit zum Zeichen ihres Glücks und ihres Eigenthumsrechts an dem Fische eine Flagge aufgesteckt. Die übrigen eilen ihr auf dieses Zeichen zu Hülfe, und kaum läßt sich das verwundete Thier von neuem blicken, so sucht man ihm schon eine zweite Harpune beizubringen. Dann taucht es von neuem unter, ist aber gezwungen, bald wieder hervor zu kommen und sich neuen Harpunen auszusetzen. Geht aber der Wallfisch unter die großen Eisfelder, dann ist er oftmals verlohren, und man muß die Taue kappen. Zeigt er sich hingegen ermüdet, und schwimmt ruhiger auf der Oberfläche, so nahen sich in diesem Zustande zwei Scha-

luppen, um ihn zu tödten. Man stößt ihm in der Absicht 12 Fuß lange Lanzen, wo möglich hinter den Flossen oder Finnen, vorwärts ins Herz und Lunge hinein. Jetzt äußert sich die ganze Kraft des ungeheuren Thiers; mit dem Schwanze und mit den Flossen schlägt er wüthend um sich. Wehe der Schaluppe, welche ihm sodann nicht geschickt auszuweichen versteht. Auch ereignen sich hauptsächlich in dieser Lage zuweilen traurige Scenen.

Der Wallfisch treibt jetzt mit dem Athem Strahlen von Blut in die Höhe, stirbt aber gewöhnlich bald darauf.

Im Fall daß zwei verschiedene Schiffe ihn harpunirt haben, so gehört er beiden; kömmt er aber mit einem gekapten Harpun, und wird nachmals beim Wiederhervorkommen von einem andern Schiffe harpunirt und gefangen, so bleibt das Recht ausschließlich dem letzteren.

Der todte Fisch wird dann durch die Schaluppen an das Schiff gerudert. Die Speckschneider treten mit großen Stiefeln, unten mit langen Stacheln beschlagen, um das Herabglitschen zu verhüten, auf den Fisch. Sie flenzen, zerschneiden, den Fisch vermittelst sehr großer Messer. Das anderthalb Fuß dicke Speck wird in grossen Stücken abgelöset auf das Schiff gewunden, dort in kleinere Stücke zerschnitten und in die leeren Fässer gepackt. Die Barden werden zum Fischbein ausgelöset und selbst die Knochen der Kinnladen, da sie noch etwas Thran enthalten, auch als Pfähle sehr dauerhaft sind.

werden mitgenommen. Der übrige ungeheure Körper fällt dann den Haien, den Malleunken (Procellaria Glacialis) und den weißen Bären zur Beute.

Der Speck wird zu den Thransiedereien geführt. Ehemals hatten die Holländer ihre Thranbrennereien auf Spitzbergen; allein jetzt sieden sie den Thran, so wie die meisten europäischen Nationen, in ihrem eigenen Vaterlande. Einige wenige Franzosen und die Basques haben nur die Gewohnheit, gleich auf den Schiffen selbst durch eigene dazu erbauete Oefen den Spek auszukochen. Ein Einwohner eines kleinen Orts Cibourre, Namens Sipote, soll dergleichen Oefen angegeben haben. Die Kühnheit dieser, wegen Feuersgefahr, gefährlichen Methode wird dann freilich durch beträchtlichen Gewinn belohnt. Zu dem ganzen Geschäfte des Thransiedens ist nur ein großer kupferner Kessel erforderlich, worin das Feuer den Thran ausstedet, und mehrere Abklärungs- oder Läuterungsgefäße, in welche er vermittelst eigener Rinnen hinabläuft, über dem letzten, welches einen Theil Wasser enthält, findet sich ein eigener Durchschlag, der alle gröbere Theile zurückhält.

Ein ansehnlicher Wallfisch giebt 70 bis 100 Quartelen Speck. Hundert Quartelen Speck geben, nach einigen, gegen 90 Quartelen Thran; genauer gerechnet geht wohl $\frac{1}{3}$ verlohren. Ein Quartel beträgt 60 bis 64 Gallonen (engl.) jede zu 4 Pinten Pariser Maaß.

Dem ersten Verhältnisse zufolge gäbe ein großer Wallfisch von 100 Quartelen Speck etwa 68 Quartelen Thran, oder zu 36 Fl. gerechnet für 2208 Fl.

Indeß darf man nur auf Fische rechnen, welche etwa 40 bis 45 Quartelen geben.

Der Thran ist aber stets der Hauptwerth des Wallfisches, da die Barden etwa $\frac{1}{3}$ des Werths vom Thrane betragen. Der Preis des gerissenen Fischbeins ist je nach der Länge verschieden. 100 Pfund von 3 bis 4 Viertel Länge wurden 1781 bezahlt mit 90 bis 96 Gulden, von 7 : 8 Viertel Länge mit 128 Gulden, von 9 : 10 Viertel Länge mit 136 Gulden.

Fische von 1000 Rthlr. an Werth sind daher schon beträchtlich; doch rechnen andere die größten Fische auf 8000 holl. Gulden.

Folgende Berechnung, welche uns Hr. Niemann geliefert hat, wird den Werth dieser Fischerei im Ganzen übersehen lassen.

Vierzig holl. Schiffe von 125 bis 160 Last kosten im Durchschnitt jedes .	19000	Rthl.
also zusammen .	760000	Rthl.
Die jährlichen Kosten:		
Anschaffung der Tonnen und übrigen Geräthe u. s. w.	26264	Rthl.
Packhausmiethe, Steinkohlen, überhaupt Unkosten zum Thran . . .	19000	—
Ein Schiff rechnet man jährl. verlohren	19000	—
Dafür ein neues	19000	—
Summa	83264	Rthl.

In 12 Jahren hatten diese 40 Schiffe jährl. im Durchschnitt geliefert 9800 Quartelen Speck; in allen hieraus in Gelde (an Thran, die Tonne Thran zu 14 Rthl. 2 Sch.) . . . 292552 Rthl.

Gewinn an Barden (Fischbein) ($\frac{1}{3}$ des Werths des Thrans) . . . 97517 —

Summa 390069 Rthl.

Hievon jene jährl. Ausgabe 83264 —

Bleibt als jährl. Zinsen des ersten Kapitals von 760000 Rthl. 306805 Rthl.

Selbst mit Hinweglassung des Werths der Barden blieben dennoch 209288 Rthl. als die Ausbeute, welche das Kapital von 760000 Rthl. jährlich abgeworfen. Indeß scheint dies alles noch bei weitem zu glücklich, da man weiß, wie große Prämien jetzt zur Aufmunterung des so beträchtlich gesunkenen Wallfischfanges gesetzt werden. Besonders waren die letzten 20 Jahre sehr unglücklich.

Die Summe der Kaufleute von sechs verschiedenen Ländern gehörigen, im Jahre 1794, ausgelaufenen Schiffe, nebst ihrem Fange, giebt Hr. Niemann, nach den Altonaer Addr. Komt. Nachrichten, an:

1) Holländische Schiffe	55,	gefang. Fische	99 $\frac{1}{2}$
2) Hamburger	26,		27 $\frac{1}{2}$
3) Bremer	6,		13
4) Hannöversche	2,		3
5) Altonaer	8,		14
6) Glückstädter	12,		2 $\frac{1}{2}$
	109,		159 $\frac{1}{2}$

Der stärkste Handel ist jetzt in den Händen der Engländer, auch zahlt die Regierung dort 30 Schilling, also etwa 9 Rthl. Prämie für jede Tonne (Schiffl.)

Sprengel rechnet 240 Schiffe für England und Schottland, obgleich diese Zahl in einzelnen Jahren sogar 284 betrug; sie beschäftigen 10000 Matrosen.

Hierunter sind oftmals über 50 Schiffe, die im grossen Südmeere auf den Fang ausgehen. Dieses seit kurzem deshalb so stark besuchte Meer liefert sehr reichliche Ausbeute. So fing im Jahre 1789 ein einziger Capitain die erstaunliche Anzahl von 27 Wallfischen außer 870 Seehunden *).

Zu Anfange der französischen Revolution sandte Frankreich, nach Arnoulds Angabe, 15 Schiffe zum Wallfischfange nach Grönland und Brasilien.

In Brasilien haben aber die Portugiesen seit langer Zeit eine solche Fischerei. Eine besondere Compagnie zahlte dafür der Krone, dem Raynal zufolge, 80000 Thaler, Angelo sagt 50000 Kronen.

Von außer-europäischen Nationen haben wohl keine zu diesem Fange eine so bequeme Lage, als die Nordamerikaner. Besonders sind die Einwohner von der Insel Nantucket hierin so berühmt, daß unter Ludwig XVI.

---

*) Ueber die Wichtigkeit des Wallfischfanges im Südmeere; s. m. Zimmermann geogr. Annalen, S. 469.

mehrere Wallfischfänger von dorther durch ansehnliche Vortheile bestimmt wurden, sich, zu dieser Absicht, in Dünkirchen anzusiedeln. Zwar hatte dieser Erwerbszweig der vereinten Staaten seit der Revolution beträchtlich verlohren, besonders durch die hohe Auflage, welche England auf den fremden Thran gelegt hat. Indeß gewann Neu-England, vermittelst einiger 90 Schiffe, dennoch 1,119287 Dollars. Hierunter waren fast für 28000 D. an Wallrathlichtern, also an Werth ein sehr bedeutender Artikel, der überhaupt eher zu als abnehmen wird.

Obigen Angaben zufolge darf man also die gesamte Zahl der zu dem Wallfischfange ausgesandten Schiffe wohl auf mehr als 470, ja vielleicht 480 setzen, ohne die unbekannte Zahl der Portugiesen in Anschlag zu bringen. Und wenn England auf seine 240 Schiffe 10000 Matrosen rechnet, so stiege diese Zahl durch die der übrigen sicher über 20000 Seeleute, jedes nur zu einigen 40 Mann gerechnet. Diese 20000 Menschen beleben vom April bis zum September größtentheils die Eisfelder gegen den Nordpol.

Ein Kapital von mehr als 18 Millionen Thaler wird dadurch sicher in Umlauf gesetzt und viele hundert tausend Menschen werden dadurch ernährt. Denn der Thran dient den Lederbereitern, Lohgerbern, Weißgerbern und Corduanmachern; ferner die Hefen den Seifensiedern; in ungeheurer Menge wird er aber als Brennmaterial zur nächtlichen Erleuchtung verbraucht, und

sogar der Unrath der großen Wallfische dient zum Rothfärben.

Die Wallfischfischerei soll, einigen Nachrichten zufolge, von den Basques zuerst unternommen seyn, nämlich von den Bewohnern des sogenannten französischen Biscaja. Dies ist der Landstrich, welcher das Ländchen Labour (jetzt Depart. des Basses Pyrenees) enthält, worin Bayonne, St.-Jean de Luz und auch Sibourre liegt. Die berühmten Landes grenzen hieran, und hier findet sich auch Cap Breton. Die Bewohner dieser zum Theil sehr öden Gegend waren von jeher als sehr thätige, kühne Menschen berühmt. Mehrere große Wallfische, welche sich zur Winterzeit bei ihnen einfanden, veranlaßten sie nicht nur zu dem Fange an ihren eigenen Küsten, sondern sie sollen sie veranlaßt haben, zur Aufspürung des eigentlichen Sitzes dieser Thiere, ihnen in das Nordmeer zu folgen. Dort sollen sie schon 100 Jahr vor Columbus einen Theil der Küste von Nordamerika entdeckt und nach ihrem Vaterlande, Cap Breton, benannt haben. Mag auch diese Sage zu weit gehen, so viel ist indeß ausgemacht, daß schon zu Anfange des 16ten Jahrhunderts die Basquen den Wallfischfang mit dem glücklichsten Erfolge betrieben haben, und daß die Einwohner von St. Jean de Luz, Bayonne und Sibourre in der Mitte eben desselben Jahrhunderts mehr als 50 Schiffe dazu ausrüsteten.

Als nachmals die Holländer alles aufboten, sich auch dieses Handelszweiges zu bemächtigen, suchten sie mit vielem Gelde Basquische Harpunierer zu ihrem Wallfischfange auf.

Es bildete sich (1614), wie damals überhaupt, deshalb eine eigene Compagnie, unter dem Namen der Nordischen Compagnie, welche sich aber 1645 wieder trennete. Als dieser Erwerbszweig auf diese Weise frei gegeben war, so erreichte die holländische Wallfischfischerei eine solche Höhe, daß sie zu Ende des 17ten Jahrhunderts gegen drittehalb hundert Schiffe dazu ausrüsteten. Ja im Jahre 1701 fingen sie 2073 Fische, welche 67317 Fässer Speck gaben. Innerhalb 46 Jahren hatten sie 32908 Wallfische gefangen. Hierdurch waren 84 Millionen Thaler gewonnen, ohne die Ernährung der dabei beschäftigten großen Menschenzahl in Rechnung zu bringen.

Dieses Glück dauerte indeß nicht sehr lange. England fing besonders seit 1724 durch eine eigne Südsee-Compagnie an, sich zum Nebenbuhler aufzuwerfen. Und wenn gleich diese Gesellschaft sich gleichfalls Verlusts wegen zerschlug, so munterte dennoch die englische Regierung durch bedeutende Prämien auf. Auf diese Weise und durch die schwere Auflage von 15 Pf. St. 5 Sch. auf jede Tonne fremden Thran, hat sich jetzt England auch in diesem großen Handelszweige zum Meister gemacht. Denn 1788 liefen 248 Schiffe zu diesem Fange aus; also mehr als Holland je ausgerüstet hatte.

Die Verhältnisse der Schiffe der übrigen Nationen sind bereits oben erwähnt worden.

2) Die Robben.

Keinen unbedeutenden Zusatz zu dem Werthe dieser Fischerei geben die Robben oder Seehunde.

Es sind mehr als fünf Arten, worauf man, weil sie besonders einträglich sind, Jagd macht. Die bedeutendsten hievon sind:

1) Die Bären-Robbe (Phoca Ursina L.)
2) Der gehaubte Seelöwe (Ph. cristata.)
3) Die grönländische Robbe (Ph. grönlandica.)
4) Die große Robbe (Ph. barbata.)
5) Der gemeine Seehund Ph vitulina.)

Diese Thiere gehören dem Instinkte nach zu den gescheutesten Quadrupeden, und man weiß durch Versuche, daß sie fast gleich dem Hunde keines geringen Grades der Zähmung fähig sind.

Der Europäer erschlägt sie gewöhnlich auf dem Eise, der Grönländer bedient sich außer obiger Methode hingegen noch eines eigenen Wurfspießes, an welchem eine große Blase befestigt ist. Hiemit verfolgt ein einzelner Mann in dem Umanak (Männerboot) eingeschnürt die schnellen, schlauen Thiere mit dem glücklichsten Erfolg. Auch schlagen die Grönländer Oefnungen in das Eis, ahmen die Stimmen von einigen dieser Arten auf das

geschickteste nach und locken den Seehund zu der Oefnung, die er ohnehin, um Athem zu schöpfen, gerne besucht, wo er aber alsdann durch den Wurfspieß oder den Schlag eines starken Eisens seinen Tod findet.

In Schweden fängt man sie überdies in eigenen starken Netzen, auch werden sie mit Kugeln erschossen.

Die Robben geben aber, außer einer beträchtlichen Quantität Thran, ein sehr brauchbares Fell. Von einem großen fetten Seehunde erhält man einen Quarteel Thran. Dieser hat nicht allein den Nutzen des Wallfischthrans, sondern er wird auch zur Seife und zur Bereitung der Juchten benutzt. Das Fell des Seehundes wird zu Kofferüberzügen u. dgl. gebraucht; in China bebrämt man auch die Mützen und Kleider mit den feinen Seehundsfellen, welche von Rußland eingehandelt werden. Nach Olaffens Angabe bezahlt man für 10 Pfund einer gut bereiteten Seehundshaut einen Thaler dänisch.

Endlich verdient hier das Wallroß (Trichechus Rosmarus dentibus laniarus superioribus exsertis L.) noch einer besonderen Erwähnung. So viel Aehnlichkeit dieses oft achtzehn Fuß große Seethier mit den Robben auch hat, so unterscheidet es sich dennoch sehr davon. Es hat nämlich große Schneidezähne. Diese ragen bei einer nach unten gerichteten bogenförmigen Krümmung oft 20 Zoll aus der Kinnlade hervor, haben 8 im Umfange, und übertreffen an Festigkeit und Feinheit des Gewebes das Elfenbein; auch genießt es nicht so sehr

wie die Robben thierische Nahrung. Zwar nährt es sich häufig von Schalthieren, welche es mit den großen Hauzähnen von den Felsen und dem Meergrunde losreißt, allein es frißt zugleich den Seetang in großer Menge.

Diese starken Thiere werden mit eigenen Harpunen erlegt. Clarke ließ sie bei seiner Weltumsegelung mit Kugeln erschießen. Man trifft sie gewöhnlich in großen Gesellschaften an. Der Angriff auf sie ist gefährlich. Sie gehen brüllend auf die Schaluppen los, schlagen ihre starken Hauzähne hinein und verwunden nicht nur oft die Menschen, sondern werfen selbst das Fahrzeug um.

Man erhält oft eine Tonne Thran von einem einzigen Wallrosse; die Zähne werden pfundweise so theuer bezahlt als Elfenbein, von den kleinen galt das Pfund etwa 3, von den größern 5 und mehr Gulden. Die Haut, welche oft 400 Pund wiegt, liefert treffliches Riemenwerk. Zorgdrager schlug bereits zu seiner Zeit (1720) den Betrag eines gewöhnlichen Thieres zu 36 Gulden an, dieser Preis konnte aber schon damals auf 70 Gulden steigen; wie viel höher seit 80 Jahren, da der Verbrauch seiner Produkte so erstaunlich gewachsen ist!

An diesen Thierarten, und wahrscheinlich an mehreren Seethieren, hat dann die Natur ihre Weisheit auf eine uns bis dahin nicht genau bekannte Art durch eine treffliche Vorrichtung abermals geoffenbart.

Man wußte bereits, und neuerlich hat Herr Albers dies genauer bestimmt, daß das Wallroß die besondere

Einrichtung hat, den Augapfel tief in den Kopf zurück zu ziehen. Dem philosophischen Messer des Hofr. Blumenbachs verdankt man es aber, diese Entdeckung bei den Seehunden zuerst in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. Er zeigte nämlich, daß die Natur diese Thiere mit ausserordentlich starken Augenmuskeln ausgerüstet hat. Vermöge der Kraft derselben können sie den Augapfel zurückbringen, wodurch sie dann dessen Hintergrund etwas flächer machen, und also der Cristallinse nähern. Läßt hingegen dieser Druck wiederum nach, so nimmt diese Entfernung von neuem zu. Auf die Weise wird das Auge geschickt, je nachdem die von einander so sehr verschiedene Dichtigkeiten des Wassers und der Luft und hiernach ihre verschiedene Brechbarkeit es erfordert, in beiden Flüssigkeiten gleich scharf zu sehen. Die durchsichtige Hornhaut ist hier nämlich dünne und nachgebend, die weiße harte Haut hingegen im Hintergrunde, und da, wo sie an die Hornhaut antritt, dick und knorpelartig, ihr mittlerer Gürtel aber dünne und geschmeidig. Daher erlaubt sie diese Veränderung der Axe, und nun sieht das Thier, gerade als wie bei einer aus- und einzuschiebenden Lorgnette, bald weit, bald fern, je nachdem die Lichtbrechung des umgebenden Wassers, oder der Luft es erfordern. Freilich hat das Auge des Menschen und anderer Thiere diese Eigenschaft in einem geringern Grade, um für weite oder nahe Gegenstände zu dienen. Allein wie weise ward nicht hier diese Fähigkeit so sehr durch die Nachgiebig-

keit der harten Hornhaut (Sclerotica) erhöhet! Wie herrlich, wie berechnet treffen in jedem Gebiethe der Schöpfung, in den Tiefen des Meeres und den Höhen der Atmosphäre Mittel und Zweck mit einander zusammen!

So wichtig nun auch die Vortheile waren, welche der Handelsgeist der Europäer aus den hier angezeigten Seethieren zu ziehen weiß, so gewähren sie indeß einen noch weit bedeutenderen Vortheil für das Menschengeschlecht.

Diese großen und kleinern Seethiere ernähren, kleiden, erhalten und erleuchten nämlich die Bewohner der Eiszone.

Die meisten dieser Thiere dienen, wie schon zuvor bemerkt worden, den Grönländern, Esquimaux, zur Nahrung; auch selbst der thranigte Wallfisch wird theilweise auf Island verspeiset. Die Sehnen seines Fleisches verbraucht der Grönländer zum Nähen, und aus den dünnen Streifen seiner Bauch macht er Stricke zum Fischfange. Einige Völker, z. B. die Koräken und Kamtschadalen gerben die Haut zu allerlei Lederarbeit, besonders zu Schuhsolen.

Das Fleisch und das Oel der Seehunde und ein Theil des Wallrosses sind aber eine der Hauptnahrungen der Polarmenschen. Der Grönländer verdankt diesen Thieren großentheils seine ganze Kleidung, ja sogar die Bedeckung seiner Hütte, seines Gezelts und seines Fahrzeugs. Auch verfertigt er aus den zusammengenäheten Gedärmen Seegel, Vorhänge und sogar Fenster und Hemden. Die Esquimaux bedienen sich zu den letzteren der zubereiteten

Harnblasen des Thieres. Die harten Knochen werden statt des Eisens in Werkzeuge verwandelt, die Sehnen in Zwirn. Das stärkere Wallroßfell liefert den Koräken und Eleutoren selbst Netze zum Fang kleinerer Wallfische. Die Zähne, Harpunen für die Esquimaux, und die meisten Theile des Fleisches und der Eingeweide werden von mehreren Nationen gegessen.

3) Der Stockfischfang.

Hier haben wir denn das zweite Hauptprodukt des nordwestlichen Oceans. Zwar bewohnt der Kabeljau (Gadus morhua L.) das atlantische Meer fast überall. Bereits vom 44 bis zum 6 oder 67sten Grade der Breite, und man fängt ihn daher an den Küsten von Norwegen, auf der Doggersbank zwischen Holland und England, an den Orkaden, Feroe-Inseln und Island; allein in einer so unüberschwenglichen Anzahl biethen sie sich dem Menschen nirgend als vorzugsweise auf der großen Stockfischbank von Neuland.

Die Bank, wenige Meilen unweit Terre neuve vielleicht ein von dem gegenüberliegenden Nordamerika zusammengeschwemmtes Sandgebürge des Meeres, erstreckt sich von Süden nach Norden, einigen ältern Karten zufolge, (besonders nach der Karte im American Atlas) von $40\frac{3}{4}$ Grad der Br. bis über 51. Sie ist nach dieser Angabe auf 180 Seemeilen lang, und in der Mitte ge-

gen 60 breit. Sähe man sie nur als ein Dreieck an, so betrüge ihre Oberfläche auf 5400 solcher Quadr. Meilen. Neuere Karten verkürzen sie im Norden beträchtlich; auch erscheint ihre Figur darauf nicht wie ein Dreieck völlig so spitz zulaufend. Wahrscheinlich ist es daher wohl, daß dieser Sandberg des Meeres, wie die meisten ähnlichen, veränderlich ist. Auch trift dies in Rücksicht ihrer Tiefe, oder vielmehr Höhe unter dem Meere zu. Sie verändert sich an mehreren Orten. Die Fadentiefe auf der Bank selbst ist sehr verschieden, sie steigt von 20 bis 50. Ausser der Bank, an ihren Gränzen hingegen, von 60 bis gegen 90. Die dortige Witterung ist selten angenehm. Die Bank ist gewöhnlich mit Nebel bedeckt und der Himmel stürmisch.

Ueberdies giebt es noch eine Reihe kleinerer Sandbänke von Neu-Schottland hinauf bis gegen Neuland gelegen, welche gleichfalls, theils mehr, theils weniger für diese Fischerei einträglich sind, z. B. Browns-Bank, Myladys Mole, Pourpoise Bank, Banquereau, Grän und Whale Bank; so wie jenseits (ostwärts) der großen Bank, Jacquet Bank und Flemish Bank. Stets bleibt indeß die Hauptfischerei auf der großen Bank. Diese Fischerei, wenn gleich England als jetziger Herr von Terre neuve den größten Antheil daran hat, ist doch nicht allen übrigen Nationen versagt. Besonders Frankreich und die vereinigten Staaten von Nordamerika nehmen Theil daran.

Ehe der Werth dieser Fischerei für diese drei Nationen angegeben wird, ist es wohl nicht unnütz, den Fisch und dessen Fang etwas kennen zu lernen.

Der Kabeljau (La Morue; Common Cod.) gehört unter den Halsflossen (Jugulares) von dem Geschlechte der Weich-, nach andern, Schellfische (Gadus), zu denen, welche drei Rückenflossen und Bartfäden am Munde haben. Er unterscheidet sich von den übrigen dieser Familien besonders durch seine größern Schuppen, daher ihn auch Linne hiernach bezeichnet hat. (Gadus Morhua cauda aequalis squamis majoribus L.) Er ist selten über drei Fuß groß und wiegt zwischen 14 bis 20 Pfund. Er ist ein sehr räuberischer Fisch, der eine sehr weite Oefnung des Mundes und eine sehr schnelle Verdauungskraft besitzt, und sich besonders von Krebsen, Dintefischen, Heringen u. dgl. ernährt. Seine Farbe, grau mit gelblichen Flecken am Bauche weiß, fällt bei jungen Thieren, so lange sie sich am Felsengrunde aufhalten, am Bauche röthlich mit orangegelben Flecken.

Die Laichzeit ist nach dem Alter, nach dem mehr oder weniger kalten Orte des Aufenthalts und nach der Witterung verschieden. Um England erscheinen sie zum Laichen bereits im Januar; um Island im Februar; auf der großen Bank von Neuland aber nur erst im April. Die Eier setzen sie in dem rauhen Boden zwischen das Gestein. Nach Absetzung des Laiches fallen sie mit großer Heftigkeit auf den Köder am Angel. Vor dieser Zeit

reizt sie aber der Fraß nicht, allein ihr Geschlechtstrieb ist dann so heftig, daß sie sich leicht in Netzen fangen lassen. Diese letztere Art des Fanges ist besonders, nebst dem Angeln, in Norwegen gebräuchlich.

Die große Fischerei auf der Bank von Neuland geschieht von den Engländern auf folgende Weise. Eine Schaluppe 40 Fuß lang hält 4 Ruder. Drei davon finden sich an einer Seite, das 4te weit größere, auf der entgegengesetzten, hält den übrigen gleichsam das Gleichgewicht.

Jeder der vier Männer hat zwei Linien, an jeder derselben sind 2 Angeln, Fischhaken; also zusammen 16, mit welchen beständig fortgefischt wird. Fünf bis zehn Centner Fische sind ein guter Fang auf den Tag, obgleich für mehrere Platz vorhanden ist, auch oftmals mehr gefangen werden. Zwei Centner bezahlen die Reise.

Den Köder geben verschiedene Arten kleiner Fische, z. B. Heringe, Capeläne, (Salmo arcticus) Sandaale, junge Kabeljaue. Die Engländer halten eigene Fischerboote, um die hierzu brauchbaren Fische zu fangen. Im Fall der Noth gebraucht man auch gesalzene Fische, doch wäscht man sie zuvor. Auch bedient man sich wohl zum Köder dort gefangener Seevögel. Ist der Fang schlecht, dann sieht man sich gezwungen, oft einige frische Kabeljaue selbst hierzu aufzuopfern, da der Fisch auf frisches Fleisch begierig ist.

Die gefangenen Fische bringt man sofort zu dem Fischhause. Es ist etwas über die See hinragend errichtet, um das Unbrauchbare sogleich in das Meer fallen zu lassen und den Böten das Ausladen zu erleichtern.

Ein eigener Tisch mit einer geschärften Kante ist dicht an das Wasser gestellt. Ein Knabe nimmt hierauf die Fische einzeln aus und reicht sie sodann dem Köpfer. Dieser sondert durch einen Druck gegen die Schärfe des Tisches die Köpfe ab, und diese fallen, so wie die Eingeweide, ins Meer. Das Amt des Köpfers ist es aber auch, die Leber in ein besonderes Gefäß zu werfen; denn die Leber giebt ein dem Wallfischthran weit vorzuziehendes Oel für die Gerbereien.

Der Köpfer schiebt sodann den Fisch dem gegenüberstehenden Spalter zu; dieser reißt ihn vom Kopf bis zum Schwanze auf, nimmt den größten Theil des Rückgrades heraus, und schiebt ihn in die Handgelte, welche, sobald sie angefüllt ist, nach dem Einsalzhause abgeführt wird.

In dem Einsalzhause legt man die Fische über einander, und zwischen jede Lage einer Schichte eine Lage Salz. So bleiben sie liegen, bis das Salz sich eingezogen hat. Dann werden sie durch eine Flöße zum Abwaschen abgeführt, und hierauf wird die letzte Arbeit, das Trocknen mit ihnen vorgenommen. Dies geschieht an aufrecht stehanden Pfählen von Weiden, die mit der offnen Seite gegen die Sonne gestellt sind, und zur Nacht,

zeit werden sie in Haufen gelegt, die Rücken nach oben gekehrt. Nach etwa 8 Tagen sind sie bei guter Witterung trocken. Man läßt sie dann in große Haufen von 8 bis 10 Centner gelegt, noch 4 Tage schwitzen und bedeckt sie bis zum Verschiffen mit Segeltuch. Der größte Absatz ist in den katholischen Ländern am mittelländischen Meere.

Der schätzbare Thran aus der Leber (Train Oil genannt, zum Unterschiede von dem Thran des Wallfisches oder Seehundes Fat Oil) wird dadurch erhalten, daß man die Lebern in Fässer legt, welche unten mit einer Oefnung und mit darüber gelegten Hürden von Reißholz versehen sind. Der Sonne ausgesetzt sondert sich der Thran von den faulenden Lebern und fließt durch jene Oefnung in eigene Bütten.

In wie fern die übrigen Nationen in Ansehung der Behandlungsart der Stockfische von der hier beschriebenen abweichen, würde uns zu weit führen. Nur einiges davon mag den Angaben von dem Werthe dieser Fischerei vorangehen.

Die Norweger nennen den mit französischem Salze auf ähnliche Weise zugerichteten in Tonnen geschlagenen Stockfisch, Laberdan; derjenige hingegen, welcher auf Klippen getrocknet ist, heißt Klippfisch. Die großen werden gespalten, damit das Salz besser durchdringen könne, die kleinern aber nur am Bauche aufgeritzt. Die erstern heißen dann Plattfische, die kleinern Rundfische. An Stangen gedörret nennt man diese Rothfische.

Englands Stockfischfischerei beschäftigt über 15000 Matrosen und beträgt über Eine Million Pfund Sterl.

Die Franzosen haben bekanntlich gleichfalls das Recht, auf der großen Bank von Neuland zu fischen. Kurz vor Ausbruch der Revolution betrug nach Arnoulds Angabe ihre Fischerei 15 Millionen 731000 Livr.

Holland sandte seit 1787 jährlich 50 bis 60 Schiffe zum Stockfischfang vorzüglich nach Island.

Dännemarks Stockfischfang ist ebenfalls nicht unbedeutend. Nach dem Zeugniß des Pontoppidans liefert Norwegen an Kabeljau (dort Dorsch genannt) von mehreren Arten, unter dem Namen von Rothscher, Klippfisch und Rundfisch jährlich oft über 300000 Vaager, den Vaager zu 36 Pfund. Im Jahre 1750 betrug der Fang 317834 Vaager oder 342960 Rthl. am Werth. Für die neuern Zeiten werden (1790) 65007 Schiffpfund Klippfisch und 4769 Schiffpfund gesalzene Dorsche angegeben.

Von außer europäischen Nationen kann auch von dieser Fischerei in Ansehung ihrer Lage keine so große Vortheile erwarten, als die nördlichen Freistaaten von Amerika. Zwar war der Gewinn der Amerikaner vor der Trennung vom Mutterlande viel bedeutender als jetzt; indeß hat sich diese Fischerei gegen das Ende des letzten Jahrhunderts doch von neuem zu einer beträchtlichen Höhe gehoben.

Ebelings trefliche Geographie von Amerika giebt hierüber folgende Nachrichten. Die Summe der von 19 Ort- und Landschaften von 1786 bis 1790 zum Stockfischfange ausgelaufenen Schiffe, betrug im Durchschnitt 539; diese waren mit 3287 Mann besetzt. Im Jahre 1790 belief sich die Quantität der gefangenen Fische auf 354276 Centner, im Gelde 865207 Dollars. Dennoch war dieser Ertrag für die einzelnen Unternehmer so gering, daß Mehrere ihn aufgaben.

Außer obigen sogenannten Bankschiffen (Bankers) laufen von den amerikanischen Staaten noch viele Böte, Schaluppen und Schoner aus, und fangen auf den kleinern Sandbänken z. B. dem Bankereau, dem Sable Island Bank. Viele dieser Fahrzeuge sind etwa mit 7 bis 9 Mann besetzt, machen die Fahrt von ihrer Heimat oft dreimal in einem Jahre. Die Fische werden theils frisch, theils gesalzen gegessen, theils auf Hürden getrocknet.

Der Werth des durch obige Schiffe bewerkstelligten Stockfischfanges ließe sich auf folgende Art einigermaßen schätzen.

1) Die Fischerei der Engländer betrug über 1 Mill. Pf. St., wir wollen nur, um eine gerade Zahl zu setzen, annehmen . . . . . 6,000000 Rthl.

2) Die Fischerei der Franzosen gerade vor der Revolution zu 15,731000 Liv. fast . . . . . 4,000000 Rthl.

3) Um den Werth der Fischerei der Holländer zu 60 Schiffen einigermaßen bestimmen zu können, wollen wir einen Mittelanschlag annehmen, wie ihn die Engländer im Jahre 1763 in einer Bittschrift zur Beförderung der Fischereien angaben, nämlich für jedes große Schiff 3000 L. St. oder 18000 Rthl., also für die 60 Schiffe . . . 1,080000 Rthl.

4) Der Fang der Amerikaner vom Jahre 1790 zu 865207 Dollars, den Dollar zu 6 Sh. dort. Courant gäbe in unserm Gelde etwa . . 1,038546 Rthl.

Diese 4 Nationen hätten also durch den Kabeljau erzielt, etwas über 12 Millionen Thaler.

5) Den Stockfischfang der Norweger würde man nach obigen Angaben gegen viertehalbhundert Tausend Thaler anschlagen können und hierdurch jene 12 Millionen vermehren.

Hier sind nun weder die Stockfischfischereien der Schweden noch der Isländer selbst, noch auch der Bewohner der Schettlands- Orkneys- und Ferroe-Inseln, mit in Rechnung gebracht; sie sind offenbar, wenn gleich gegen obige gering, dennoch von Bedeutung; ich finde mich aber nicht im Stande, etwas Bestimmtes darüber anzugeben.

Durch diese Fischerei werden aber nicht etwa bloß mehr als 30000 Matrosen ernährt und zum Seedienst angelernt, sondern es werden dadurch einige Millionen Menschen genährt. Auch gewinnen dadurch mehrere Handwerke besonders die feineren Gerbereien; und die Isländer verhandeln die Blasen zu Fischleim.

Wenn man weiß, daß nur allein Norwegen, dessen Fang doch nur einer der geringern ist, gegen 16 Schiffsladungen Rogen oder Eier dieser Fische ausführt, und daß über 40 tausend Eier zu einem einzigen Pfunde nöthig sind, wenn man ferner durch Löwenhoek belehrt wird, daß ein einziger Fisch oft gegen 9 Millionen enthält, dann begreift man, wie jene erstaunliche Zahl von Fischen, welche die erwähnten Nationen jährlich dem Meere entziehn, dennoch völligen Ersatz finden.

Was sagt aber auch wohl die Masse der gefangenen Fische gegen die unbestimmbare Quantität, welche den größern Raubfischen zur Beute dient! und doch sind sie alle nur von einem einzigen Geschlecht. Unsere Rechnungen schwinden, man verstummt über die Verschwendung der Natur im Reiche der organischen Wesen!

Die Peltereien der westlichen arctischen Erde.

Für unsere Absicht verdient der Bieber unter den vierfüßigen Thieren dieser Gegenden aus mehrern Gründen den ersten Platz.

Sein Pelz giebt das reichste Handelsprodukt; es dient zugleich zu einem festen Maaßstabe oder vielmehr Handelsmaas zwischen den Indianern und den Europäern; und endlich zeichnet sich das Thier durch seine Sociabilität, seine Haushaltung und durch seine Baukunst als eines der allermerkwürdigsten vor den übrigen Quadrupeden aus.

Zu bekannt ist jetzt dieses Thier, um noch einer genauen Beschreibung zu bedürfen. Der Bieber (Castor Fiber L.) hält etwa drei Fuß in der Länge und wiegt oftmals gegen 60 Pfund. Diesem friedlichen Thiere dienen seine großen starken Schneidezähne als Hauptinstrumente sowohl zur Nahrung als zu seinem künstlichen Bau; er schält die Bäume zu seinem Futter damit ab, er fället damit Stämme von mehreren Fuß im Durchmesser.

Seine fünfzeeigen Vorderpfoten sind ihm die geschickteste Hand, und die hintern breitern, mit Schwimmhäuten versehen, führen ihn, wie die besten Ruder über die Gewässer, während der abgeflächte starke mit Schuppen bedeckte Schwanz seine Fahrt gleich dem Steuer lenkt.

Mit diesen einfachen Werkzeugen bringt sein Instinkt allerdings wunderbare Dinge zu Stande, sobald sie sich in Gesellschaften vereinigt finden; denn der einzelne Biber vermag, wie der einzelne Mensch, nichts; kaum versteht er zum Schutz gegen das Wetter, sich eine Höhle in die Erde zu graben.

Die Talente des Bibers erhoben, wie bei allem Ausserordentlichen, die früheren Reisenden wohl um etwas zu sehr. Indeß gesteht Hearne, der letzte mehrjährige Beobachter dieses gesellschaftlichen Thieres, daß seine Klugheit in Anlegung und Erbauung der Dämme und Dörfer wahrhaft bewundernswürdig ist.

Diese Dämme, sagt Hearne sind das Meisterstück der Industrie dieser Thiere. Sie wählen an den kleinen Flüssen, (und sie suchen vorzugsweise solche aus, welche den Verbindungskanal zweier Seen ausmachen) so wie an den tiefen Buchten die Lage ihrer Colonie auf eine solche Weise, daß der Strom ihnen das Baumaterial, und das Futter, die abgeschälten Baumrinden, selbst zuschwemmt.

Zur Erbauung dieser Dämme fällen sie mit ihren starken Zähnen ansehnliche Weiden, Pappeln und Birken. Sie rammen diese zwar nicht in die Erde ein, wie ihre

übertriebenen Bewunderer sonst vorgaben, denn hierzu fehlt ihnen durchaus das Vermögen, allein sie verstehen es, diese horizontal auf einander gelegten Bäume und Zweige mit Steinen zu füllen und mit Thon und Erde so zu durchkneten und so in einander zu flechten, daß dadurch ein Damm von bewundernswürdiger Dichtigkeit und Stärke erwächst. Da viele dieser Zweige wiederum Wurzel schlagen, so gleichen diese Dämme oftmals Hecken von so beträchtlicher Höhe, daß mehrere Vögelarten darin ihre Nester bauen.

Daneben scheint es, als berechneten die Bieber die der Stärke und Heftigkeit des Wassers zweckmäßigste Figur. Bei einem langsam fließenden Wasser ist die Form des Dammes nur geradelinigt; bei einem stärker treibenden Strom hingegen bildet er einen mit der konvexen Spitze gegen den Strom gekehrten Bogen oder Gewölbe.

Hinter diesem Damme legen die Bieber als Schutzwehr ihre Dörfer an. Sie bestehen aus zehn bis zwanzig Häusern, welche, von gleichen Baumaterialien mit denen des Dammes, unsern Backöfen gleich, wie Gewölbe von oftmals 10 Fuß Höhe über das Wasser hervorragen. Sind sie sehr groß und enthalten sie mehrere Bieberfamilien zusammen von einigen dreißig Individuen, dann theilen sie die Baumeister in mehrere Gemächer ab. Allein dies geschieht dem Hearne zufolge, lediglich, um die zu schwere Kuppel durch diese Zwischenwände sicherer zu unterstützen, nicht aber das Haus selbst in Zimmer zu

theilen, die wie bei uns jedes zu einem eigentlichen Gebrauche bestimmt sind. Auch spricht ihnen Hearne die gedoppelte Thür oder Oefnung für die Land- und Wasserseite ab, wenn er gleich zugesteht, daß sich zuweilen Zugänge von einer Abtheilung in die andere finden. Die Bieber schlafen und wohnen vielmehr in einer und derselben Abtheilung, halten aber dieses gemeinschaftliche Zimmer äußerst reinlich, und entledigen sich entweder des Unraths darin gar nicht, oder schaffen ihn sofort hinaus.

Sie verrichten ihre ganze Arbeit nur allein zur Nachtzeit. Sie sind darin sehr fertig; Hearne sahe, wie sie in einer einzigen Nacht mehrere tausend Handvoll Erde zum Bau zusammen geschleppt hatten.

Diese verständigen Thiere leben in der größten Einigkeit, tragen gemeinschaftlich Vorrath, der besonders aus Wurzeln und Baumrinde besteht, zusammen, und äußern viel Anhänglichkeit an ihre Junge. Ueberhaupt besitzen sie einen hohen Grad von Geselligkeit. Als von zwei jungen Biebern, welche im Fort der Hudsonsbay gezähmt zusammen lebten, der eine starb, enthielt sich der zweite aller Nahrung und härmte sich zu Tode.

Die Jäger stellen ihnen besonders im Winter des Pelzes wegen nach. Sie umgeben den Bau mit starken Netzen, und wenn die Weiber den Bau selbst angreifen und zerstören, werden die flüchtenden Thiere entweder gefangen, von den Jägern erschossen oder erschlagen. Sie müssen sich aber

besonders vorsehen, um zu gleicher Zeit die von diesen vorsichtigen Thieren in die Erde als Zufluchtsorte getriebenen Gänge und Höhlungen am Ufer zu verstopfen. Oftmals fängt man bei einem Ueberfalle ihrer Dörfer mehrere Bieber hierin als in den Wohnungen selbst.

Im Sommer verlaufen sich die Bieber bis zum nächst kommenden Herbst.

Die Schönheit des Pelzes besteht in der Schwärze, Dichte und Feinheit des Haares. Die dunkeln Bieberfelle gelten über 12 und mehr Thaler, und selbst von diesen Haaren gilt das Pfund oftmals 10 Thaler.

Der Bieber ist fast über das ganze nordwestliche Amerika, bis gegen Carolina hin verbreitet, und in frühern Zeiten war diese Jagd so einträglich, daß 1743 die Engländer 26750 und zu gleicher Zeit die Franzosen als damalige Besitzer von Canada, dem Hauptsitze dieser Thiere, 127080 Bieberfelle nach Europa brachten. Selbst noch in unsern Tagen, wo die canadischen Pelzhändler in die Stelle der Franzosen getreten sind, ist die Summe der von ihnen gewonnenen Bieber sehr groß. Makenzie giebt 106000 solcher Felle an, welche die Nordwest-Compagnie im Jahre 1799 erhielt, allein hierbei muß man wohl bedenken, daß jetzt eine weit größere, sehr tief gegen Westen sich erstreckende Fläche von Nordamerika zur Jagd der Bieber in Anspruch genommen werden muß, als vormals unter den Franzosen. Diese ruhigen harmlosen Thiere fliehen nämlich die Jäger immer tiefer landeinwärts;

es ist daher sehr zu befürchten, daß der Ertrag dieser Jagd, bei der stets zunehmenden Concurrenz der Jäger vielleicht innerhalb eines Jahrhunderts gänzlich erlöschen wird.

Das Fell des Bibers ist bekanntlich ein sehr wichtiges Material für unsere Hut- und Wollenmanufakturen, und die enthaarte Haut dient den Amerikanern zu Schuhen und andern ähnlichen Bedürfnissen. Allein das Bieberfell hat noch einen besondern Werth. Es dient beim Handel mit den jagenden Amerikanern und den europäischen Pelzhändlern der dortigen Compagnie gleichsam statt des Geldes; es ist der allgemeine Maaßstab, wornach alles übrige geschätzt und eingetauscht wird. Der Indianer verkauft die Peltereien der übrigen Thierarten z. B. die Elends- Hirsch- Bären- Marder- u. a. Felle, nach einem in Bieberfellen festgesetzten Preise. So gilt nach Umfreville bei der Hudsonsbai-Compagnie die Haut eines ausgewachsenen Elendthieres 2 Bieberfelle; die Haut eines alten (Land) Bären 3; 2 Marderhäute, 1 Bieberfell u. s. w.

Dagegen setzen die Indianer 1 Pf. europäische Glaskorallen, an Werth 2 Bieberfellen gleich; 1 Yard (engl. Ell) grobes Tuch 3; 1 Pf. Pulver 1 Bieberfell; eine Flinte 14 und eine Pistole 7 Bieberfelle; 2 Balbiermesser 1; 1 Gallon (4 Quart) Rum, 4 Bieberfelle; 12 Nähnadeln oder auch 1 Pf. Zwirn 1 Bieberfell.

Die Compagnie rechnet im Verkauf die Bieberfelle pfundweise, im Durchschnitt 12 (engl.) Schilling das

Pfund. Wiegen 4 Bieberfelle 5 Pfund, ſo beträgt hiernach ein Gallon Brandtewein 3 Pf. Sterling.

Man ſieht hieraus zugleich die erſtaunlichen Preiſe, zu welchen die Indier die europäiſchen Waaren bezahlen müſſen.

Endlich liefert der Bieber noch ein Nebenprodukt für den Handel, nämlich das Biebergeil (Castoreum). Dieſe ölige Subſtanz von flüchtigem durchdringendem Geruch wird bei beiden Geſchlechtern in eigenen Behältern unweit des After abgeſondert, und iſt als eine ſehr wirkſame Arznei in hyſteriſchen, epileptiſchen und ähnlichen Zufällen ſeit langer Zeit berühmt und daher kein unbedeutendes Handelsprodukt.

Von den Indianern erhandelt man den Biebergeil zu 2 Pf. für 1 Bieberfell. In Europa iſt der Preis des Biebergeils erſtaunlich verſchieden. Das canadiſche (engliſche) iſt äußerſt wohlfeil. Vom erſtern gilt jetzt das Pfund nur 4 Thaler, vom letztern aber 70 Thaler. Iſt jenes ſo ſehr viel ſchlechter als das ruſſiſche?

2) Die Moſchus-Ratte, der Musquah. (Castor Zibethicus Linn.)

Wenn gleich dieſe Ratte unter das Geſchlecht der Mäuſe zu rechnen iſt, ſo ſteht ſie dennoch dem Bieber in vielen Stücken ſehr nahe. Dieſes Thier bauet auf eine ähnliche nur nicht völlig ſo kunſtvolle Art, ſeine Wohnungen, ge-

wöhnlicher auf dem Eise selbst als auf kleinen von ihm selbst in den Morästen aufgeworfenen Erhöhungen. Die Wohnungen haben gleichfalls die Gestalt eines Backofens, sind aber, wie das Thier selbst, viel kliner als die ihres größern Verwandten. Da aber der Musquah keine Wintervorräthe sammlet, so treibt ihn oftmals bei sehr strenger Kälte der Hunger zum Mord seiner eigenen Familie. Hearne fand in einer solchen Wohnung die Skelette von 8 Moschus-Ratten, und nur die stärkste war übrig geblieben. So wie bei dem Bieber, sondert sich unweit des After in eigenen Behältern eine starkriechende Feuchtigkeit ab, die die Eigenschaften des Zibets an sich hat.

Hearne behauptet, die Hinterfüße seyen, wie bei dem Bieber mit Schwimmhäuten verbunden, welches die Naturforscher sonst leugnen. Im Aeußern nähert sich aber dies Thier der gemeinen Ratte sehr, die es indeß an Größe übertrifft und ist röthlich braun.

Die Häute dieser Thiere machen keinen unbedeutenden Handelsartikel. Sie werden gleichfalls zu Hüten und zu wollenen Zeugen verarbeitet. Im Jahre 1799 führte die Nordwest-Compagnie 17000 solcher Felle ein; der Werth eines Musquah-Felles wird nur zu $\frac{1}{6}$ eines Bieberfelles angenommen.

3) Fruchtfressende Thiere.

a. Ochsenarten.

Da die hier vorkommenden Quadrupeden größtentheils ohnehin bekannt sind, so fassen wir hier zur Erleichterung der Uebersicht ihres Werths für den Handel mehrere Arten derselben zusammen.

Zwei der neuen Welt originale Ochsenarten sind dort von großem Werthe. Diese sind

1) Der Moschusochse (Bos moschatus). Er wohnt auch um die Hudsonsbay und geht bis gegen den 73sten Grad der Breite hinauf. Es ist ein sehr starkes Thier, das sich besonders durch die an der Wurzel sehr breiten mit den Spitzen einwärts gebogenen sehr starken Hörner, durch sein langes seidenartiges Wollenhaar und durch den starken Moschusgeruch seines Fleisches auszeichnet. Dennoch wird letzteres als sehr gesund gegessen.

2) Der amerikanische Bison (Bos Bison americanus, juba longissima dorso gibboso). Dies Thier, das bis zu der Schwere von mehr als 2000 Pf. hinanwächst, bewohnt Heerdenweise die südlicher gelegenen Gegenden im westlichen Canada und tiefer liegenden Louisiana. Vielleicht gehört dies Thier mit dem Ochsen der alten Welt zu einem Stamme; denn es zeugt mit ihm fort. Das Fleisch ist für die Indier und dortigen Europäer gleich schätzbar; ein Büffel liefert oft gegen 150 Pf. Fett; der Buckel ist besonders schmackhaft. Die Haut

ist so schwer, daß der stärkste Mensch sie kaum zu heben vermag. Das lange weiche Fließ, zuweilen 8 Pf. am Gewicht, giebt treffliche Wolle zur Spinnerei; das Fell sehr schätzbares Lederwerk; die Hörner werden zu Gefäßen, Pulverhörnern u. dgl. verarbeitet.

Bei einer einzigen Jagd *) tödtet man zuweilen 2000 dieser Thiere. Indeß finden sich in Makenzies Verzeichniß der dortigen Handelsartickel nur 500 Häute als ausgehend aufgeführt. Vielleicht verbraucht man viele im Lande selbst.

b. Hirscharten.

1) Das Elendthier, (Cervus Alces, cornibus auribus palmatis, caruncula gutturali). Diese Hirschart, in Amerika Moose deer genannt, wächst bis zu der Masse von 1200 Pfund; sie findet sich in großer Menge dort und ist sowohl wegen ihres Fleisches, als wegen ihrer Haut ein wichtiger Artickel der Jagd und des Handels.

Lange hat man diese Art für eine und ebendieselbe mit der großen Hirschart, dem amerikanischen Elendthiere, gehalten. Jetzt hat aber der berühmte Naturforscher der neuen Welt, Smith-Barton dargethan, daß das amerikanische Elendthier American Elk, welches bei ihm

*) M. s. S. 88.

2) Cervus Wapiti heißt, von dem Moose deer wirklich verschieden sey. Es hat nicht die schaufelartigen Geweihe von jenem, auch keine Augen- oder Stirnzinken, sondern rundliche Geweihe, die dem des Hirsches nahe kommen. Auch ist es von Gestalt schöner, nicht so kurz, mehr gestreckt und von dunklerer Farbe als das Moose-Thier. Wahrscheinlich ist es, daß die Häute der beiden hier erwähnten Hirsch- oder Elendthierarten im dortigen Handel mit einander verwechselt werden, denn man findet immer nur den allgemeinen Namen. 1743 brachten die Engländer 130 solcher Häute zu uns; 1799 hingegen 700.

Eben so wahrscheinlich ist es, daß unter dem Namen dieser Häute die des Caribou oder amerikanischen Rennthieres 3) Cervus Tarandus cornibus ramosis summitatibus palmatis L. vorkommen. Denn diese Hirsche finden sich vom Eismeere bis zum 42sten Grade in Amerika in hinreichender Anzahl.

4) Der amerikanische Dammhirsch (Cervus virginianus) ist in Rücksicht des Handelswerthes unter diesem Geschlechte unstreitig die wichtigste Art. Sie liefert das reichlichste und beste Wildpret, und ihre Häute treffliches Leder. Schon 1743 führten die Engländer über 400 Stück ein; im Jahre 1799 aber 1950 Stück. Vielleicht waren hierunter einige von andern nicht so häufig dort vorkommenden Hirscharten z. B. von dem Wewaskisch, von welchem Hearne bezeugt, es sey eine Hirschart, die so

wohl vom Elendthiere als vom virginischen Hirsche gänzlich verschieden ist. Umfreville nennt diese Art Red deer (unstreitig wegen des röthlichen Haares) und dies sagt Barton sey der Wewaskish.

4) Größere fleischfressende Quadrupeden.

a. Bären.

Hier kommen besonders vor 1) der große weiße Bär. Der Eisbär (Ursus maritimus. U. albus cauda abrupta capite colloque elongato). Die beste Figur, sagt Hearne ist die von Webber in Cooks letzter Reise; sonst findet sich eine treue Zeichnung dieses Thieres in Hofr. Blumenbachs Abbildungen. Dieser Bär, welcher bekanntlich die höchsten Polarländer und Eisfelder in Norden bewohnt, erreicht die Länge von mehr als 12 Fuß und ist eins der räuberischsten Thiere *); er ernährt sich von Seehunden, weißen Füchsen, todten Wallfischen und greift selbst den Menschen an. Sein Pelzwerk wird von der Hudsonsbay-Compagnie viel eingeführt; doch finde ich hierüber keine besondere Angaben; wahrscheinlich sind diese Häute unter den allgemeinen Namen der Felle der folgenden Art mit begriffen.

2) Der schwarze amerikanische Bär (nebst seiner grauen und röthlichen Varietät) Ursus americanus, capite

*) M. s. S. 80.

angustiore rostro canino, corpore acerrimo, pilo tenuiore, gula genisque ferruginus Beddaert. Pallas unterschied ihn zuerst von den Bären der alten Welt. Er lebt eigentlich von Vegetabilien, aus Mangel von Insekten. Seine Jagd war von jeher ein Hauptgegenstand der Amerikaner, da das Bärenfleisch für sie eine köstliche Speise ist, auch zuweilen auf 15 Gallon Fett von einem Thier ausgeschmolzen wird und das Fell zu den brauchbarsten Peltereien gehört. Man hat Beispiele von sehr zahmen Bären dieser Art.

Im Jahre 1743 führten die Franzosen und Engländer zusammen genommen 16832 Bärenfelle ein, 1799 die Engländer 21000. Der Werth eines Felles ist zuvor bereits angegeben.

3) Der Quickhatsch. Die Wolverene (Ursus luscus, cauda unicolore rostro pedibusque fuscis fronte et lateribus pallidis L.) Dieses starke räuberische Thier, welches das Geschlecht des Bären dem des Dachses anzunähern scheint, und welches von mehreren Naturforschern für ein und dasselbe Thier mit dem Vielfraße der alten Welt gehalen wird, ist wegen seines Pelzwerks von keiner geringen Bedeutung. Sein Haar dient daneben auch den Hutmachern. Schon im Jahre 1743 kamen gegen 700 Häute nach Europa, und 1799 führte die Nordwest-Compagnie 600 zu uns. Ein Fell ist 2 Bieberfelle werth.

4) Der Raccoon oder Schupbär. (Ursus lotor cauda annulata, fascia per oculos transversali nigra L.) eine kleinere Bärenart, die in Deutschland seit dem amerikanischen Kriege sehr bekannt geworden ist. Auch sein Haar dient zu Hüten. Der schön geringelte Schwanz zu Winter-Halsbändern. Er lebt in Nordamerika nicht so hoch hinauf als die Wolverene. Für den Pelzhandel ist er aber wichtig. 1743 wurden über 110 tausend Felle nach Europa ausgeführt; 1799 aber nur 100; wahrscheinlich werden sie jetzt im Lande selbst stark verbraucht.

b. Hundearten.

1) Der Wolf. Nicht nur der gemeine Wolf, sondern auch der schwarze Wolf (Canis Lycaon) kommt, wiewohl weit seltner als ersterer in Nordamerika vor. Die Wolfsjagd ist dort einträglich; denn 1743 wurden 3117 Wolfsfelle, 1799 aber 3800 eingeführt.

2) Der Polar-Fuchs, der weiße Fuchs. Isatis. (Canis Lagones L.) Von diesem nördlichsten Thiere trifft man auf Grönland, wie Fabricius berichtet, gleichfalls die kostbare blaue Spielart. Indeß findet man ihn unter den Peltereien von Nordamerika nicht besonders aufgeführt. Unter dem allgemeinen Namen Fuchsfelle sind dort begriffen 3) der gemeine rothe Fuchs, 4) der Silber-Fuchs (Cicinerio argenteus), 5) der graue vir-

ginianische Fuchs (C. virginianus). Der letztere muß dort sehr gemein seyn, denn in der Liste der 1743 ausgeführten Peltereien finden sich 10280 von dieser Art benannt, da doch die Summe aller Fuchspelze überhaupt nur 11951 betrug. Im Jahre 1799 führte die Nord-West-Compagnie nur 1500 Fuchsfelle ein.

c. Katzenarten.

1) Der Luchs steht hier in Rücksicht seines Pelzes oben an. Schon 1743 kamen über 2000 Luchsfelle aus Canada; 1799 aber sogar 6000. Vielleicht ist 2) der Rothfuchs (Felis rufa) nur eine Varietät davon, und kommt unter jenen Peltereien mit vor.

5) Kleinere Quadrupeden.

Hierunter sind hauptsächlich die Viverren- Wiesel- und Ottern-Arten von großer Wichtigkeit.

1) Der Marder (Mustela Martes) macht einen beträchtlichen Handelsartikel.

Die Engländer und Franzosen führten 1743 davon gegen 45000 und 1799 nur allein die Nord-West-Compagnie 32000 Felle aus. Wahrscheinlich gehören hieher 2) Der Pekan (Mustela canadensis), 3) der Vison (Mustela Vison), beide sind dem Marder ähnlich. Auch darf ich vermuthen, daß entweder von diesen oder von dem 4) Fischerwiesel, Wejak und Woodshok

genannt (Must. Melanoryncha Boddaert), welches letztere von Einigen unter die Ottern gezählt wird, wohl die Peltereien kommen, die in den Waarenlisten unter dem Namen des amerikanischen Zobels, besonders aber des Kittfox's vorkommen. Im Jahre 1799 wurden von dem letztern 4000 Felle, von dem sogenannten amerikanischen Zobel aber 1650 eingeführt. 5) Die größere Fischotter (Lutra vulgar.), und 6) der Nörz oder Minx, die kleinere Otter (Lutreola) liefern gleichfalls eine beträchtliche Beute. 1743 wurden von den Engländern eingeführt 590 große Otterfelle und 50 der kleinern des Woodshoks; allein zu gleicher Zeit von den Franzosen 12428 von den letztern und 1700 Minxfelle. 1799 verkaufte die Nordwest-Compagnie 4600 der größten und 1800 der kleinern Otterfelle.

Verschiedene Arten von Eichhörnern kommen auch in diesen Theilen von Amerika vor, allein sie scheinen kein bedeutendes Handelsprodukt abzugeben.

Die Peltereien, welche die Hudsonsbay-Compagnie ausführt, schätzt man gegen 30000 Pfund Sterl. oder 180000 Rthl. Die Exporten der Canadier betrugen hingegen nach Brissot in den Jahren 1783 und 84 auf 5 Millionen fr. Liv., also etwa 1,250000 Rthl.

Seit der Zeit hat sich dort aber (1788) die neue Nordwest-Compagnie gebildet, und nach Makenzie's Aussage wird ihr bald eine zweite an die Seite treten.

Die Summe der Peltereien aller Art, welche diese Gesellschaft 1799 ausführte, betrug 203300.

Das zu diesem Handel zusammengebrachte Capital bestand anfänglich nur aus 40000 Pf. St. nach 11 Jahren (1799) aber war es mehr als dreimal so stark. Der größte Absatz der Waaren ist in China, wohin sie, um allen Schwierigkeiten zu entgehen, geradezu gesandt werden.

Außer diesen Handlungsgesellschaften Englands führen dann die unabhängigen Staaten von Nordamerika keinen unbedeutenden Pelzhandel. Freilich kommen sehr viele Thiere, von welchen diese Peltereien herrühren, aus ihrem eigenen Gebiethe, also aus südlicher liegenden Ländern, indeß stoßen dennoch ihre Pelzhändler tief in Westen häufig mit den canadischen zusammen. Es scheint aber doch der Sache angemessener, diese Produkte bis zu der Auseinandersetzung des Gebiethes jener Staaten selbst aufzusparen.

Der Vogelsang einiger nordwestlichen Länder.

Zu den vorzüglichen Produkten, wodurch im dürftigen Norden der Schöpfer dem Menschen sein Daseyn erleichtert, gehören gleichfalls mehrere Vögelarten. Ihr Fleisch und ihre Eier dienen zur Nahrung; ihre Federn und oft ihr ganzes Fell zur Bedeckung und zum Handel. Sie sind und können zufolge der dortigen Natur hauptsächlich nur Wasser- oder vielmehr Seevögel seyn.

Unter ihnen nimmt denn die Eidergans (Anas mollissima L.) mit Recht den ersten Platz ein. Sie findet sich wohl um den ganzen arctischen sphärischen Abschnitt; allein für den Handel wird sie am stärksten von Island und Grönland aus benutzt.

Den Isländern ist sie aber auf vielfache Art wichtig. Daher sucht man dort diese Vögel auf einige Theile der Insel durch Zubereitung ihrer Nester zum Bauen hin zu locken; indem man auf mehrere Felsen Heu und Moos für sie hinführt.

Die Eidergans legt ihre Eier vom Anfang des Julius dreimal. Die ganze Brutzeit dauert gegen 7 Wochen.

Man nimmt ihr die erste und zweite Brut, läßt ihr aber die dritte. Mit den Eiern nimmt man dann die im Neste befindlichen Pflaumenfedern weg, welche sie sich selbst ausgerupft haben. Es ist hierbei merkwürdig, daß viele dieser Thiere so zahm sind, sich gutmüthig die Eier nehmen zu lassen. Nur wenn der Vogel merkt, daß man ihm alles nimmt, erhebt er ein klägliches Geschrei; einige widersetzen sich alsdann und hacken auf den Räuber ein.

Sobald die Jungen ausgekommen sind, führt sie die Mutter zum Meere; hier setzen sie sich ihr auf den Rükken, sie schwimmt mit ihnen fort, taucht plötzlich unter und setzt sie in die Nothwendigkeit, sich selbst zu helfen. Das Männchen (der Vater), der bis dahin bei dem Neste Wache hielt, wohnt diesem mütterlichen Unterrichte bei, und entfernt sich hierauf in entlegene Orte.

Die Daunen werden in zwei Klassen getheilt. Die erste nennt man Meergras-Daunen (Thong-Duun), die zweite Gras-Daunen (Gras-Duun). Die ersten tragen ihren Namen von den salzigen und wässerigen Theilen, welche ihnen, da das Nest oft sehr nahe am Meere liegt, von den Fluthen anhängen. Man trocknet sie entweder an der Sonne oder in eigenen eisernen geheizten Töpfen; hierdurch bekommen sie aber leicht eine bräunliche Farbe; oder man zieht über einen Tonnen-Reif dünne Seile, legt die unreinen Daunen darauf und fährt mit einem zugespitzten eichenen Holze schnell darüber hin und her. Die Unreinlichkeiten fallen dann zu Boden.

Ein Nest ungereinigter Gras-Daunen giebt etwa $\frac{1}{7}$ Pf. reine Pflaumfedern. In allen dreien Nestern liefert der Vogel gegen $\frac{1}{2}$ Pf.; und ein Pfund ausgesuchter Gras-Daunen giebt $\frac{1}{2}$ Pf. reiner Daunen. Ein Pfund Daunen gilt 2 Thaler dänisch Geld. Im Jahre 1750 verkaufte die Isländische Compagnie für 3747 Rthl. Daunen.

Dies ist indeß nur ein einziger Theil der Eiderdaunen, welche in den Handel kommen. Denn die Ferroe- Orkney- und Schettlands-Inseln, besonders aber Norwegen, so wie auch die Insel Gothland, liefern gleichfalls Daunen.

Aber es kommen bei diesem Handel auch Daunen anderer Seevögel vor, welche fast um nichts schlechter sind, als die von der Eidergans. Von vorzüglicher Güte sind, sowohl in Rücksicht der Eßbarkeit der Eier und ihres Fleisches, als ihrer Pflaumfedern, 2) die canadische Gans (Anas canadensis L.), 3) die Schneegans (Anser Hyperboreus Pallas), 4) der Seepapagei, Lunde (Alca arctica L.) u. einige andere. Die Federn derselben werden daher oftmals ohne beträchtlichen Schaden den Eiderdaunen beigemischt.

Zur Erhaltung der Bewohner mehrerer dieser Nordländer wies ihnen aber die Natur verschiedene andere Arten von Seevögeln an; allein ihre Jagd oder vielmehr das Aufsuchen ihrer Eier, welche eines der wesentlichsten Nahrungsmittel ausmachen, ist oftmals mit so großen Gefahren verbunden, daß nur der Trieb, sein Leben zu fristen, diese zu überwältigen vermag. Es verdient schon

einer Bemerkung, wie diese hier anzuzeigende Jagd bereits auf den Orkadischen Inseln ihren Anfang nimmt, von dort zu den Schettländischen, Feroeischen und zu Island fortgeht, und sich gleichfalls in Norwegen, besonders in Nordland wiederfindet. Freilich zeigen die Bewohner einige Verschiedenheiten in ihren Jagdmethoden, welches auch zum Theil wenigstens durch das Lokal bestimmt wird. Im Ganzen beruhet sie aber doch bei den meisten auf folgenden Punkten.

Die Vögel, welche den Hauptgegenstand dieser Jagd ausmachen, sind von verschiedenen Geschlechtern. Es gehören nämlich hieher zwei Seemeven, die braune oder Herings-Meve (Larus fuscus) und die Mantelmeve (Lar. marinus); ferner der Lum oder das Täucherhuhn (Colymbus Troile) und auch wohl ein oder mehrere Arten von dem Papageitäucher oder Alken z. B. Alca Psittacula. Diese Seevögel finden sich zum Theil in ungeheuren Schaaren auf den nördlichen Landen, bauen ihre Nester gewöhnlich auf und in den Höhlungen sehr hoher unzugänglicher Felsen und Klippen. Die beiden zuerst genannten Vögelarten sind besonders auf Island der Gegenstand der Vogeljagd, die dort auf folgende Weise angestellt wird. Die Isländer fahren mit einem Boote an den Fuß des Berges oder Felsens, der von den Meven, welche bei ihnen Suart und Biarg fugl (Schwarz- und Bergvögel) genannt werden, bewohnt wird. Die Vogelmänner führen große Stangen von 11 bis 12 El-

ten, welche an dem einen Ende mit einem Haken versehen sind. Nachdem man in dem Boote einem der zwei Vogelfänger ein sehr langes Strick um den Leib gelegt hat, hilft man ihnen auf die nächsten Felsen hinauf. Von hieraus suchen diese vermittelst der langen Stangen stets höher zu kommen. Sie schieben sich einer den andern mit ihren Stangen, auf welche der eine sich alsdann gleichsam setzt, weiter hinauf; holen, wo sich nur Nester in den Höhlungen finden, Eier und Vögel hervor, und lassen die getödteten Vögel (denn die Vögel ergreift man leicht, da sie ihre Nester nur höchst ungern verlassen) in das Boot fallen. Suchen aber die Vögel zu entfliehen, dann werfen die Vogelfänger ein eigenes Bügelgarn ihnen entgegen.

Es kommen mehrmals höchst gefährliche Stellen vor; oft ist der Fels locker, oft glitscht der Mann aus, oft verliert er das Gleichgewicht. Gewöhnlich hilft ihm der um den Leib festgemachte lange Strick, von welchem jeder der beiden Männer ein Ende in der Hand zu behalten sucht. Indeß ereignet sich dennoch nicht selten der unglückliche Fall, daß beide miteinander hinabstürzen und an den Felsen zerschmettert werden. Daher war in Norwegen, wo ebenfalls diese gefahrvolle Vogeljagd statt findet, das Gesetz, dem, der auf diese Jagd um das Leben kam, gleich einem Selbstmörder, das Grab zu versagen.

Mehrere Klippen sind indeß von der Wasserseite nicht zu ersteigen. Hier sucht man dann einen Weg über das

Gebürge selbst, und wenn die gefährlichen und an Vögeln reichen Felsen tiefer liegen, so sucht man auf folgende Art zu ihnen zu gelangen. In dem Felsen macht man ein 30 Faden langes Tau fest, hält das andere Ende in der Hand, oder bindet es sich um den Leib, und wagt sich nun in die Vertiefungen des Felsens, kriecht darin vor- und rückwärts, und holt auf die Weise die Vögel und Eier hervor.

Bei sehr tiefliegenden Höhlen verfährt man aber noch weit kühner. Hierzu bedarf es sehr viel längerer und stärkerer kostbarer Taue, welche sowohl einen Menschen als seine gemachte Beute zu tragen vermögen. Auf der an Nord-Island gelegenen kleinen, aber an Vögeln reichen Insel Drangoe, gehört daher ein solches Seil zu dem Inventarium des Bischofssitzes und wird auf 20 Spezies geschätzt. Es besteht aus 7 Riemen von den dikkesten Theilen der Ochsenhäute geschnitten, jeder Riemen (Taater) zu 80 Klaftern, also überhaupt von 560 Fuß Länge. Das Gewicht des Seiles beträgt 120 Pf. Sechs bis sieben eigene Leute werden zu diesem Fange von dem Bischofe gehalten.

Ein starker über dem Felsen hervorragender Balken wird in demselben fest gemacht; an seinem Ende ist ein Rad oder eine Rolle, in welcher das Seil läuft. Dieses hat zum bequemern Sitze des Vogelfängers, den man hier den Sigamand nennt, einen eigenen dick ausgefütterten Ring und geht dabei dem Menschen um den Leib.

UNIV OF MICH.

Vier bis sechs Männer lassen sodann den Sigamand, der zugleich mit einer großrn Vogelstange versehen ist, hinab. Der Setuman (Sitzemann) Wächter des erstern, setzt sich auf den Balken, um genau auf den Vogelfänger und seine Zeichen Acht zu haben. Letzterer hat nämlich noch eine dünne Leine (die Leyne-Vads, das heimliche Seil) wodurch er anzeigt, ob er selbst oder nur das große Tau hinauf gezogen werden soll. Oftmals verläßt nämlich der Vogelfänger seinen Sitz, durchkriecht die Höhlungen und Ritzen der Felsen und läßt dann die getödteten Vögel, die Eier und die Daunen hinauf winden, nimmt nachmals wieder seinen Sitz im Taue ein, um mit der Jagd fortzufahren.

Auf den Orkadischen Inseln wird diese Jagd noch einfacher aber deßhalb noch gefährlicher betrieben. Das große Tau wird dort oben nur von einigen Leuten fest gehalten, während daß der Vogelfänger auf einem Querholze, das durch den Strick läuft, reitet *). Hat der kühne Jäger auf diese Art einen Theil der Felsen durchsucht, so bringt man ihn mit seinem Stricke und seiner Stange zu einem andern hinüber. Oftmals gehen diese Menschen in ihrer Tollkühnheit gar so weit, daß sie den Strick nur eigenen Dölchen, die sie wie Pflöcke in den Felsen treiben, anvertrauen! Wie mancher von diesen Wagehälsen verliert dabei sein Leben!

*) M. s. das Kupfer.

Die besondere Bildung eines Felsens der dortigen Insel Roß, der von ihr auf 16 Klafter getrennt ist und mit ihr eine gleich furchtbare Höhe hält, der von unten zu besteigen zu beschwerlich und wegen des zwischen beiden wildwogenden Meeres sehr grausenvoll ist, hat die Jäger auf folgende sinnreiche Methode gebracht. Am Rande der Höhe der Insel Roß werden starke Stricke mit Pflöcken befestigt, von dort von unten zu auf den ihr gegenüberstehenden Felsen geführt und auf gleiche Weise fest gemacht. Zwischen diesen parallel laufenden Seilen läßt man eine hölzerne Maschine wie eine Wiege gestaltet hingleiten, in welcher sich der Jäger mit seiner Stange befindet. Er durchsucht sodann den Felsen und fährt mit reicher Beute mehrmal über das tobende Meer zu der leicht zu ersteigenden Berghöhe der Insel zurück, um sich dort zu entladen *).

Es ist kaum glaublich, welch eine ungeheure Menge von Vögeln und Vögeleiern man durch diese gefährlichen Jagden erhält. Denn auf Island und besonders auf den Feroe- und Orkadischen Inseln dienen sie Tausenden von Einwohnern fast allein zur Hauptnahrung.

Nicht aber blos die Vögel, die Eier und die Daunen werden benutzt. Vielen dieser dickbepelzten Thiere vom Geschlechte der Alken, Meven und Tauchern zieht man das Fell ab und verfertigt daraus treffliche Winterkleider,

*) M. s. das Kupfer.

ſo wie auch zum Handel mit den cultivirteren Ländern, ſchöne Muffen und Halskragen oder ähnliche Beſetzungen.

Schlußbemerkung.

Nach dieſer Darſtellung der Hauptprodukte der Polarwelt wollen wir der wichtigen Frage näher treten und alles zuſammenfaſſen, was uns das Vorhergehende zu ihrer Beantwortung lieferte.

Welche Mittel bot die Natur auf, um den grauſeſten Gegenden unſers Erdballs einige Bewohnbarkeit abzugewinnen? Durch welche Einrichtungen gelang es ihr auch, ſelbſt dort dem Menſchen ſein Daſeyn zu friſten und ſein Leben zu erleichtern, wo die Erde dem Saamkorne verſchloſſen bleibt, wo dem Hirten keine Weiden mehr grünen und wo kaum noch ein eßbares Quadruped ſich dem Jäger darbietet?

Zwei große atmoſphäriſche Phänomene mögen bei der Aufzählung dieſer Mittel den Anfang machen. Das erſte davon iſt *) die Strahlenbrechung, wodurch das Tageslicht beim Verſchwinden und beim Heraufſteigen der Sonne um mehrere Wochen verlängert wird.

Das zweite finden wir in jenem majeſtätiſchen Schauſpiele, dem Nordlichte. Es ſchaffet gleichſam die Nacht

*) M. ſ. S. 10 u. 11.

zum Tage um. Bei seinem Schimmer kann der Mensch seiner Handthierung, seiner Nahrung*) nachgehen; er kann jagen und er kann sich gegen das furchtbarste Thier, gegen den Polarbären schützen.

Diese beiden Phänomene rechne man nun zu dem langen Tage, den der Polarmensch durch die schiefe Lage genießt, in welcher sich unser Erdball befindet, um sich zu überzeugen, wie wohlthätig die Natur die traurige Existenz in diesen Gegenden mildert.

Unter die Merkwürdigkeiten, welche sich auf dem Boden der dortigen Erde selbst darbieten, darf man das Treibholz zuerst nennen**). Es ersetzt den Nordländern die fehlenden Waldungen, liefert Bauholz, Holzgeräthe, Feurung und der Isländer tauscht europäische Waaren dafür ein.

Jetzt zu den Produkten der Polargegenden selbst. Hier sahen wir, mit wie reichlicher Hand die Natur die nahrhaftesten Pflanzen, die Moose dort verschwendet; denn sie allein waren fähig, aus diesem dürftigen oft nur felsigten Grunde hinreichende Nahrung zu ziehen und dadurch den Menschen auf das kräftigste zu erhalten ***).

Noch mehr. Die dortige Kälte mußte mehrere Pflanzen, welche in den milderen Klimaten ungenießbar, ja

*) M. s. S. 14 u. 15.

**) M. s. S. 9.

***) M. s. S. 31.

widrig und daher verachtet blieben, in eßbare und dem Menschen gut ernährende Vegetabilien umschaffen. So das wilde Korn (Arundo arenaria), so die Natterwurzel *).

Endlich mußte gerade die arktische Erde diejenigen Pflanzen in unermeßlicher Menge hervorbringen, welche sowohl den Menschen als sein Vieh gegen die Hauptkrankheiten des arktischen Klima's schützen **).

Unter den großen Erhaltungsquellen des Menschen aus der animalischen Welt standen, wie wir so eben sahen, die Produkte des Meeres oben an.

Der Wallfisch ernährt den Esquimaux und Grönländer und behagt dem Isländer. Sein flüssiges Fett ist ersterem ein köstliches Getränk; alle diese Nationen erhalten dadurch ihre Erleuchtung und größtentheils ihre Feuerung; die Knochen dieser Colossen dienen oftmals bei Gebäuden und Booten als Balken, und die Sehnen zum Nähen.

Auch erstreckt sich dieser hohe Werth des Wallfisches fast auf alle übrige Bewohner der Polarwelt z. B. auf die Tschutschen, die Samojeden und auf die Einwohner der durch Cook entdeckten Nationen in dem nordwestlichen Südmeere.

---

*) M. s. S. 29 u. 30.

**) S. 45 u. 81.

Noch fast unentbehrlicher sind aber den zuerst genannten Nationen die Seehunde.

Sie gaben ihnen nämlich vielartige Nahrung und zugleich fast ihre ganze Kleidung, ihren ganzen Schutz gegen das furchtbare Klima; sie gaben ihnen Seile, und den so nothwendigen Ueberzug über ihre Fahrzeuge; ja sie verschafften ihnen sogar Fenster für ihre Hütten, und die Zähne von einigen dieser großen Seethiere dienen zu schätzbaren Werkzeugen verschiedener Art.

Aber wie treflich stimmen diese Meeresprodukte mit der Natur des Polarmenschen zusammen!

Zwar lebt das Geschlecht der Wallfische unter allen Zonen; allein die Natur wies ihnen dennoch vorzugsweise die kältesten Regionen zu ihren Lieblingssitzen an. Hier kühlte das Eis der Pole ihre heißen leicht entzündbaren Säfte; hier ließ sie für diese Colossen die reichlichste Nahrung die Myriaden kleinerer Seegeschöpfe hervorgehen.

Auch fand hier das Geschlecht der Robben den ungeheuren Ueberfluß der kleineren Meerthiere. In unzählbaren Zügen strömen diesen Ländern die Weißfische (Kabeljaue) zu. Das Meer mußte eigene, Meilen große Sandgebürge bilden, auf deren Rücken sie jene Millionen Centner von junger Brut, auf die ihr zuträglichste Art absetzen und sich zugleich den großen Verheerern des Polarmeers zur Beute darbieten.

In gleich merkwürdigem Ebenmaaße stehen mit allen diesen Anstalten jene unermeßlichen Schaaren der Seevö-

gel, welche unabläſſig über dieſe Eisgefilde ſchweben; denn auch ſie finden hier bald an kleineren Fiſchen und ihrer Brut, bald an den groſſen Seethieren tauſendfältige Nahrung. Kaum zeigt ſich ein ſolches von dem Menſchen oder von ſeines Gleichen verwundetes Geſchöpf, ſo frohlocken ſchon Tauſende der Mallemukken (Procellaria glacialis) der Petrelle und anderer Arten über die ihnen zu Theil werdende reiche Beute, und troſſen ruhig, durch die dicht am Körper anſchlieſſenden, von eigenen Glandeln beölten Daunen, der grauſen Kälte des Pols.

Und nun denke man ſich noch den wunderbaren Bau des Polarmenſchen! Wie er faſt alles zu verzehren bereit iſt, alles zu verdauen vermag! Das rohe Kraut, das thranigte Fleiſch der Meven, der Täucher, der Seehunde, der Speck der Wallfiſche, der Thran, alles iſt ihm willkommen! Dieſe uns widerſtehende Speiſen erzeugen bei ihm den geſundeſten Körper und eine dicke, wärmende Fetthaut. Durch ihre Ausdünſtung heizt er ſeine Wohnungen *), durchfährt dort die rauheſte Winterwelle, bietet einer Kälte troz, worin der Brandtewein erſtarret, und trennet ſich von ſeiner grauſen Heimat nicht minder ungern als der Schweizer von ſeinen romantiſchen Gebürgen!

O der erhabenen Harmonie der Natur, der anbetungswürdigſten Weisheit und Macht ihres Urhebers! O der milden Vorſorge für ſeinen Liebling, den Menſchen!

*) M. ſ. S. 49.

Nur durch sie ward das Eis der Pole, und der glühende Erdstrich des Aequators für ihn bewohnbar; nur durch sie werden dem Grönländer die uns widrigsten, dürftigsten Speisen so wohlschmeckend und nahrhaft, als dem Neger oder dem Malayen der Sago, der Pisang oder gar der alles übertreffende Mangostan.

Doch nicht genug. Die Vorsicht sorgte auch mittelbar für die weitere Entwickelung des dürftigen Polarbewohners. Die Quadrupeden und das Geflügel dieser wasten Region sahen wir durch das dickste Haar und den weichsten Pflaumen gegen die Kälte gedeckt.

Der dortige Mensch, obgleich nur einer geringen künstlichen Wärme bedürfend, erlegte viele derselben für seine Nahrung und Kleidung und für seinen Hausbedarf. Aber nun landete der Europäer, siedelte sich dort an, und entdeckte bald in diesem Pelzwerk einen erstaunlichen Werth, einen wichtigen Handelszweig. Schnell weckte er in dem Indier den Trieb nach neuen Bedürfnissen. Jetzt jagte dieser den Bieber, den Bär, den Schupp, das Elend- und andere jagdbare Thiere nicht mehr nur bloß für sich, sondern zum Eintausch für europäische Waaren; und hiermit erzeugte sich ein Verkehr des Wilden und des gebildeten Fremdlings.

Freilich steckte dieser seinen neuen Bekannten mit den Blattern an, und, was noch trauriger war, er erregte in ihm Lust zum Genusse starker Getränke. Dagegen führte er ihm aber auch die Hülfsmittel gegen Krankheiten zu;

er gab ihm Mittel an die Hand, sein Leben leichter und sicherer zu erhalten. Der Missionair drang zur Belehrung des Indiers in die rauhesten Wüsten; der unermüdete Herrnhuter verwandelte den rohen Esquimaux und Grönländer in friedliche moralische Menschen, und schon genießt mancher unstete oft darbende Jäger und wilde canadische Krieger durch Englands weise Einrichtungen den ruhigen sichern Unterhalt, den der Ackerbau darbietet. Auf die Art schwindet allmählig jener wüthende Geist der steten Verheerung und Rache; die Mutter sucht nicht mehr sich ihrer Frucht vorzeitig zu entledigen, und der Sohn erschlägt nicht mehr den abgelebten Vater; die ungeheuren jetzt todten Gefilde ernähren einst ohne dauerndes Jagen und Morden die zehnfache Anzahl ihrer heutigen Bewohner; die Kultur ebnet die Wege für die Humanität, und vielleicht während eines Jahrhunderts blühen da Städte und reiche Anlagen, wo jetzt der Bär und Wolf in seiner Tenne lauert, oder wo das Tomahawk vom Blute des sorglosen Nachbarn dampft.

Nach dieser Ansicht gebührt jenen Kaufsummen der Peltereien, so groß sie auch wirklich sind, nur ein geringerer Werth; denn als die Hauptveranlassungen, ja gleichsam als die ersten Stufen zur Kultur der westlichen arctischen Erde zeigen sie sich von einer weit schätzbarern Seite.

Biographie.

Franz Drake.

Ein für die Menschheit höchst schätzbarer Vorzug unserer Zeiten scheint bisher der Beobachtung gleichsam entgangen zu seyn. Die Erweiterung des Handels und der daraus herfließenden Kenntnisse waren in den frühern Tagen Europens fast nur einzig die Folge des Verheerungs- und Eroberungsgeistes. Durchläuft man nämlich die Epochen der großen Entdeckungen der Spanier, der Portugiesen, und der ihnen zunächst folgenden Holländer, so lebt und webt man nur in Kriegen und Seeräubereien. Und wenn gleich die Engländer z. B. ein Hudson, Fox, u. a. auch von diesem Fehler frei sind, so erweiterte sich dennoch unsere Geographie selten anders als durch Blut und Fehde, und die Entdeckungen selbst waren gewöhnlich nur eine Nebensache.

Englands erster Weltumsegler, Francis Drake, ist diesem Vorwurfe auf eine sehr harte Weise ausgesetzt, und eben so wenig kann man seine Nachfolger, einen Raleigh, Cavendish, Dampier davon freispre-

chen. Nur die höhere Kultur unserer Zeiten, und ihre ächte Tochter, die Humanität, führte einen Wallis, Carteret, Cook, Byron, Bougainville, la Peyrouse, Villardiere u. a. nur in der Absicht um die Welt, um die Erde genauer kennen zu lernen, neue Länder und neue Menschenracen aufzusuchen, und sowohl für die Naturkunde als für den Handel neue Produkte hervorgehen zu lassen.

Und wenn gleich auch bei den Weltumseglungen, welche in dem letztern Drittheile des eben verflossenen Jahrhunderts unternommen wurden, einzelne blutige Auftritte zwischen den Entdeckern und den entdeckten Nationen sich ereigneten, so wurden diese doch nur entweder durch einen unglücklichen Zufall herbeigeführt oder durch die unvernünftige Art, mit welcher die rohen Nationen die Europäer aufnahmen, und mithin die letztern zur Rache reizten.

Daß aber hauptsächlich der Geist der Zeiten an den Betragen jener ältern Entdecker schuld war, dafür bürgt sowohl Anson's milder Charakter, als auch der Edelmuth, wodurch sich Drake so oftmals auszeichnete.

Franz Drake, der Sohn Edmund Dräk's, eines Matrosen, ward 1545 unweit Tavistock in Devonshire geboren. Sein Anverwandter, der berühmte Seemann Sir John Hawkins nahm sich seiner Erziehung für die Flotte an, und bereits im achtzehnten Jahre ward er Seckelmeister (purser) auf einem nach Biscaja handeln-

den Schiffe. Zwei Jahre darauf machte er eine Reise nach Guinea, um Sclaven einzuhandeln. Ein Sturm zwang ihn, in einen Hafen des mexicanischen Meerbusens Schutz zu suchen; allein hier ward er von den Spaniern treulos behandelt.

Im 22sten Jahre finden wir ihn schon auf dem ehrenvollen Posten eines Seekapitäns. Er kommandirte die Judith, und zeichnete sich sehr aus bei den glorreichen Thaten, wodurch sich damals Sir J. Hawkins im mexicanischen Meerbusen so berühmt machte. Indeß hatte er hiebei nur allein Ehre aber keine Schätze geerndtet. Er beschloß daher, sich dafür durch einen eigenen Zug gegen die Spanier in Westindien schadlos zu halten, und sich für das ihm zuvor angethane Unrecht zu rächen. Seine erste 1570 deshalb mit zwei Seegeln unternommene Expedition mislang nun zwar; dagegen verfehlte er seinen Zweck nicht bei einer andern, welche er zwei Jahre darauf nach dem Isthmus von Dacien unternahm. Er vereinigte sich hier mit den Symeronen, einer den Spaniern feindlichen Völkerschaft, nahm verschiedene kleine Städte ein, fing sehr beträchtliche Sendungen der Spanier an Gold- und Silberstangen auf, machte auch mehrere beträchtliche Prisen, worunter eine sehr reiche war, und fügte so den Spaniern sehr großen Schaden zu. Bei der Einnahme von Santa Cruz gab er einen Beweis seines Edelsinns. Drei junge vornehme Damen, welche sich nach St. Cruz geflüchtet hatten, nahm er auf ihr Ansuchen, gegen seine

Leute in Schutz und sahe dahin, daß sie bei der Plünderung der Stadt verschont blieben.

Noch mehr Edelsinn zeigte er indeß bei dieser Expedition durch folgende That. Zuerst überließ er den Symeronen aus Dankbarkeit alles, was sie sich für ihre Bedürfnisse besonders an Eisenwaaren wünschten, denn dies Metall schätzten sie höher als die übrigen. Ihr Oberhaupt (Cacique) Don Pedro genannt, äußerte sein großes Verlangen nach dem kostbaren Seitengewehre des Cap. Drake. Er schenkte es ihm. Der Indier erwiederte dies Geschenk durch vier Blöcke Gold. Wenn gleich dieses Gegengeschenk offenbar nur allein dem Cap. Drake für seine Person gehörte, so warf er es dennoch zu der allgemeinen Beute. Es ist nur gerecht, sagte er bei dieser Gelgenheit, daß jeder, der die allgemeine Gefahr theilt, auch an Allem Theil nimmt, was durch sie erzielt wird.

Durch diese Expedition, die er im August 1573 beendigte, und durch sein edles Betragen gewann er nicht bloß Ansehn, sondern auch die Liebe seiner Mannschaft, die sich denn auch nachmals allen Seeleuten Englands mittheilte.

Daher fand er es denn gleich darauf so leicht, drei starke Fregatten auf eigene Rechnung zu bemannen. Er diente hiemit in Irland als Volontair auf die ausgezeichnetste Weise unter Walkern, Grafen von Essex, dem Bruder des unglücklichen Favoriten.

Als der Graf starb, kehrte er nach England zurück und ward durch den Kammerherrn Hatton bei der großen Elisabeth eingeführt.

Von jetzt an genoß er des Schutzes der Königin, und erhielt dadurch Gelegenheit, das große Unternehmen auszuführen, welches seinen Namen unsterblich macht.

Bis dahin hatte nämlich kein Engländer die Welt umsegelt. Die Spanier gingen allein nach Indien durch die Magellans Straße. Drake unaufhörlich erbittert gegen diese Nation wegen seines frühern Verlustes, erbot sich theils aus Haß theils aus Ruhmsucht zu einem Versuche auf eben diesem Wege ins Südmeer zu dringen. Sein Vorschlag ward genehmigt und unterstützt. Seine Flottille bestand aus fünf kleinen Schiffen, auf welchen die gesammte Mannschaft sich nur bis auf 164 belief; dennoch hielt das Hauptschiff der Pelikan 100, und das zweite, die Elisabeth, 80 Tonnen.

Den 15. December 1577 begann diese damals so sehr gefürchtete Reise, und schon in den ersten Tagen des folgenden Aprils war die Flotte in Brasilien. Sie lief sodann südlich. Drake fand es nöthig, eins seiner Schiffe als überflüßig zu verbrennen und ging schon am 27sten in den Hafen Descada (Desire) vor Anker. Die große Menge Seekälber, die man hier vorfand, und von welchen 200 besonders zur Speise getödtet wurden, veranlaßte den Capitän, diesen Hafen Seehundsbay (Sealsbay) zu benennen. Hier fanden sich sehr ansehnlich ge-

staltete, weiß und schwarz bemahlte Wilde, mit welchen die Engländer in gutem Vernehmen blieben. Dieses Glück dauerte indeß nicht lange; denn als Drake am 2ten Junius den Hafen St. Julian erreicht hatte, geriethen sie dort mit andern Wilden in Streit, die sie zwar in die Flucht trieben und wovon sie einige tödteten, wobei sie aber gleichfalls zwei der Ihrigen verloren.

Die gültigsten Nachrichten bezeichnen diese Völker, die Patagonen, zwar als sehr große stark gebauete Menschen, sie widersprechen aber den ältern Spaniern, welche sie für Riesen ausgaben. Unsere neuesten Weltumsegler haben jetzt diesen Streit völlig zu Gunsten der Engländer entschieden.

Unweit des Hafens St. Julian sahe sich Drake genöthigt, einen talentvollen aber aufrührerischen Officier den Thomas Doughty am Leben zu strafen. Er hatte es versucht, die Mannschaft gegen den Anführer aufzuwiegeln und sie zur Rückkehr nach England zu zwingen. Doughty war selbst so sehr von der Gerechtigkeit seiner Strafe überzeugt, daß er nach dem Geständnisse seiner Schuld zuvor das Abendmahl genoß, dem Commandeur und die ganze Mannschaft um Verzeihung bat und dann ruhig die Todesstrafe litt.

Merkwürdig genug ist es, daß gerade hier Magellan bei seiner frühern Weltumsegelung etwas ähnliches thun mußte. Die Aufrührer des Schiffes Vittoria von Magel-

lans Flotte wurden hier hingerichtet, und die Engländer fanden hier noch den dazu errichteten Galgen.

Nun drang Drake in die Meerenge selbst und durchsegelte, was in der That Bewunderung verdient — mit seltnem Glücke diesen Canal von so vielfachen Biegungen und Richtungen und welcher eben daher so vielfache Veränderungen der Winde erfordert. Er beendigte diese höchst widrige Fahrt in dreizehn Tagen, worauf Bougainville 52 Tage, Wallis 4 Monate, ja andere Seefahrer gar gegen 9 Monate zubrachten.

Mehrere Inseln in der Straße, die dortigen Naturprodukte z. B. die Penguinen sind uns nachher genauer bekannt worden, als daß sie hier einer besondern Erwähnung verdienten.

Dagegen lieferte Drake's Durchfahrt zuerst ein für die Heilkunde vorzügliches Produkt. Das Schiff, die Elisabeth, unter der Führung des Capitain Winters ward durch Sturm in der Straße von der Flotte getrennt. Winter mußte nach England zurükkehren und brachte die von ihm in der Straße entdeckte wohlriechende stärkende Rinde, den weißen Kanel (Winterania Lin.), der häufig in den Ländern der Magellans-Straße wächst, mit zu Hause.

Sobald der Admiral die Straße verlassen hatte, sandte er eine Schaluppe unter Führung des Seemanns Carder nach Hause, um die Königin von seiner glücklichen Durchfahrt zu benachrichtigen. Carder litt aber Schiff-

bruch und kam erst nach tausend Gefahren sehr spät über Brasilien nach Hause.

Gleich nach seinem Eintritte in das große Südmeer suchte Drake längs den Küsten von Chili hinauf zu segeln; denn er sann stets auf den Ruin der Spanier.

Widrige Winde trieben ihn aber dreimal gen Süden zurück. Der vierte Sturm brachte ihn sogar bis zum 56sten Grad südl. Br. hinab. Hier fand er einige Inselgruppen; er nannte sie Elisabeths-Inseln. Die Geographen machten bis jetzt ein eigenes Südland daraus; allein Fleurieu hat nun auf eine, diesem großen französischen Seemanne Ehrebringende Art darzuthun gewußt und es auch durch eine eigene Karte gezeigt, daß Drake die unter dem Feuerlande (Terra del Fuego) gelegenen Inseln des Ramirez aufgefunden hat, daß sein Archipel der Elisabethsinseln diese und diejenigen Inseln der südlichsten Spitze von Amerika enthalte, worunter sich l'Hermite und Cap. Horn befindet, und daß also Draken und nicht den Holländern unleugbar die Ehre zukomme, dieses berühmte Cap, die unterste Spitze von Südamerika zuerst entdeckt zu haben.

Kaum erlaubten die Winde unserm kühnen Seefahrer seinen Trieb zu befriedigen, so kehrte er nach Norden und landete an der kleinern Insel Mocha (38 Gr. s. Br.) unweit der Küste von Chili. Von dieser Zeit folgten ihm nur Siege und Schätze. Bald bemächtigte er sich einer spanischen Stadt, bald nahm er schwere Sendungen von

Silber und Golde, welche aus den Bergwerken in Stangen geschickt wurden, bald wurden die reichsten Schiffe seine Beute. Auf einem einzigen derselben fand er 13 Kisten voll Realen, 80 Pfund Gold, 26 Tonnen mit Silberbarren und eine große Menge Edelsteine.

Nach diesen glücklichen Unternehmungen kam es darauf an, mit so unermeßlicher Beute den sichersten Rückweg nach England zu wählen; ob über Ostindien oder von neuem durch die Magellans-Straße.

In einem Schiffs-Rath stimmte man für den erstern Weg. Zu dem Ende ging das Geschwader längs der Küste von Amerika bis gegen den 48sten Grad der Breite nach Norden hinauf.

Dies gab denn Anlaß zu einer zweiten wichtigen Entdeckung. Ob es gleich noch Sommer war, so fand man in diesen nördlichen Meeren die Kälte dennoch sehr groß. Drake kehrte daher nach Süden zurück und landete unter dem 38sten Grade, 30 Minuten der Breite in einer guten Bay, welche auch noch seinen Namen führt; (Port Francis Drake). Die weißen Klippen der Küste sollen ihn an die vaterländischen, die diesen ähnlich sind, erinnert haben, und so benannte er das von ihm entdeckte Land Neu-Albion. Hier fand er mehrere gegen die Witterung gut verwahrte Hütten, und bald zeigte sich ihm ein harmloses Volk, ganz ohne Kleidung und ohne Mistrauen. Sie staunten über die Schiffe und hielten die Engländer für Wesen höherer Art. Der Oberste oder der König

des Landes überreichte in einer feierlichen Procession dem Admiral die besten Produkte des geringen Kunstfleißes. Er nahm sogar eine von schönen Federn gemachte Krone von seinem Haupte und setzte sie Draken auf. Hieraus folgerten denn die Engländer, der König habe ihnen sein Land übergeben. Wahrscheinlich war indeß diese ganze Handlung nur ein Beweis großer Ehrerbietung gegen Menschen, welche die Indier so weit über sich erhaben glaubten; denn auf eine ähnliche Weise ward der große Cook anfangs von den Bewohnern der Sandwichs-Inseln aufgenommen. Der Admiral fand sich indeß durch diesen Auftritt bewogen, feierlich von dem Lande im Namen seiner Königin Besitz zu nehmen, und diese Besitznehmung durch eine Inschrift auf einer metallenen Platte zu verewigen, die an eine zu diesem Behufe errichtete steinerne Säule geheftet wurde.

Für die Naturgeschichte ward hier eine neue Thierart entdeckt. Man fand dort in großer Menge eine Art Kaninichen, so nannten sie die Engländer wegen der Größe und Aehnlichkeit der Gestalt, mit Maulwurfs ähnlichen Füßen und großen Backentaschen, wie die des Hamsters, und mit Rattenschwänzen. Ihr Fleisch war sehr eßbar, und die Felle dienten den Vornehmsten der Indier zur Kleidung. Bis jetzt ist dieses Thier, wodurch wahrscheinlich ein neues Geschlecht bestimmt werden wird, nicht weiter bekannt geworden, obgleich die Spanier seit vielen Jahren sich dieses Landes bemeistert haben.

Nach eingenommenem frischen Wasser verließ Drake Californien, ging über die Latronen und landete im December auf den Molucken; verweilte bei dem Könige von Ternate, kam sodann nach Celebes, wo ihn das Glück von einem gefährlichen Felsenriese half, und bald darauf landete er in Java.

Diese Meere und Länder, welche jetzt hinreichend bekannt sind, verdienten in jenen Zeiten, wo die Portugiesen allein gleichsam den Schlüssel dazu hatten, einer besondern Beschreibung; sie jetzt zu wiederholen, würde Zeitverlust seyn.

Im März 1579 segelte er nach dem Vorgebürge der guten Hofnung, landete im Julius auf Sierra Leona, legte am 11ten Septbr. auf Tercera an und kam am 3ten November mit unsäglichen Reichthümern beladen glücklich in Plymouth an.

So war denn die erste Reise der Engländer um die Welt in 2 Jahren und 10 Monaten ruhmvoll beendigt. Die Nation frohlockte zwar über diese neue Ehre, allein ein großer Theil misbilligte dennoch Drakens Betragen gegen die Spanier. Der spanische Gesandte forderte Ersatz für die seiner Nation geraubten Schätze. Einige Nachrichten sagen bestimmt, daß Drake keinen unbeträchtlichen Theil seiner Beute zurückgegeben habe.

Indeß sahe die große Elisabeth dennoch in Drakens Unternehmung den Ruhm Englands und ein Beispiel zu großer Nacheiferung. Am 4ten April 1584 erzeigte sie

ihm daher die Ehre, auf seinem Schiffe ein Gastmahl von ihm anzunehmen; sie billigte hier sein ganzes Unternehmen, schlug ihn zum Ritter und ertheilte ihm deshalb ein neues Wappen, worin sich oben ein Schiff befindet. Sein berühmtes Schiff, der Pelikan, ward mehrere Jahre in Deptford bewundert, und als es durch die Länge der Zeit zerfiel, ward es dadurch verewigt, daß man aus einem Theile seines Holzes einen Armsessel verfertigen ließ, welcher der Universität zu Oxford zum Andenken geschenkt und von dem berühmten Odendichter Cowley besungen ward.

Drake blieb indeß nicht lange unthätig und begann als Seeheld eigentlich jetzt seine glorreichste Laufbahn.

Der nun stets wachsende Kampf zwischen Philipp von Spanien und der Königin Elisabeth bot ihm dazu die schönste Gelegenheit dar. Er ging 1585 mit seiner Flotte nach Westindien und nahm dort St. Jago, St. Domingo, Carthagena und St. Augustin.

Philipp rüstete sich indeß zu jenem berühmten Unternehmen, das nach seiner Meinung England gänzlich vernichten sollte. Er bereitete die große Armada. Ein Theil der Schiffe, nämlich 100 Munitionsschiffe waren in dem Hafen von Cadix versammlet. Drake eilte mit seinem Geschwader nach diesem spanischen Hafen. Im Angesicht der Festung und einer großen Anzahl von Kriegsfahrzeugen dringt der kühne Drake in die vor Anker liegende Schiffe, vernichtet 30 derselben, schlägt die übri-

gen in die Flucht, macht große Beute und setzt durch diese kaum glaubliche Kühnheit Philipps Unternehmen wider alles Erwarten zurück.

Diese glorreiche That genügte aber unserm Helden nicht. Er lief in den Tagus ein, und forderte die Kriegsmacht des spanischen Groß-Admirals Marquis von Santa Cruz dreist zum Kampfe auf. Dieser sahe indeß durch Festungen und Batterien geschützt, dem Nehmen oder Vernichten seiner Barken und Caravellen ruhig zu, und äußerte nur seinen Unmuth darüber dadurch, daß er gleich darauf vor Scham und Schmerz starb. Drake hingegen lief nach den Azoren und eroberte den St. Philipp, eine aus Ostindien zurückkommende reiche Caracke. Diese Schiffe wurden bis jetzt als unüberwindlich angesehen, und da diese Caracke, die erste, welche verloren ging, zugleich den Namen des Königs trug, so machte ihre Eroberung desto größeres Aufsehen.

Philipps Ehrsucht, Starrsinn und unauslöschlicher Haß gegen Elisabeth ward indeß durch alle diese Unglücksfälle nicht erschüttert. Die großen Rüstungen gingen ihren Gang, und im folgenden Jahre (1588) rückte wirklich die furchtbare Armada gegen Englands Küsten an.

Sie bestand aus 130 Seegeln, viele der Gallioten waren von einer damals ungesehenen Größe, ob sie gleich bei unserer heutigen Marine wohl nur erst zu den Schiffen des dritten Ranges gehören mögten. Auf der Flotte befanden sich 19258 Mann Landtruppen, 8466 Seesoldaten,

2088 Galeeren-Sclaven und 2630 metallene Stücke von großem Caliber.

Die Erwartung Philipps war bei dieser Staunen erregenden kostspieligen Expedition so groß, daß sich sogar viele Ketten für die nachmals zu fesselnden Engländer darauf befunden haben sollen.

Der Groß-Admiral Effingham führte die ganze Vertheidigungs-Flotte Englands und unter ihm diente Franz Drake als Viceadmiral. Effingham benahm sich bei seinem Auslaufen aus Plymouth so geschickt, daß er nur aus der Ferne diese überlegene Macht beschoß. Hierdurch ward ihr die Uebermacht ihrer Mannschaft unbrauchbar. Und da bei der Ungeschicklichkeit im Manövriren der großen spanischen Schiffe einige von der Flotte getrennt wurden, so griffen die Engländer diese einzeln an. Drake zeichnete sich auch hierbei auf das glücklichste aus. Er eroberte zwei sehr bedeutende Schiffe. Hierunter war die große Gallione von Andalusien, unter dem Commando des berühmten Valdez, dem Urheber des Unternehmens. Der Spanier antwortete zwar bei der Aufforderung sich zu ergeben: Er sey Don Pedro Valdez und werde sich den Engländern nicht unter schlechten Bedingungen überliefern; kaum nannte ihm aber Drake seinen Namen, so sank dem Spanier der Muth und er übergab das Schiff, worin man 55000 Dukaten fand, da Valdez an Draken noch

für seine Person 3500 Pf. Sterling für seine Auslösung zahlen mußte.

Daß die ungeheure Expedition völlig mislang und die Armada fast gänzlich durch die Engländer und durch den Sturm aufgerieben ward, ist bekannt.

Dennoch hatten die Spanier die Frechheit, ihre Großthaten zu rühmen und der Wahrheit zum Trotz sich bedeutende Vortheile beizumessen.

Drake über diese Unverschämtheit äußerst aufgebracht, zeigte bei dieser Gelegenheit neue Talente. Er widerlegte in einer eigenen Schrift auf eine eben so beredte als bündige Art diese Großprahlereien, und die weiter bekannt werdenden Thatsachen und ihre Folgen gaben dieser Widerlegung stets neues Gewicht.

Die Niederlage der Armada hatte die Engländer mit einem wilden Enthusiasmus gegen Spanien belebt. Don Antonio, ein natürlicher Sohn des königl. Portugiesischen Hauses, wagte es voll Zutrauen auf den Haß der Portugiesen gegen die Castilianer, die Krone Portugalls zu reclamiren. Er suchte zuerst in Frankreich bei Heinrich dem Vierten und hierauf in England bei der Königin Elisabeth um Unterstützung seiner Ansprüche nach. Sogleich bildete sich eine große Gesellschaft angesehener Engländer zu diesem romanhaften Unternehmen. Fast 20 tausend Volontaire aus allen Ständen ließen sich dazu einschreiben; die Königin gab indeß nur 6 Schiffe dazu und 60 tausend Pf. Sterling. Für die Landtruppen ward

Norris als General, für die Seemacht aber unser Drake zum Admiral erwählt; und der junge nachmals so berühmte Graf Essex stahl sich heimlich wider den Willen der Königin auf das Geschwader. Diese kühnen Abendtheurer griffen mit erstaunlichem Muthe ein neues Armement an, welches in Corunna gegen England ausgerüstet ward, verbrannten die Schiffe, schlugen ein Corps von 5000 Mann Landtruppen, plünderten die Unterstadt von Corunna, und hätten selbst die gutbeschützte Oberstadt eingenommen, wenn es ihnen nicht an Kriegsmunition gefehlt hätte. Von hier gingen Drake und Norris nach Panicha, einem portugiesischen Hafen etwa 9 d. Meilen von Lissabon. Norris führte nun zwar die Landtruppen nach Lissabon selbst und Drake ging zu Wasser dorthin; allein die Spanier hatten die Stadt stark besetzt. Die Engländer machten indeß in der Vorstadt ansehnliche Beute, mußten sich aber vorzüglich aus Mangel an Kriegsmunition schleunig wieder einschiffen, und das ganze Unternehmen schlug gänzlich fehl.

Dies war gleichsam der Vorbote von den bald folgenden Unglücksfällen, welche dem Admiral bevorstanden.

Er segelte, bei dem fortdauernden Kriege mit Spanien, 1597 nach Westindien. Hier auf dem Schauplatze seiner vormaligen Siege hoffte er sich für jenes mislungene Unternehmen schadlos zu halten. Allein er fand dort alles geändert. Die Spanier klug gemacht durch Drakes frühere Ueberfälle, hatten sich überall in besseren Ver-

theidigungsstand gesetzt. Sowohl bei Portorico als nachmals bei Panama vereitelten sie des Admirals Unternehmungen. Nicht gewohnt, sich vom Glücke so gemißhandelt zu sehen, versank er in Mißmuth und Melancholie; hatte außerdem das Unglück, von der Ruhr befallen zu werden, und diese vereinten Leiden brachten ihm den Tod. Er starb am 28sten Januar 1596 auf seiner Flotte unweit Nombre di Dios, gerade an diesem Flecke der Erde, wo er triumphirend so oftmals Tod und Verheerung verbreitet hatte. Auf dem Meere war er geboren, auf dem Meere hatte er gelebt, in dem Meere ward er begraben.

Dies war die Laufbahn eines Mannes, der ohne Geburt und ohne Vermögen, nur allein durch große Talente eine entschiedene Stelle unter den ersten Männern des 16ten Jahrhunderts einnahm. Hieran hatte aber sein wohlgebaueter Körper selbst einigen Antheil. Sein großes offenes kühnes Auge und sein zuvorkommendes edles Benehmen flößten Zutrauen, Muth und Liebe ein. Diese Eigenschaften waren gleichfalls Ursache, daß er zu mehrerenmalen zum Parlamentsgliede erwählt ward.

Außer jenen Heldentugenden besaß er noch anderweitige Talente. Er war für die damaligen Zeiten ein sehr vorzüglicher nautischer Astronom, er bestätigte durch eigene Observation die von Magellan beobachteten südlichen Gestirne. Seiner natürlichen Beredsamkeit und seines geübten Stiels ist bereits oben gedacht worden. Ihm verdankt ferner Plymouth ihr frisches Wasser, woran es

dieſer berühmten Seeſtadt bis dahin ſo ſehr mangelte. Er führte nämlich mit vieler Geſchicklichkeit einen Strom friſchen Waſſers, welches in gerader Linie acht engliſche Meilen weit von Plymouth entſprang, durch Leitungen, die gegen 20 Meilen betragen, dorthin.

Drakes Verdienſte um ſein Vaterland waren alſo in vielfacher Hinſicht ſehr groß. Er hatte der engliſchen Marine neues Leben und Anſehen erworben, er hatte Englands Feinde gedemüthiget und durch ſeine eben ſo kühnen als geſcheuten Unternehmungen ſeinem Vaterlande den höchſten Ruhm erworben.

Aber auch auf den Dank der geſammten Geographie hat er die gültigſten Anſprüche.

Es bedarf nicht einmal einer beſondern Erwähnung, daß er der erſte war, der als Führer eine Reiſe um die Welt glücklich beendigte, da Magellan ſelbſt auf ſeiner Expedition umkam. Drake drang offenbar nach Süden weiter hinab als irgend einer vor ihm; denn er entdeckte Cap Horn; auch lehrte er die Magellans-Straße und Feuerland nebſt den Bewohnern dieſer Länder richtiger kennen. Von jenem äußerſten Vorgebürge an erhielt durch ihn die Einfaſſung des ganzen ſüdlichen Amerika, welche nur den Spaniern allein, und dennoch ſehr unvollkommen bekannt war, ein helleres Licht.

Auf der Weſtſeite des nördlichen Amerika befuhr er aber nicht bloß die Küſten bis gegen den 48ſten Grad der

Breite, sondern er entdeckte hier ein groſses Land, Neu-Albion, das in Rücksicht der Entdeckung unleugbar England angehört, wenn es gleich nachmals von Spanien unter dem allgemeinen Namen Californien mit in Besitz genommen ist. Endlich wurden durch Drake die Gewässer der Ladronen und der Molucken, damals sehr dunkle Theile der Erde, weit genauer bekannt.

Erläuterung der Karte.

Diese stereographisch entworfene Karte, bei welcher ich, westlich von Grönland gerechnet, größtentheils der schätzbaren Reichardschen Karte (Weimar 1801) gefolgt bin, läßt auf einen Blick diejenigen Länder übersehen, welche den Gegenstand des diesjährigen Taschenbuchs der Reisen ausmachen.

Sie ist nicht zu einer eigentlich politisch geographischen Karte geeignet; hingegen findet sich darauf der Bau des Meeres und des Landes, der Zusammenhang der Gewässer und Gebirge von Labrador bis zum Südmeere, nach den neuesten Entdeckungen von Hearne, Mackenzie, Curtis und den Mährischen Brüdern u. a.

Besonders ist hiebei auf die Völkerschaften Rücksicht genommen, welche die zuvor weniger bekannten Theile des nördlichsten Amerika bewohnen, z. B. auch auf die Esquimaux, die Nord-Indier, die Kniſteneaux und die

verschiedenen Stämme, die uns durch Hearnes und Mackenzies Reisen tief in Westen bekannt wurden. Die Gebiete oder hauptsächlichsten Wohnplätze dieser zum Theil umherirrenden Indier sind im Buche selbst hinreichend angegeben.

Kanada ist hier nur nach seinen beiden Hauptabtheilungen vom Jahre 1791 angegeben, nämlich nach Ober- und Unterkanada. Die 19 neuen Grafschaften, in welche der Gouverneur Simcoe Oberkanada getheilt hat, erlaubte weder der Raum, noch gehörten sie zu unserer Absicht. Die Hauptstämme der dortigen Original-Einwohner sind aber darauf angezeigt.

Auf gleiche Weise darf ich, in Betreff der politischen Geographie von Neuschottland und von Neuland, Labrador, Island und Grönland, auf die neuesten Compendien der Geographie verweisen, da nur von den neuesten Entdeckungen in diesen Ländern und von ihrem Werthe hier die Rede ist; beides aber hat der Text angegeben. Island selbst erscheint hier nach der neuesten Reduktion der vorzüglichen Karte des Herrn Reinecke. Hiernach beträgt sie nach einer neuen Messungs-Methode des Herrn Dr. Gaus nur 1480 geogr. Quadr. Meilen.

Man findet dagegen außer der großen Sand- (Stockfisch) Bank von Neuland, die ganze Gruppe der übrigen dortgelegenen, für die Fischerei nicht minder wichtigen Sandbänke genau niedergelegt.

Hier noch einige Zugaben zu den Angaben der Menschen- und Waarenliſten.

1) Auf Neuſchottland rechnen Einige gegen 200000 Menſchen; hievon ſollen die dortigen Fiſchereien über 30000 ernähren. Neuſchottlands Fiſcherei iſt nach der von Neuland die beträchtlichſte. Im Jahre 1743 ſtieg ſie auf 900 tauſend Pf. Sterling.

2) Neuland (Newfoundland) hielt bereits 1789 gegen 26000 Menſchen.

3) Im Jahre 1786 führte Quebec überhaupt aus, für 343262 Pf. Sterl.; hierunter waren für 285977 Pf. St. an Peltereien. Dies wäre daher ein beträchtliches mehr als Mackenzie vom Jahre 1799 angiebt; vielleicht war damals die Concurrens noch nicht ſo groß.

Erklärung der Kupfer.

1) Titel-Kupfer. Sir Francis Drake nach dem beſten Gemählde.

2) Scenen auf dem Eismeere. Im Vordergrunde ein todter Wallfiſch, auf ihm der weiße Bär welcher, ſo wie die herbeifliegenden Mallemucken (Procellaria glacialis) begierig den todten Wallfiſch aufſucht.

Weiterhin zeigt sich ein im Eise verstauchtes Schiff, umgeben mit großen Eisschollen. Die Mannschaft hat bereits Zelte auf dem Eise errichtet. In der Ferne das große Boot des Racehorses (Schiffs des L. Mulgrave), wie es von den Matrosen gezogen wird. Ganz in der Weite noch größere Eismassen, durchbrochen von einzelnen Parthien offenen Fahrwassers. Dies Kupfer ist nach mehreren eigenen Zeichnungen nach dem Leben zusammengesetzt und hat Bezug auf S. 7 u. f.

3) Das Nordlicht, S. 13 u. f. nach einer treflichen Zeichnung von Skiöldebrand pittoreskten Reise durch Lappland. Im Vordergrunde sind der weiße Fuchs und ein Paar Eulen dieser nördlichen Gegend aus dem Pennant hinzugesetzt.

4) Isländischer Bauerhof umgeben von heissen Quellen, aus Olassens Reise durch Island. S. 25.

5) Die größte Fontaine von kochendem Wasser auf unsrer Erde, der Geyser, gleichfalls nach Olassens und Paulsons Reise. Die Beschreibung findet sich S. 27.

6) Lichtenfels, eine Niederlassung der Mährischen Brüder auf Grönland, nach Cranz. Das Meer, die hohen schroffen Felsen, die ruhige Dorfschaft, hinten die Kirche, die Gezelte der Grönländer und die da umher liegenden einzelnen Häuser, deren Einrichtung man S. 51 beschrieben findet, machen das Ganze sehr mahlerisch. S. 58.

7) Die Esquimaux der Hudsonsbay, hauptsächlich nach Ellis. Dies Blatt zeigt auf einen Blick beinahe ihre ganze Haushaltung. Im Vordergrunde liegen die Hauptinstrumente ihrer Seehundsjagd. Der Mann macht in Gesellschaft der Frau Feuer an, indem er ein in einem Brette laufendes Holz, vermittelst eines Seils, schnell umdrehet. Daneben eine Frau von hinten, mit einem Kinde in ihrem weiten Stiefel. Ferner ihre Winter- und Sommerwohnungen, und hinten ein Esquimaux in seinem Boote gleichsam eingenähet, wie er auf einen Seehund Jagd macht. S. 66.

8) Der Total-Anblick des Niagara-Falls, nicht nach Weld, sondern nach einem großen treflichen Blatte von Wilson. S. 132.

9) Der Indianische Krieger. Er ist von der Nation der Sioux oder Nadowessier, nach einer Original-Handzeichnung. Sein Körper ist mit vielfachen Figuren tatouirt. Er trägt als ein ausgezeichneter Anführer mehrere silberne Platten auf der Brust, auch dergleichen Armringe, und außer den Federn der Kopfhaube und Ohrgehänge ist sogar seine Nase mit einer durchgehenden Feder geziert. In der rechten Hand führt er einen Dolch, in der linken aber einen trocknen Skalp.

Die weiter hinten stehende Figur zeigt einen kanadischen Bauer in seiner gewöhnlichen Kleidung, in der Verzäunung seines Hofes. Ganz im Hintergrunde ein Mo-

UNIV. OF MICH.

Google

UNIV OF MICH.

Henri Schmidt sc. Lpzg.

Mico Chlucco

König der Siminolen.

TASCHENBUCH
DER
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung der
Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von
E. A. W. von ZIMMERMANN.

Vierter Jahrgang
für das Jahr
1805.

Mit 9 Kupfern und 1 Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

Heinr. Schmidt sc. Lpzg.

Mico Chlucco

König der Siminolen.

TASCHENBUCH
DER
REISEN,
oder
unterhaltende Darstellung der
Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,
in Rücksicht der Länder- Menschen- und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern.

von
E. A. W. von ZIMMERMANN.

Vierter Jahrgang
für das Jahr
1805.

Mit 9 Kupfern und 1 Karte.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

Digitized by Google

Vorrede.

Schon das vorjährige Taschenbuch der Reisen ließ voraussehen, daß sein Nachfolger eine Darstellung der Frei-Staaten von Amerika enthalten müßte. Wenn ich hierbei zum Theil meiner eigenen größeren Arbeit verfolget bin, so glaubte ich mich deshalb dazu berechtiget, weil ich bis jetzt kein Buch kenne, worin der Länderwerth dieser Staaten so concentrirt dargestellt worden ist, als in meinem Vergleich zwischen Frankreich und den Frei-Staaten von Nord-Amerika. Uebrigens habe ich auch daneben die besten Schriften benutzt, welche nach meinem früheren Werke bekannt geworden sind, wovon man sich leicht selbst überzeugen kann. Auch darüber darf ich

wohl keine Vorwürfe erwarten, daß ich einige Hauptelemente der Geschichte dieser Staaten durchgegangen bin. Es kommt mir bei diesem Taschenbuche sehr darauf an, den Lesern mehrerer Klassen auf vielartige Weise nützlich zu werden, jedoch ohne gar zu weit von der Hauptsache abzuschweifen. In der heutigen Lage der Dinge schien es daher durchaus nicht unnütz, einige Winke zu geben, die manchen Leser wohl auf eine andere Ansicht der amerikanischen sogenannten Revolution bringen könnten, und die ihm den großen Contrast derselben mit der heutigen Revolution Frankreichs deutlich machten.

Nur allein der Mangel an Zeit hat diesmal Florida zurückstehen lassen. Da indeß der folgende Jahrgang das übrige gesammte spanische Amerika enthalten wird, so findet Florida auch dort keinen unrechten Platz.

a l e n d e r

für das Jahr

1 8 0 5.

Die vier Jahreszeiten.

Des Winters Anfang fällt noch in das verflossene 1804te Jahr, den 22sten December, um 0 Uhr, 11 Minuten, Früh, nach der wahren Zeit; dieses ist bey uns der kürzeste Tag.

Frühlings Anfang ereignet sich den 21sten März, um 1 Uhr, 43 Minuten, Früh; es ist an diesem Tage in der ganzen Welt Tag und Nacht einander gleich.

Sommers Anfang begiebt sich den 21sten Junius, um 11 Uhr, 38 Min. Nachts; dieses ist bey uns der längste Tag.

Herbsts Anfang geschiehet den 23sten September, um 1 Uhr, 28 Min. Nachm.; es ist alsdann zum zweytenmal Tag und Nacht in der ganzen Welt einander gleich.

Finsternisse.

Im gegenwärtigen 1805sten Jahre haben wir sieben Finsternisse zu erwarten, nämlich fünf Sonnen- und zwey Mondfinsternisse, wovon aber nur die letztgenannten beyden Mondfinsternisse bey uns zum Theil sichtbar seyn werden.

Die erste ist eine unsichtbare Sonnenfinsterniß, am 1sten Januar des Morgens zwischen 1 und 2 Uhr.

Die zweyte ist eine totale Mondfinsterniß, den 15ten Januar des Morgens, wovon bey uns aber nur der Anfang um 7 Uhr, 32 Min. früh, kurz vor dem Untergange des Mondes, sichtbar seyn wird.

Die dritte ist eine kleine für uns unsichtbare Sonnenfinsterniß, den 30sten Januar des Abends.

Die vierte ist ebenfalls eine unsichtbare Sonnenfinsterniß, in der Nacht vom 26sten auf den 27sten Junius.

Die fünfte ist eine bey uns größtentheils sichtbare totale Mondfinsterniß, den 11ten Juli des Abends. Der Mond geht schon etwas verfinstert auf, und es wird wahrgenommen werden: der Anfang der totalen Verdunkelung 9 Uhr, 3 Min. Abends, das Mittel 9 Uhr, 48 Min., das Ende der totalen Verdunkelung des Mondes 10 Uhr, 32 Min., das völlige Ende der Finsterniß 11 Uhr, 42 Min. Die Dauer der totalen Verfinsterung am Monde ist also von 1 Stunde, 29 Min., und die ganze Dauer der Mondfinsterniß 3 Stunden, 49 Min. Die Größe derselben erstreckt sich auf 16 Zoll Nördlich.

Die sechste ist eine kleine unsichtbare Sonnenfinsterniß, den 26sten Juli des Morgens.

Die siebente endlich ist wiederum eine unsichtbare Sonnenfinsterniß, in der Nacht vom 20sten auf den 21sten December.

Dieses Jahr ist das 1618te der Julianischen Periode, und es ist im

Neuen Kalender		Alten Kalender
I	Die güldene Zahl	I
XXII	Der Sonnen-Circul	XXII
VIII	Der Römer Zinszahl	VIII
*	Der Mondzeiger	XI
F	Der Sonntagsbuchstabe	A

In allen drey Kalendern, nämlich im allgemeinen Reichskalender, Gregorianischen und Julianischen, ist dieses ein gemeines Jahr von 365 Tagen, und man zählet im

Allgemeinen Kalender

von Weihnachten 1804 bis Fastnacht 1805.
8 Wochen, 6 Tage.

Die sieben Planeten und Wochentage.

☉ Sonntag.	♀ Freytag.	♂ Mars.
☽ Montag.	♄ Sonnabend.	♁ Erde.
♂ Dienstag.	♅ Uranus.	♀ Venus.
☿ Mittwoch.	♄ Saturnus.	☿ Mercurius.
♃ Donnerstag.	♃ Jupiter.	

Die zwölf himmlischen Zeichen.

♈ Widder.	♌ Löwe.	♐ Schütze.
♉ Stier.	♍ Jungfrau.	♑ Steinbock.
♊ Zwillinge.	♎ Waage.	♒ Wassermann
♋ Krebs.	♏ Scorpion.	♓ Fische.

Die vier Quatember und Bergquartale.

Reminiscere, den 6ten März, ist 11 Wochen lang.
Trinitatis, den 5ten Juni, ist 13 Wochen lang.
Crucis, den 18ten Sept. ist 15 Wochen lang.
Luciä, den 18ten December, ist 13 Wochen lang.

Verb. Januar.	Ruſſ. Decemb.	Nivôse.
D. 1 Neujahr	20 Siv. Ignatia	11 Primedi
M. 2 Melchior	21 S.M. Julian	12 Duodi
D. 3 Caſpar	22 M. Anaſtaſii	13 Tridi
F. 4 Balthaſar	23 10 M.w.Krit.	14 Quartidi
S. 5 Simeon	24 M. Eugenii	15 Quintidi
S. 6 Feſt Epiph. Erſch. Chr.	25 H. Chriſt.	16 Sextidi
M. 7 Juliana	26 S. Pr. Bog.	17 Septidi
D. 8 Erhard	27 Arch. Steph.	18 Octidi
M. 9 Ehrenfried	28 Diwu tmu M.	19 Nonidi
D. 10 Zacharias	29 Mlad. 14000	20 Décadi
F. 11 Aloyſia	30 Mut. Anyſii	21 Primedi
S. 12 Reinhold	31 Pr. Melanii	22 Duodi
S. 13 1 n. Epiph.	1 Neujahr	23 Tridi
M. 14 Felix	2 1805.	24 Quartidi
D. 15 Traugott	3 Pr. Malach.	25 Quintidi
M. 16 Erdmuthe	4 Sobor 70 Ap.	26 Sextidi
D. 17 Antonius	5 Mutt. Theop.	27 Septidi
F. 18 Felicitas	6 Erſch. Chr. Bog. Geſp.	28 Octidi
S. 19 Priſca	7 Joanna Kr.	29 Nonidi
S. 20 2 n. Epiph.	8 1 n. Epiph.	30 Décadi
M. 21 Agnes	9 M. Polyeukt.	1 Pluviôse
D. 22 Vincentius	10 S. Grigoria	2 Duodi
M. 23 Charitas	11 Pr. Theodoſia	3 Tridi
D. 24 Timotheus	12 M. Tatiany	4 Quartidi
F. 25 Pauli Bek.	13 Mutt. Erm.	5 Quintidi
S. 26 Polycarpus	14 P. Ot. w. Rai.	6 Sextidi
S. 27 3 n. Epiph.	15 2 n. Epiph.	7 Septidi
M. 28 Carolina	16 Ap. Petr. W.	8 Octidi
D. 29 Theobald	17 Prep. Anton.	9 Nonidi
M. 30 Adelgundis	18 Afan. Kirill.	10 Décadi
D. 31 Virgilius	19 Prep. Makar.	11 Primedi

Neumond, den 1. um 1 Uhr, 40 Min. Nachts.
Erſtes Viertel, den 8. um 6 Uhr, 2 Min. Abends.
Vollmond, den 15. um 9 Uhr, 19 Min. Vorm.
☉ im ♒, den 20. um 10 Uhr, 33 Min. Vorm.
Letztes Viertel, den 22. um 3 Uhr, 32 Min. Nachm.
Neumond, den 30. um 7 Uhr, 48 Min. Abends.

Verb. Februar.	Ruſſ. Januar.	Pluviôse.
F. 1 Brigitta	20 P. Eythimia	12 Duodi
S. 2 Mar. Rein.	21 Prep. Mar.	13 Tridi
S. 3 4 n. Epiph.	22 3 n. Epiph.	14 Quartidi
M. 4 Veronica	23 S. Sw. Klim	15 Quintidi
D. 5 Agatha	24 Prep. Kſenii	16 Sextidi
M. 6 Dorothea	25 Grigor. Bog.	17 Septidi
D. 7 Richard	26 Pr. Kſenoph	18 Octidi
F. 8 Honoratus	27 Joan. Slat.	19 Nonidi
S. 9 Apollonia	28 Pr. Ephr. S.	20 Décadi
S. 10 Septuag.	29 4 n. Epiph.	21 Primedi
M. 11 Euphroſina	30 Sw. Ippolita	22 Duodi
D. 12 Jordanus	31 S. Kyr. i Jo.	23 Tridi
M. 13 Eulalia	1 Februar.	24 Quartidi
D. 14 Valentin	2 Mar. Rein.	25 Quintidi
F. 15 Fauſtin	3 Sim. i. An. P	26 Sextidi
S. 16 Oneſimus	4 Pr. Iſidora	27 Septidi
S. 17 Sexageſ.	5 Septuag.	28 Octidi
M. 18 Concordia	6 Prep. Wukol.	29 Nonidi
D. 19 Suſanna	7 Pr. Parſenia	30 Décadi
M. 20 Lebrecht	8 M. Theodora	1 Ventôse.
D. 21 Eleonora	9 M. Nikifora	2 Duodi
F. 22 Petr. Stuhlf.	10 M. Charal.	3 Tridi
S. 23 Lazarus	11 S. Wlaſia	4 Quartidi
S. 24 Eſtomihi / Matthias	12 Sexageſ.	5 Quintidi
M. 25 Victorinus	13 Butter-	6 Sextidi
D. 26 Faſtnacht	14 woche	7 Septidi
M. 27 Aſcherm.	15 da man	8 Octidi
D. 28 Macarius	16 auf-	9 Nonidi

Erſtes Viertel, den 7. um 3 Uhr, 0 Min. Früh.
Vollmond, den 13. um 9 Uhr, 31 Min. Abends.
☉ in ♓, den 19. um 1 Uhr, 23 M. Früh.
Letztes Viertel, den 21. um 0 Uhr, 11 M. Nachm.

Verb. März.	Ruſſ. Februar.	Ventôse.
F. 1 Albinus	17 hort Fleiſch	10 Decadi
S. 2 Amalia	18 zu eſſen.	11 Primedi
S. 3 1 Invocav.	19 Quinq. An=	12 Duodi
M. 4 Hadrian	20 fang der	13 Tridi
D. 5 Friedrich	21 Faſtnacht	14 Quartidi
M. 6 Quatemb.	22 Aſcherm.	15 Quintidi
D. 7 Perpetua	23 großen Faſten	16 Sextidi
F. 8 Philemon	24 Obr. Gla. Pr.	17 Septidi
S. 9 Rebecca	25 bis Oſtern.	18 Octidi
S. 10 2 Reminiſ.	26 Quadrág.	19 Nonidi
M. 11 Roſina	27 Pr. Procopia	20 Decadi
D. 12 Gregorius	28 Pr. Waſilia	21 Primedi
M. 13 Salomon	1 März. Quat.	22 Duodi
D. 14 Abigail	2 Sw. Feodota	23 Tridi
F. 15 Chriſtoph	3 M. Eutropia	24 Quartidi
S. 16 Henrietta	4 Pr. Geraſima	25 Quintidi
S. 17 3 Oculi	5 Reminiſc.	26 Sextidi
M. 18 Anſelmus	6 42 M. wo. Am.	27 Septidi
D. 19 Joſephus	7 S. M. Waſil.	28 Octidi
M. 20 Joachim	8 Pr. Theophyl.	29 Nonidi
D. 21 Benedict	9 40 Murſch.	30 Décadi
F. 22 Caſimir	10 M. Kodrata	1 Germinal
S. 23 Eberhard	11 Sophr. Patr.	2 Duodi
S. 24 4 Lätare	12 Oculi	3 Tridi
M. 25 Mar. Verk.	13 Nikipho. Pa.	4 Quartidi
D. 26 Caſtulus	14 Pr. Wened.	5 Quintidi
M. 27 Ruprechtus	15 M. Agap.	6 Sextidi
D. 28 Angelica	16 M. Savina	7 Septidi
F. 29 Eutachius	17 Pr. Alekſia	8 Octidi
S. 30 Guido	18 S. Kyrilla	9 Nonidi
S. 31 5 Judica	19 Lätare	10 Decadi

Neumond, den 1. um 11 Uhr, 18 Min. Vorm.
Erſtes Viertel, den 8. um 10 Uhr, 27 Min. Vorm.
Vollmond, den 15. um 10 Uhr, 38 Min. Vorm.
☉ im ♈, den 21. um 1 Uhr, 43 M. Früh.
Frühlings Anfang. Tag und Nacht gleich.
Letztes Viertel, den 23. um 8 Uhr, 55 Min. Morg.
Neumond, den 30. um 11 Uhr, 43 Min. Nachts.

Verb. April.	Russ. März.	Germinal.
M. 1 Theodora	20 P. Oteß. ubie	11 Primedi
D. 2 Rosimunda	21 Pr. Jac. Ep.	12 Duodi
M. 3 Tugendreich	22 M. Wasil. Pr.	13 Tridi
D. 4 Ambrosius	23 Pr. M. Nic.	14 Quartidi
F. 5 Maximus	24 Pr. Sacharii	15 Quintidi
S. 6 Irenäus	25 Mar. Verk. / Bla. Bog.	16 Sextidi
S. 7 Palmar.	26 Judica	17 Septidi
M. 8 Cölestinus	27 M. Matrony	18 Octidi
D. 9 Theophilus	28 Prep. Glar.	19 Nonidi
M. 10 Daniel	29 Prep. Marka	20 Decadi
D. 11 Gr. Donn.	30 Pr. Joanna	21 Primedi
F. 12 Charfreyt.	31 Pr. Hypatia	22 Duodi
S. 13 Justinus	1 Aprilis.	23 Tridi
S. 14 H. Ostertag	2 Palmf.	24 Quartidi
M. 15 Osterment.	3 Prep. Nikity	25 Quintidi
D. 16 Osterdien.	4 Prep. Josifa	26 Sextidi
M. 17 Rudolph	5 M. Theodula	27 Septidi
D. 18 Chrysostom.	6 Gr. Donn.	28 Octidi
F. 19 Hermogenes	7 Charfr.	29 Nonidi
S. 20 Sulpitius	8 Ap. Jrodiona	30 Decadi
S. 21 1 Quasim.	9 Ostertag	1 Floreal.
M. 22 Soter	10 Osterm.	2 Duodi
D. 23 Georgius	11 Osterd.	3 Tridi
M. 24 Albertus	12 Wasil. Par.	4 Quartidi
D. 25 Marcus	13 Ew. Artem.	5 Quintidi
F. 26 Cletus	14 S. Mariana	6 Sextidi
S. 27 Tertullian	15 Ap. Aristarch.	7 Septidi
S. 28 2 Mis. Dom.	16 Quasim.	8 Octidi
M. 29 Sibilla	17 Pr. Symeon.	9 Nonidi
D. 30 Eutropius	18 Pr. Joanna	10 Decadi

Erstes Viertel, den 6. um 5 Uhr, 21 M. Nachm.
Vollmond, den 14. um 0 Uhr, 33 Min. Nachts.
☉ im ♉, den 20. um 2 Uhr, 26 M. Nachm.
Letztes Viertel, den 22. um 3 Uhr, 50 M. Früh.
Neumond, den 29. um 9 Uhr, 22 Min. Vorm.

Verb. May.	Ruff. April.	Floreal.
M. 1 Phil. Jac. Walpurgis	19 Joan. Werch.	11 Primedi
D. 2 Sigismund	20 Pr. Theodora	12 Duodi
M. 3 † Erfindung	21 S. Siv. Jan.	13 Tridi
D. 4 Florian	22 Pr. Theodora	14 Quartidi
S. 5 3 Jubilate	23 Mif. Dom.	15 Quintidi
M. 6 Joh. v. Pfort.	24 M. Sawwy	16 Sextidi
D. 7 Gottfried	25 Ap. Maria	17 Septidi
M. 8 Dietericus	26 S. Wasilia	18 Octidi
D. 9 Benigna	27 S. Symeona	19 Nonidi
F. 10 Victoria	28 Ap. Jasona	20 Decadi
S. 11 Adolph	29 9 M. w. Kif.	21 Primedi
S. 12 4 Cantate	30 Jubilate	22 Duodi
M. 13 Servatius	1 May.	23 Tridi
D. 14 Christian	2 Afanaf. Al.	24 Quartidi
M. 15 Sophia	3 M. Tim. i M.	25 Quintidi
D. 16 Sara	4 B. M. Pelagii	26 Sextidi
F. 17 Jodocus	5 S. Mut. Jr.	27 Septidi
S. 18 Venantius	6 Jowa mneg.	28 Octidi
S. 19 5 Rogate	7 Cantate	29 Nonidi
M. 20 Thereſia	8 Ap. Jo. Bog.	30 Decadi
D. 21 Prudentius	9 Pr. Jf. i Nik.	1 Prairial.
M. 22 Helena	10 Ap. Simona	2 Duodi
D. 23 Himf. Chr.	11 Obn. Zarägr.	3 Tridi
F. 24 Johanna	12 S. Epiphania	4 Quartidi
S. 25 Urban	13 M. Glycerii	5 Quintidi
S. 26 6 Exaudi	14 Rogate	6 Sextidi
M. 27 Florens	15 Pr. Bach. W.	7 Septidi
D. 28 Wilhelm	16 Pr. Theodora	8 Octidi
M. 29 Manilius	17 Ap. Andron.	9 Nonidi
D. 30 Wigand	18 Himf. Chr.	10 Decadi
F. 31 Petronilla	19 S. Siw. Patr.	11 Primedi

Erſtes Viertel, den 6. um 0 Uhr, 37 M. Nachts.
Vollmond, den 13. um 3 Uhr, 14 Min. Nachm.
☉ in II, den 21. um 2 Uhr, 57 Min. Nachm.
Letztes Viertel, den 21. um 7 Uhr, 28 M. Abends.
Neumond, den 28. um 5 Uhr, 8 Min. Abends.

Verb. Junius.	Ruſſ. May.	Prairial
S. 1 Nicodemus	20 M. Thalalea	12 Duodi
S. 2 H. Pfingſt.	21 Exaudi	13 Tridi
M. 3 Pfingſtm.	22 M. Waſiliska	14 Quartidi
D. 4 Pfingſtd.	23 Pr. Michaila	15 Quintidi
M. 5 Quatemb.	24 Pr. Symeon.	16 Sextidi
D. 6 Benignus	25 Obr. Gla. Pr.	17 Septidi
F. 7 Lucretia	26 Apoſt. Karpa	18 Octidi
S. 8 Medardus	27 Siw. Therap.	19 Nonidi
S. 9 Dreyf. Feſt	28 Pfingſttag	20 Decadi
M. 10 Onophrius	29 Pfingſtm.	21 Primedi
D. 11 Barnabas	30 Pfingſtd.	22 Duodi
M. 12 Baſilides	31 Quatemb.	23 Tridi
D. 13 Tobias	1 Junius.	24 Quartidi
F. 14 Eliſäus	2 Nikifora P.	25 Quintidi
S. 15 Vitus	3 M. Lukillian.	26 Sextidi
S. 16 1 n. Trinit.	4 Trinitat. Pe=	27 Septidi
M. 17 Laura	5 tri Faſten	28 Octidi
D. 18 Arnolph	6 fängt an	29 Nonidi
M. 19 Gervaſius	7 und dauert	30 Decadi
D. 20 Sylverius	8 3 Wochen	1 Messidor
F. 21 Philippina	9 und 3	2 Duodi
S. 22 Gotthelf	10 Tage.	3 Tridi
S. 23 2 n. Trinit.	11 1 n. Trinit.	4 Quartidi
M. 24 Joh. Täuf.	12 On. i Petra	5 Quintidi
D. 25 Elogius	13 Mut. Akyliny	6 Sextidi
M. 26 Jeremias	14 Pror. Eliſſea	7 Septidi
D. 27 7 Schläfer	15 Pr. Ammoſa	8 Octidi
F. 28 Leo	16 Typhon. Am.	9 Nonidi
S. 29 Pet. Paul	17 M. Mannila	10 Décadi
S. 30 3 n. Trinit.	18 2 n. Trinit.	11 Primedi

Erſtes Viertel, den 4. um 8 Uhr, 59 M. Morg.
Vollmond, den 12. um 6 Uhr, 28 Min. Früh.
Letztes Viertel, den 20. um 7 Uhr, 23 M. Morg.
☉ im ♋, den 21. um 11 Uhr, 38 Min. Nachts.
Sommers Anfang. Längſter Tag.
Neumond, den 27. um 0 Uhr, 3 Min. Früh.

Verb. Julius.	Ruſſ. Junius.	Meſſidor.
M. 1 Theodoricus	19 A. Jud. B. G.	12 Duodi
D. 2 M. Heimſ.	20 S. Methodia	13 Tridi
M. 3 Cornelius	21 M. Juliana	14 Quartidi
D. 4 Ulricus	22 M. Euſebia	15 Quintidi
F. 5 Charlotte	23 Mut. Agrip.	16 Sextidi
S. 6 Eſaias	24 Joh. Täuf.	17 Septidi
S. 7 4 n. Trinit.	25 3 n. Trinit.	18 Octidi
M. 8 Kilian	26 Davida Sel.	19 Nonidi
D. 9 Cyrillus	27 Pr. Sampſ.	20 Decadi
M. 10 Gottlob	28 Kira i Joan.	21 Primedi
D. 11 Pius	29 A. Petr. i P.	22 Duodi
F. 12 Heinrich	30 Sob. 12 Ap.	23 Tridi
S. 13 Margaretha	1 Julius.	24 Quartidi
S. 14 5 n. Trinit.	2 4 n. Trinit. M. Heimſ.	25 Quintidi
M. 15 Apoſt. Theil.	3 M. Yakintha	26 Sextidi
D. 16 Raphael	4 Andrea Krit.	27 Septidi
M. 17 Alexius	5 Ath. Ath.	28 Octidi
D. 18 Eugenius	6 P. Siſoa wel.	29 Nonidi
F. 19 Ruffinus	7 P. Thom. i At.	30 Decadi
S. 20 Elias	8 W. M. Prok.	1 Thermid.
S. 21 6 n. Trinit.	9 5 n. Trinit.	2 Duodi
M. 22 Mar. Magdl.	10 45 M. i P. R.	3 Tridi
D. 23 Apollinar.	11 S. M. Euſim.	4 Quartidi
M. 24 Chriſtina	12 Mut. Proſla	5 Quintidi
D. 25 Jacobus	13 Sob. Ar. G.	6 Sextidi
F. 26 Anna	14 Apoſt. Akyly	7 Septidi
S. 27 Martha	15 Kirika i Jul.	8 Octidi
S. 28 7 n. Trinit.	16 6 n. Trinit.	9 Nonidi
M. 29 Beatrix	17 W. M. Mar.	10 Decadi
D. 30 Ruth	18 M. Yakintha	11 Primedi
M. 31 Florentina	19 P. Dia i M.	12 Duodi

Erſtes Viertel, den 3. um 7 Uhr, 21 Min. Abends.
Vollmond, den 11. um 9 Uhr, 51 Min. Abends.
Letztes Viertel, den 19. um 4 Uhr, 17 Min. Nachm.
☉ im Ω, den 23. um 10 Uhr, 30 Min. Vorm.
Anfang der Hundstage.
Neumond, den 26. um 7 Uhr, 11 Min. Morgens.

Vers. August.	Russ. Julius.	Thermidor
D. 1 Petri Kettenf.	20 S. Pror. Jlii	13 Tridi
F. 2 Gustav	21 Symeon J.	14 Quartidi
S. 3 Augustus	22 S. Mar. M.	15 Quintidi
S. 4 8 n. Trinit.	23 7 n. Trinit.	16 Sextidi
M. 5 Oswald	24 M. Christiny	17 Septidi
D. 6 Ulrica	25 Usp. S. Anny	18 Octidi
M. 7 Donatus	26 Siv. Ermola.	19 Nonidi
D. 8 Severus	27 M. M. Pant.	20 Décadi
F. 9 Ericus	28 Ap. Prochora	21 Primedi
S. 10 Laurentius	29 M. Kallinika	22 Duodi
S. 11 9 n. Trinit.	30 8 n. Trinit.	23 Trial
M. 12 Clara	31 S. Evdokim.	24 Quartidi
D. 13 Aurora	1 Augustus.	25 Quintidi
M. 14 Eusebius	2 Fasten der	26 Sextidi
D. 15 Mar. Himf.	3 Mutter Got-	27 Septidi
F. 16 Rochus	4 tes fängt	28 Octidi
S. 17 Liberatus	5 an und	29 Nonidi
S. 18 10 n. Trinit.	6 9 n. Trinit.	30 Décadi
M. 19 Sebald	7 dauert	1 Fructid.
D. 20 Bernhard	8 bis zum	2 Duodi
M. 21 Anastasius	9 Ap. Matthia	3 Tridi
D. 22 Alphonsus	10 15ten August.	4 Quartidi
F. 23 Zachäus	11 Archid. Eupla	5 Quintidi
S. 24 Bartholm.	12 Mut. Jolia	6 Sextidi
S. 25 11 n. Trinit.	13 10 n. Trin.	7 Septidi
M. 26 Samuel	14 Pror. Michea	8 Octidi
D. 27 Gebhard	15 Usp. Bogor.	9 Nonidi
M. 28 Pelagius	16 Neruk. Obr.	10 Décadi
D. 29 Joh. Enth.	17 M. Myrona	11 Primedi
F. 30 Ernestus	18 M. Flora i L.	12 Duodi
S. 31 Josua	19 M. Andr. St.	13 Tridi

Erstes Viertel, den 2. um 8 Uhr, 28 Min. Morg.
Vollmond, den 10. um 0 Uhr, 40 M. Nachm.
Letztes Viertel, den 17. um 11 Uhr, 13 M. Nachts.
☉ in ♍, den 23. um 4 Uhr, 55 Min. Nachm.
Ende der Hundstage.
Neumond, den 24. um 3 Uhr, 25 Min. Nachm.

September. 1805. Herbstm. | Fr. Kalend.

Verb. September.	Russ. August.	Fructidor.
S. 1 12 n. Tr. Egid.	20 11 n. Trin.	14 Quartidi
M. 2 Absolom	21 Ap. Thaddea	15 Quintidi
D. 3 Mansuetus	22 M. Agathon	16 Sextidi
M. 4 Moses	23 S. M. Luppa	17 Septidi
D. 5 Nathanael	24 Sw. Eutycha	18 Octidi
F. 6 Magnus	25 Ap. Barth.	19 Nonidi
S. 7 Regina	26 Adr. i Natal.	20 Décadi
S. 8 13 n. Tr. M. G.	27 12 n. Trin.	21 Primedi
M. 9 Sidonia	28 Pr. Moysea	22 Duodi
D. 10 Pulcheria	29 Usiekn. Pr.	23 Tridi
M. 11 Abraham	30 Kn. Alex. N.	24 Quartidi
D. 12 Gottlieb	31 Pol. P. Bog.	25 Quintidi
F. 13 Amatus	1 Septemb.	26 Sextidi
S. 14 † Erhöhung	2 M. Mamant.	27 Septidi
S. 15 14 n. Trinit.	3 13 n. Trin.	28 Octidi
M. 16 Euphemia	4 Sw. Wawyl.	29 Nonidi
D. 17 Lambert	5 Sach. i Elis.	30 Decadi
M. 18 Quatemb.	6 Tsch. Mich. A.	1 Pr. Jours compl.
D. 19 Renatus	7 M. Sosonta	2 D.
F. 20 Calixtus	8 Ro. Bogor.	3 Tridi
S. 21 Matthäus	9 S. Joak. i An.	4 Q.
S. 22 15 n. Trinit.	10 14 n. Trin.	5 Quintidi
M. 23 Thecla	11 Theod. Alex.	1 Vendem.
D. 24 Joh. Empf.	12 Sw. Autom.	2 Duodi XIV Année
M. 25 Cleophas	13 Obn. Chram.	3 Tridi
D. 26 Cyprian	14 Wosdw. Kr.	4 Quart.
F. 27 Cos. Dam.	15 W. M. Nikity	5 Quint.
S. 28 Wenceslaus	16 W. M. Euph.	6 Sextidi
S. 29 16 n. Trin. Michael	17 15 n. Trin.	7 Septidi
M. 30 Hieronym.	18 Pr. Eumenia	8 Octidi

Erstes Viertel, den 1. um 0 Uhr, 46 M. Nachts.
Vollmond, den 9. um 2 Uhr, 25 Min. Nachts.
Letztes Viertel, den 16. um 5 Uhr, 23 Min. Früh.
☉ in ♎, den 23. um 1 Uhr, 28 Min. Nachm.
Herbsts Anfang. Tag und Nacht gleich.
Neumond, den 23. um 1 Uhr, 37 Min. Nachts.
Erstes Viertel, den 30. um 7 Uhr, 50 M. Abends.

Verb. October.		Ruſſ. Sept.		Vendémiai.
D. 1	Remigius	19	M. Trophima	9 Nonidi
M. 2	Rahel	20	Quatemb.	10 Decadi
D. 3	Maximian	21	Ap. Kodrata	11 Primedi
F. 4	Franciſcus	22	Siw. Joki	12 Duodi
S. 5	Placidus	23	Saiſch. Pred.	13 Tridi
S. 6	17 n. Trinit.	24	15 n. Trin.	14 Quartidi
M. 7	Eſther	25	Euſr. i Ser.	15 Quintidi
D. 8	Ephraim	26	A. Joan. B.	16 Sextidi
M. 9	Dionyſius	27	S. M. Kalliſt.	17 Septidi
D. 10	Athanaſius	28	Pr. Chariton	18 Octidi
F. 11	Gereon	29	Michael	19 Nonidi
S. 12	Maximilian	30	Siw. Grigor.	20 Decadi
S. 13	18 n. Trinit. Colomanus	1	17 n. Trin. October.	21 Primedi
M. 14	Burkhard	2	S. Kyprians	22 Duodi
D. 15	Hedwig	3	Siw. Dioniſ.	23 Tridi
M. 16	Gallus	4	Siw. Jeroth.	24 Quartidi
D. 17	Innocent.	5	M. Charitiny	25 Quintidi
F. 18	Lucas Ev.	6	Ap. Thomy	26 Sextidi
S. 19	Ferdinand	7	Sergia i W.	27 Septidi
S. 20	19 n. Trinit.	8	18 n. Trin.	28 Octidi
M. 21	Urſula	9	Ap. Jak. Alf.	29 Nonidi
D. 22	Cordula	10	S. M. Eulam	30 Decadi
M. 23	Severinus	11	Ap. Philippa	1 Brumair.
D. 24	Salome	12	S. M. Prowa	2 Duodi
F. 25	Wilhelmine	13	S. M. Karpa	3 Tridi
S. 26	Job	14	S. M. Naſar.	4 Quartidi
S. 27	20 n. Trinit.	15	19 n. Trin.	5 Quintidi
M. 28	Sim. Jud.	16	S. M. Long.	6 Sextidi
D. 29	Narciſſus	17	S. Pror. Oſii	7 Septidi
M. 30	Claudius	18	Apoſt. Luti	8 Octidi
D. 31	Ref. Feſt	19	S. Pror. Joil	9 Nonidi

Vollmond, den 8. um 2 Uhr, 59 Min. Nachm.
Letztes Viertel, den 15. um 11 Uhr, 52 M. Vorm.
Neumond, den 22. um 2 Uhr, 30 Min. Nachm.
☉ im ♏, den 23. um 9 Uhr, 25 Min. Abends.
Erſtes Viertel, den 30. um 4 Uhr, 11 M. Nachm.

Verb. November.	Ruſſ. October.	Brumaire.
F. 1 Aller Heilig.	20 W. M. Art.	10 Décadi
S. 2 Aller Seel.	21 Pr. Mariona	11 Primedi
S. 3 21 n. Trin.	22 20 n. Trin.	12 Duodi
M. 4 Carolus	23 A. Jak. B. B.	13 Tridi
D. 5 Blandina	24 S. M. Arethy	14 Quartidi
M. 6 Leonhard	25 S. M. Mark.	15 Quintidi
D. 7 Erdmann	26 W. M. Dimit	16 Sextidi
F. 8 Emericus	27 M. Neſtora	17 Septidi
S. 9 Theodor	28 M. Terentia	18 Octidi
S. 10 22 n. Tr. M. L.	29 21 n. Trin.	19 Nonidi
M. 11 Mart. Biſch.	30 M. Sinowia	20 Décadi
D. 12 Modeſtus	31 Ap. Stachia	21 Primedi
M. 13 Arcadius	1 November.	22 Duodi
D. 14 Levinus	2 M. Akindina	23 Tridi
F. 15 Leopold	3 M. Akepſima	24 Quartidi
S. 16 Edmund	4 Pr. Joan ilk.	25 Quintidi
S. 17 23 n. Trinit.	5 22 n. Trin.	26 Sextidi
M. 18 Heſychius	6 Paula Arch.	27 Septidi
D. 19 Eliſabeth	7 33 M. w. Mel.	28 Octidi
M. 20 Aemilia	8 Arch. Mich.	29 Nonidi
D. 21 Mar. Opf.	9 M. Oniſiph.	30 Décadi
F. 22 Cäcilia	10 Apoſt. Eraſta	1 Frimaire
S. 23 Clemens	11 S. M. Miny	2 Duodi
S. 24 24 n. Trinit.	12 23 n. Trin.	3 Tridi
M. 25 Catharina	13 J. Slatouſt	4 Quartidi
D. 26 Conrad	14 Ap. Filippa	5 Quintidi
M. 27 Günther	15 Anfang	6 Sextidi
D. 28 Ruffus	16 Ap. Matfea	7 Septidi
F. 29 Walther	17 der Phi=	8 Octidi
S. 30 Andreas	18 lippsfa=	9 Nonidi

Vollmond, den 7. um 2 Uhr, 45 Min. Früh.

Letztes Viertel, den 13. um 7 Uhr, 34 M. Abends.

Neumond, den 21. um 6 Uhr, 24 Min. Morg.

☉ im ♐, den 22. um 5 Uhr, 39 M. Abends.

Erſtes Viertel, den 29. um 11 Uhr, 52 M. Vorm.

December. 1805. Christm. | Fr. Kalend.

Verb. December.	Russ. Nov.	Frimaire.
S. 1 1 Advent	19 24 n. Trin.	10 Decadi
M. 2 Aurelia	20 fasten	11 Primedi
D. 3 Fr. Xaver.	21 Wchod. Bog.	12 Duodi
M. 4 Barbara	22 bis Weihn.	13 Tridi
D. 5 Amos	23 Amphil. Ep.	14 Quartidi
F. 6 Nicolaus	24 W. M. Ekat.	15 Quintidi
S. 7 Marquard	25 S. Klimenta	16 Sextidi
S. 8 2 Advent	26 25 n. Trin.	17 Septidi
M. 9 Agrippina	27 Jak. Persän.	18 Octidi
D. 10 Judith	28 Pr. M. St.	19 Nonidi
M. 11 Damasus	29 M. Param.	20 Décadi
D. 12 Epimachus	30 Andr. Perw.	21 Primedi
F. 13 Lucia	1 December	22 Duodi
S. 14 Isidorus	2 Pror. Aww.	23 Tridi
S. 15 3 Advent	3 1 Advent	24 Quartidi
M. 16 Ananias	4 Wel. M. W.	25 Quintidi
D. 17 Isaac	5 Pr. Sawwy	26 Sextidi
M. 18 Quatemb.	6 S. Nicolaja	27 Septidi
D. 19 Reinhard	7 S. Amwrosia	28 Octidi
F. 20 Ammon	8 Pr. Patapia	29 Nonidi
S. 21 Thomas	9 Sat. S. Ann.	30 Décadi
S. 22 4 Advent	10 2 Advent	1 Nivôse.
M. 23 Dagobert	11 Pr. Daniila	2 Duodi
D. 24 Adam, Eva	12 S. Spyrid.	3 Tridi
M. 25 H. Christt.	13 M. Eustratia	4 Quartidi
D. 26 Stephan.	14 S. M. Thyrsa	5 Quintidi
F. 27 Joh. Ev.	15 Sw. M. Eleu	6 Sextidi
S. 28 Uns. Kindl.	16 Pror. Aggea	7 Septidi
S. 29 S. n. Weihn.	17 3 Advent	8 Octidi
M. 30 David	18 M. Sewast.	9 Nonidi
D. 31 Silvester	19 M. Bonifat.	10 Décadi

Vollmond, den 6. um 1 Uhr, 57 Min. Nachmit.
Letztes Viertel, den 13. um 5 Uhr, 25 Min. Früh.
Neumond, den 21. um 0 Uhr, 57 Min. Nachts.
☉ im ♑, den 22. um 6 Uhr, 1 Min. Morg.
Winters Anfang. Kürzester Tag.
Erstes Viertel, den 29. um 5 Uhr, 9 Min. Früh.

Die
unter Canada gelegenen Theile von Nord-Amerika.

Digitized by Google

Einleitung.

Von jenen blendenden Eisfeldern, von dem tiefersta rrten unfruchtbaren Boden der westlichen Polarwelt, sehnt man sich stets zu einem milderen Klima hin, zu einer mit sanftem Grün und reicheren Waldungen beschatteten Erde.

Freilich bewunderte man dort die Größe der Schöpfung, die weise Anordnung, selbst aus einer so todten Natur Leben und Erhaltung für den Menschen und für alle übrige organische Wesen hervorgehen zu lassen. Indeß erzwangen jene Phänomene der kämpfenden Elemente nur kalte Bewunderung; minder durchströmte uns hierbei warme Theilnahme, wohlthätige Erquickung.

Wie erheiternd ist dagegen das Bild der hochbelebten, von Fruchtbarkeit strotzenden Erde!

Sich selbst getreu, schreitet aber die Natur nur langsam vorwärts. Sie gebiert keine harte Contraste; sie läßt keine widrige Lücken. Sie paart nicht den zottigen

Eisbären mit dem schön gefleckten Panther, das dickbepelzte Schneehuhn mit dem goldreichen Colibri, das unansehnliche lederartige Rennthiermoos mit der prächtigen Magnolie. So wie aber der Strahl der Sonne nur mählig an Schiefe abnimmt, so steigt nur stufenweise, Schönheit, Fülle und Reichthum in der belebteren Welt empor. Und so fühlt sich dann das Auge nicht plötzlich durch hart abgeschnittene Uebergänge gleichsam zurückgeschreckt.

Wie merkwürdig steht hier aber die Sinnenwelt mit der Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten im Einklange!

Der vom Polareise umgebene Esquimaux lebt fast in gänzlicher Stumpfheit, und der auf seinen erfrornen, dürftigen Boden noch eingeschränktere Nordindianer, ist gleich seiner Erde wild, und ohne lebhaftes Mitgefühl.

Der etwas südlicher gelegene Canadier athmet schon mehrere Monate hindurch Luft ohne Eisgefilde. Theilweise bekleidet angenehmer Klee seine Wiesen; es sprossen ihm die Osterlucey, das Drachenblut nebst vielen andern schönen Blumen; und reiche Waldungen von Cedern, vielfachen Eichen- und Ahornarten gewähren Schatten gegen die heiße Sonne des dortigen Sommers.

Hier lebt nun auch der Eingeborne bereits hin und wieder in kleinen, aber fast regelmäßigen Gesellschaften,

in Dorfschaften. Einige Stämme bauen schon den Mais und ziehen Hausvieh.

Und wie ist dies alles nun durch den dort angesiedelten Europäer erhöhet! Der mächtige St. Lorenz trägt jetzt ganze Flotten von Kauffahrern; die Gewerbe beginnen zu blühen und beträchtliche Handelswege verbinden das atlantische Meer mit den fünf großen Wasserbehältern des innern Landes.

So gelangt denn der Beobachter beim weitern Hinabgehen nach Süden, zu den vereinigten Freistaaten von Nord-Amerika.

Mit Recht gewähren sie ihm ein herzerhebendes Schauspiel. Sie zeigen auffallender als bis jetzt irgend ein Theil der Erde, die Erhabenheit, die Macht und Würde des Menschen, den Sieg vernünftiger, anhaltender Thätigkeit über die rauhe, wilde Natur.

Mit Recht darf man bei ihrem Anblicke, bei der Erinnerung an das, was der Mensch aus der ihm wild überlieferten Erde hervorzubringen vermochte, mit dem beredtesten Naturforscher ausrufen: „Wie schön ist sie „diese kultivirte Natur! Wie glänzend, wie prächtig „geschmückt durch die Wartung des Menschen! Die „rohe Natur ist scheußlich, sie ist ein Bild des Todes! „Ich, ich allein, kann sie reizend und lebendig machen! „Laßt uns die Moräste austrocknen, die todten Gewäs„ser beleben, ihnen Abfluß verschaffen, und sie in Bäche „und Kanäle umschaffen. Laßt uns Feuer an jene über-

„flüssige Streue, die den Boden bedeckt, und an jene al-
„ten Waldungen legen, die bereits halb abgestorben sind;
„laßt uns das, was das Feuer nicht verzehrt, vollends
„durch die Schärfe des Eisens zerstören! Bald werden
„wir statt der Binse und Wasserbinse, woraus die
„Kröte ihr Gift bereitete, die Ranunkel, den Klee und
„andere angenehme, heilsame Kräuter hervorsprossen se-
„hen. Heerden hüpfender Thiere werden aus den vor-
„hin unwegsamen, unbenutzten Boden einen Ueberfluß
„von Nahrung, eine stets wieder grünende Weyde finden.
„Laßt uns dieser neuen Gehülfen bedienen um unser
„Werk zu vollenden. Der Ochs mag unter das Joch
„gehen und seine Kräfte und seine Masse anwenden um
„die Erde in Furchen zu schneiden; sie werde wieder
„jung durch die Kultur; eine neue Natur wird aus
„unsern Händen hervorgehen.“

Daß dies die schicklichste Einleitung zur Darstellung der Frei-Staaten von Amerika sey, beweiset unleugbar das vollgültige Zeugniß des hundertjährigen Greises, Eduard Drinkers.

Er war im Jahre 1680 in einer kleinen Hütte geboren, welche auf eben dem Flecke errichtet stand, wo jetzt in der Stadt Philadelphia die Wallnuß Straße (Walnut Street) und die zweite Straße (Second Street) zusammentreffen. Einfache Kost, Enthaltsamkeit und sittliches Leben führten ihn bei fester, fast

durchaus ununterbrochener Gesundheit, bis zum November des Jahres 1782.

„Dort an jenem Flecke, erzählte oftmals mit fröhlicher Theilnahme der rechtschaffene Greis, pflückte ich „in meiner Jugend Brombeeren, dort jagte ich Hasen „und Kaninchen; dort war alles mit Gesträuch bedeckt. „Jetzt prangen eben da die schönsten Gebäude der volkreichen Stadt; Kirchen erheben sich, wo mir vormals „aus großen Moräsien das Quaken der Frösche entgegen tönte; und wo damals nur das dürftige Canot „des nackten Wilden am Strande angebunden lag, erscheinen nun reiche Flotten von Schiffen jeder Größe."

In der That waren diese vasten Provinzen zu der Zeit der ersten Ansiedlung von Europäern nur ein ungeheurer undurchdringlicher Wald, von viel tausend deutschen Quadratmeilen, unterbrochen, bald durch einzelne große Seen, und erstaunliche Moräste (Swamps) bald durch unabsehliche Rohrwiesen und Savannen, dünne bewohnt von einzelnen Horden Wilder, welche unter sich fast in steten blutigen Fehden auf einander, und auf das in diesen finstern Dickigen hausende Wild und Geflügel Jagd machten.

Deutschland hatte zu den Zeiten der Römer, Waldungen, wie Mela sagt, von zwei monatlichen Tagereisen; es war ein Land von wüstem finsterm Ansehen,

Der weiße, größte, Bär wagt sich selten über den Polarkreis in Europa herab; den Esquimaux der Hudsonsbay ist er noch unter dem 53sten Grade furchtbar.

Auch in jener früheren Schrift ward bereits gezeigt, wie selbst das Menschengeschlecht den geringeren Grad der Wärme von Amerika überhaupt, darlege. Den Neger von Lybien fanden weder Raleigh in Gujana, noch die Pizarren in Perú. Nirgends zeigte sich überhaupt der Schwarze mit wolligtem Haare auf den heissesten Theilen von Süd-Amerika.

Mag also der sarkastische Verächter der neuen Welt, der berühmte v. Pauw sie freilich durch zu dunkel gefärbte Gläser betrachtet haben, völlig geblendet war er nicht.

Vieljährige Beobachtungen und genaue Rechnungen treffen darin mit einander überein, daß Amerika stiefmütterlicher von der Natur ausgesteuert als unser Welttheil, ein kälteres, feuchteres Land war, oder wenigstens ein jüngeres, aus dem Gewässer später hervorgetretenes Land, worinn eben daher ein wichtiger Theil der organischen Schöpfung sich minder begünstigt zeigte.

Vorzugsweise scheinen dort die Thierarten zu gedeihen, welche selbst von feuchter kalter Natur sind, oder die dem Wasser ihr Daseyn, Wohnung und Nahrung verdanken.

Kolossalische Wasserschlangen, ganze Heere von Kaimanen, ungeheure Eidechsen, die für den dortigen Menschen zum Theil einen wichtigen Nahrungszweig abgaben; ellenlange Frösche viele Pfunde schwer mit dem Gebrülle eines Ochsen begabt (Rana maxima Americana Catesby); unberechenbare Schaaren von Sumpfmücken; riesenförmige Wasserinsecten; unermeßliche Schaaren großer Landkrabben, boten sich den ersten Ansiedlern aus der alten Welt in der neuen fast aller Orten dar.

Dagegen waren dort die großen Landthiere kaum mit den unsrigen vergleichbar.

Nur zwei bedeutende Ochsenarten, ferner das Moosethier, das Rennthier, der canadische Hirsch, waren etwa alles was Amerika auf der ungeheuern Fläche von mehr als 600000 Quadrat-Meilen von fruchtfressenden Quadrupeden starkes und ansehnliches aufzuweisen hatte.

Diesen stelle man gegenüber, unsere Auerochsen; den Elephantenstier Abyssiniens; den Büffel vom Cap; das Flußpferd; das Cameelopard; die beiden Cameele; den Elephanten selbst; die beiden Rhinoceroten, was für Kolossen gegen die der neuen Welt, selbst wenn man die dortigen Schaafkameele, und den Tapir mit in Anschlag bringen wollte! Fehlte doch zugleich dort das ganze Geschlecht des Pferdes! Auch bekam unser nach Amerika hinübergepflanztes Hausvieh anfangs nur küm-

merlich, und dies war der nähmliche Fall mit unsern Fruchtbäumen, auch sogar dann, wenn man für beide ein paßliches Klima zu wählen sich bemühete.

Eine der richtigsten und auffallendsten Bemerkungen des Herrn v. Pauw bleibt in dieser Rücksicht stets diejenige, welche den Weinstock angeht. Man hat bis jetzt noch in keinem Theile der neuen Welt den Weinstock mit großem Vortheil anbauen können. Selbst die Stöcke, von welchen man in Kentucky und den anliegenden Gegenden keinen untrinkbaren Wein erzielt, beweisen diese Wahrheit. Wenn man bedenkt, daß Amerika vom funfzigsten Grade der nördlichen Breite bis zum 55sten der südlichen, also fast durch alle mögliche Klimate hinläuft, wenn man weiß, daß der europäische Wein nach Madera und nach dem Cap verpflanzt treflich gedieh, dann muß man diese Unfähigkeit eines der edelsten Produkte der Industrie zu erzeugen, oder wenigstens bis jetzt zu keiner großen Vollkommenheit gedeihen zu lassen, wohl allein auf die bisherige Temperatur, auf die Modification der Luft und des Bodens und auf die Feuchtigkeit der neuen Welt schieben.

Auf der andern Seite war die Summe der giftigen Vegetabilien, so wie die der Sumpf- und Schmarotzerpflanzen in Amerika erstaunlich groß; und es bleibt stets merkwürdig, daß dort eine Hauptnahrung des Menschen der warmen Regionen noch jetzt aus einer Giftpflanze (den Manihot) erzielt wird, so daß die von Amerika zu

uns gekommene nützliche Kartoffel gleichfalls die Wurzel eines Gewächses ist, dessen Inneres wie die meisten Nachtschatten (solana) einen milchichten schädlichen Saft enthält.

Das was hier zum Nachtheile von Amerika überhaupt bemerkt wurde, traf auch zum Theil die heutigen Freistaaten. Schon zuvor zeigte ein Beispiel, wie fast alles darinn mit dicker Waldung überwachsen und unangebauet sich befand, und wie diese Staaten auch in Ansehung des Klima der alten Welt nachstehen.

Mehrere dorthin wandernde Europäer kamen daher nicht etwa durch die sogenannten Wilden, sondern durch das traurige Klima, durch den dürftigen Boden um, oder kehrten ohne ihren Endzweck erreicht zu haben mißmüthig nach ihrem Vaterlande zurück.

Der letzte Fall ereignet sich bei den ersten Ansiedlern von Neu-England; auch ward ebenfalls das Etablissement in Maryland anfänglich wieder aufgegeben. Auf Virginien sahen sich aber die Bewohner von Jamestown sogar genöthigt Leichen zur Nahrung aufzugraben. Auch in dem wärmeren Carolina, geriethen die Europäer, welche Ribaut aus Frankreich dahin führte, in so schreckliche Hungersnoth, daß sie zuletzt anfiengen ihre eignen Mitbrüder zu verzehren.

Wie wäre so etwas auch in höheren Breiten zu bewundern, da sogar die ersten Europäer in dem heißen Amerika nicht selten ähnliches Unglück erlitten.

Kolumbus rettete sich ja nur auf St. Domingo durch die gescheute Benutzung einer Mondfinsterniß vom Hungertode; Pizarro kam nebst den Seinigen in Peru, Almagro in Chili, fast aus Mangel um, und von den tiefer gegen Süden gelegenen Theilen trägt die berühmte Colonie Philips des 2ten in der Magellans Straße noch den Nahmen des Schicksals seiner Kolonisten; er heißt die Hungerbay ((Port Famine).

Muß man auch, um billig zu seyn, mehrere solcher Unglücksfälle der ersten Anbauer, den Nebenumständen zuschreiben und machen auch gleich verschiedene besonders am Meere gelegene fischreiche Landstriche, eine Ausnahme von dem hier dem Ganzen beigelegten übelen Zustande; so fällt doch unstreitig vieles dem Klima selbst zur Last.

In einer so verwilderten kalten und feuchten Natur konnte daher schwerlich das Menschengeschlecht reichlich empor gekommen seyn. Auch bestätigt dies die einzige Betrachtung, daß die meisten Amerikanischen Nationen von der Jagd lebten; daß keine einzige der Indischen Völker dorten Heerden hielten; daß endlich auf der ungeheuern, viermal so großen Fläche als die von ganz Europa nur zwei Nationen vorgefunden wurden, welche einigen Anspruch auf wirkliche Kultur machen durften. Ich sage nur einigen Anspruch, denn wie kann man große Fortschritte in der Kultur solcher Völker erwarten, die, wie die Mexicaner, nur eine selbst sehr

eingeschränkte Art von Hieroglyphen-Schrift hatten; oder die, gleich den Peruanern, nur lederne Knoten, (die Quipos) wie Kerbe-Hölzer oder Runen-Stäbchen, zum Wiedererinnern einiger Haupt-Ereignisse und Rechnungen zu handhaben verstanden.

Angleria, Martyr und andere Lobredner der neuen Welt mögen uns daher auch noch so herrliche Schilderungen von der Kultur und den Talenten der Amerikaner und von dem Reichthum des Landes zur Zeit der Entdeckung dieses Welttheils gegeben haben; sie wurden selbst von den barbarischen Ueberwältigern dieser unglücklichen Wilden hintergangen. Diesen Helden Spaniens z. B. Cortez, der die einzelnen Provinzen von Mexico, das heutige Deutschland oder Frankreich an Menschen und Fruchtbarkeit übertreffen läßt, lag daran, ihrem Herrn hohe Begriffe von sich, und hohe Erwartungen von den eroberten Landen beizubringen.

Für den mindern Werth der neuen Welt und ihrer Bewohner im Verhältniß mit der alten reden außer den so eben angeführten Thatsachen unter andern noch folgende.

Mit kaum 500 Mann eroberte Cortez eins der größten und blühendsten Reiche von ganz Nord-Amerika innerhalb eines Jahres. Der andere wichtige kultivirte, der einzige einigermaßen regelmäßig organisirte Staat der südlichen Hälfte der neuen Welt, Peru, ward durch Pizarro noch schneller unterjocht.

Die Portugiesen, welche sich besonders in dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte als eins der tapfersten und geschicktesten Völker Europens auszeichneten, machten unter der Anführung des muthvollen Barreto und anderer ihm ähnlicher Anführer, die größten Anstrengungen, die Länder der Negerfürsten von und um Monomotapa zu erobern. Ihre Heere waren dreimal so stark als die des Cortez, ja sie waren großentheils schon dem dortigen Klima angewöhnt, allein sie kamen fast alle bis auf wenige Menschen bei diesen Unternehmungen um, und bis auf den heutigen Tag mußten sich die Portugiesen begnügen einige unbedeutende Forts im Innern dieser goldreichen Länder erhalten zu können. Dennoch waren diese Neger ebenfalls nackt, und kannten eben so wenig als jene Amerikaner unser Geschütz noch unsere Reiterei.

Ueber ganz Amerika sind wichtige Eisengruben verbreitet; allein nirgend in der ganzen neuen Welt war man so weit gekommen dieses Metall zum Gebrauch anwenden zu können. In Peru verstand man höchstens sich des Kupfers zu den Waffen zu bedienen.

Die im Ganzen weit weniger kultivirten Caffern, ja selbst die nomadischen Hottentotten waren lange vor Ankunft der Europäer im Besitz der Kunst, das Eisen zu schmelzen, und sich hierdurch mancherlei brauchbares Haus- und Waffengeräth zu verschaffen.

Um auf die Population der neuen Welt zurück zu kommen, so ergiebt sich die Geringfügigkeit der Bevölkerung der von Mexico nördlich wohnenden Völker besonders aus der einzigen Wahrheit, daß diese Nationen, da sie grösstentheils Jägervölker waren, eines ungeheuern Gebiets zu ihrer Erhaltung bedurften; eines unangebaueten Gebiets für die Weide der jagdbaren Thiere. Diese Jagdreviere lagen ihnen daher sehr am Herzen. Die Beschränkung derselben beschränkte ihren Unterhalt, also ihr Daseyn selbst. Daher geriethen sie bei jeder Gelegenheit wegen des Jagdreviers unter einander in blutige Fehden, und diese mußten fast eben so sehr als ihre mühsam zu erzielende, dürftige Nahrung, eine der Hauptursachen seyn, welche den Anwuchs ihrer Bevölkerung entgegenarbeiteten.

Eine andere Ursache der geringen Bevölkerung gleichsam erzeugt durch diese erstere, bestand in der traurigen Lage des weiblichen Geschlechtes. Zwar sind auch viele Bewohner der herrlichsten, fruchtbarsten und mildesten Weltgegenden unserer Halbkugel Barbaren gegen das schöne Geschlecht. Allein dort z. B. in Afrika oder auf mehreren Südseeinseln giebt der sanfte Himmel, die von den schönsten Früchten strotzenden Erde für dies alles nicht unbedeutend Ersatz. Die Frau gebiert dort leicht, sie fühlt die Beschwerde ihrer Sklaverey minder; die schönen leicht zu erzielenden Erzeugnisse der Erde verleiden ihr ihren Zustand als Mutter nicht, und die Asyl-

kanerinn wünscht sich, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Hingegen kann eine nordamerikanische Wilde noch mit der Frucht oder mit einem Kinde daneben belastet, die Beschwerden aller Arbeiten ihres traurigen Hausstandes, das Fortschleppen der Jagdgeräthe, der Nahrungsmittel u. d. unter solchen Umständen nicht anders als unerträglich finden. Sie entledigt sich daher wo möglich schon vor der Zeit ihrer Frucht, ja sie endigt oft gewaltsam das Leben des schon gebornen Kindes, oder ihr eigenes.

Diese Angaben zusammengenommen bezeugen dann mit Gewißheit die geringe Population von Nord-Amerika, und wir werden in der Folge unpartheiisch eine Reihe der gültigsten Thatsachen aufführen, welche diesem Raisonnement durchaus entsprechen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns von neuem zu den **Freistaaten von Nord-Amerika.**

a) Das Land.

„Uebersieht man das vaste Gebiet der Amerikani„schen Frei-Staaten von einem hinreichend hohen „Standpunkte, so zeigen sich hier hauptsächlich drei un„ter sich verbundene Ländermassen von verschiedener Bil„dung. Zwei reiche Ebenen werden vermittelst eines „großen, zwischen ihnen fortlaufenden Gebirggürtels

„von einander getrennt. Die eine dieser Ebenen breitet „sich ziemlich gleichförmig gegen Westen aus; die andere „hingegen steigt mit schnellerer Abdachung zum Atlantis„schen Meere hinab.“

Dies war die allgemeine Ansicht, welche ich von den Frei-Staaten nur allein aus richtiger Anschauung der damals bekannten Karten und Thatsachen bereits vor zehn Jahren vorlegte.*)

Es kann daher nicht anders als angenehm überraschend seyn, die Richtigkeit dieses Bildes durch Volney**), der mehrere Jahre als sachkundiger Beobachter die Frei-Staaten durchwanderte, genau bestätigt, ja auf gleiche Weise dargestellt zu sehen, sobgleich der Franzose den Deutschen weder nennt noch ihn vielleicht einmal kennt.

Die erste Abtheilung dieser mit einander verbundenen dreifachen Länder, nämlich diejenige, welche sich gegen

---

*) Frankreich und die Frei-Staaten von Nord-Amerika. Berlin bei Voß, 1795. 1r Th. S. 21. und seit 1797. französisch übersetzt.

**) Volney Tableau du Climat et du Sol de l'Amerique. Paris 1803. p. 17. u. f. Mit desto größerm Rechte folge ich daher meiner frühern Darstellung.

das europäische Meer hinabsenkt, hieß eben deshalb schon damals das atlantische Land.

Es enthält die längst dem atlantischen Meere gelegenen 13 Original-Staaten (anjetzt 16), und genießt des großen Vortheils durch mehr als 28 ansehnliche Ströme, welche aus jenem mittleren Berggürtel ihren Ursprung nehmen, bewässert zu werden. Ueberdies laufen besonders durch die nördlichen Freistaaten noch einzelne Gebirgsäste, und diese gewähren ihnen einen nutzbaren Zusatz zu jener Bewässerung.

Es ist auffallend, wie dieses atlantische oder Küstenland gleichsam von Norden nach Süden in zwei natürliche Abtheilungen zerfällt. Denn wenn gleich die ganze Abdachung ziemlich flach fortläuft, so ist doch der nördliche Theil derselben bis Maryland viel rauher und hügelichter, dahingegen von Long Island als der Gränzscheidung, die südlichen Staaten eine durchaus flache, sandige Ebene zeigen. Dieser Sand dient, wie Volney bemerkt, dann bis gegen das Gebirge hin den Nadelhölzern aller Arten zum Boden; und er mischt sich dort mit Lehmen und Grand, den die Flüsse von den Höhen herabgeführt haben. Hieraus entsteht ein trocknes, sehr bewegliches Erdreich; und dieses herrscht besonders in den Staaten von Maryland, Pensylvanien und dem obern Neu Jersey so sehr, daß man diese Provinzen, wie aus den Anschwemmungen der Ströme Potomac,

Susquehanna, Hudson und Delaware zusammengesetzt ansehen kann.

Es war sicher der Genius des Handels selbst, der die ganze Strecke der Seeküste von weit über dreihundert deutschen Meilen, mit den tiefsten Einschnitten, hervorstehenden Landzungen und Inseln ausbildete; fast alle bedeutende Flüsse mit weiten Mündungen doch ins Land hinauf führte, und sie durch hervorragende Küsten gegen das stürmische Meer, in sichere Landungs- und Ankerplätze umschuf. *)

Geht man im Norden herab, so zeigt sich hier zuerst die große Fundy-bay zwischen dem Staate Maine, und der brittischen Besitzung Neu-Schottland. In ihrem zehn Meilen weiten Busen ergießt sich der St. Johns Fluß, höher gegen die Quelle Clyde genannt; und man kann die kleinere, für den Handel aber gleichfalls sehr bedeutende Baye von Passaquamidi als ihr angehörig betrachten. In diese ergießt sich der St. Croix, in die tiefer gelegene Bay von Penobscot aber der Fluß gleiches Nahmens. Diese vorzügliche Lage hat bereits zu sehr vielen neuen Pflanzungen Anlaß gegeben, die sich bis jetzt mit jedem Jahre vermehren.

Ohne bei den nicht unbedeutenden Bayen von Kennebec, Casco und Saco nebst ihren zugehörenden Strö-

*) Frankreich und Amerika. 1. S. 24.

nen zu verweilen, gehen wir so fort zu der schönen Bay und zu dem Hafen von Boston in welchen sich der Charles Fluß ergießt.

Bostons Hafen enthält jetzt 80 Landungsplätze, worinn die größten Schiffe ein und ausladen. Der lange Seedamm (Boston Pier), einer der größten von Nord-Amerika, läuft 1743 Fuß weit in den Hafen hinein, hält 104 Fuß in der Breite und stößt gerade auf die schönste Straße; 500 lästige Schiffe legen dort an.

Weiter hinab zeigt sich das große festigte Vorgebirge Cape Cod. Es bildet das Ende einer sichelförmigen Landzunge Barnstable, wovon das Bassin mehr als 8 deutsche Meilen im Durchschnitt hält. Auf dieser, etwa eine Meile breiten Erdzunge, ist ein ganzer Canton (County) Barnstable gelegen, und mehrere nicht unbedeutende Städte leben dort von der reichen Fischerei.

Nur durch einen Erdstrich von ohngefähr 2 engl. Meilen getrennt, liegt diesem Meerbusen im Rücken die große Buzzards Bay durch die Elisabeths-Insel ansehnlich vergrößert. Sie gewährt den Städten und Ortschaften Falmouth, Fairhaven, Rochester, Werham und andern die besten Fischereien und Landungsplätze.

Welch einen herrlichen Handelsplatz hat nun gleich etwas südlicher die Natur auf Rode-Island hervorgebracht! Der wichtigste Theil dieses Staats ist auf Landzungen und Inseln oder an tiefen Einschnitten, der großen

Narrangusets Bay gelegen; und den angesehenen Städten Newyork, Providence, Brislol, nebst mehreren kleinen Ortschaften wird durch den Patucket oder Providence Fluß, den Staunton, den Pawtupet und andere kleinen Flüsse ihr beträchtlicher Handel auch für das Binnenland erleichtert.

Hierauf kommen wir südlicher zu einem Sunde der 140 engl. Meilen lang und oft 25 breit ist. Er wird gebildet durch die zum Staate Neu-York gehörenden Inseln Long-Island und Staten-Island. Mehr als zehn kleine und fünf bedeutende Flüsse ergießen sich darin, die große Haupt- und Handelsstadt Neuyork selbst nimmt aber die Spitze einer Insel ein, welche der größte dieser Flüsse, der Hudsonsstrom, durch seine Theilung hervorbrachte. Da er so hoch im Lande entspringt, und auf 320 engl. Meilen durchläuft, mehrere Flüsse des zweiten Ranges aufnimmt, und fast bis zu George See, also zum See Champlain hinaufgeht, so bietet er, seiner obern Fälle ohngeachtet, treffliche Anlagen für den Binnenhandel dar. Dieser wird dann durch zehn kleinere Flüsse, vorzüglich aber durch den gleichfalls sehr hoch aus Norden durch drei verschiedene Staaten herabströmenden Connecticut, der sich dem Hudson fast parallel in den großen Sund ergießt, außerordentlich vermehrt.

Wir übergehen die geringeren Bayen und Sicherheitsplätze, welche sich von hier bis zur Mündung des

Delaware vorfinden und durch eine Reihe kleiner Inseln (Flatsand) längst der Küste erzeugt sind, um sofort zu der größten Landzunge und den wichtigen Vortheilen zu kommen, die sie durch Bildung zweier bewunderungswürdigen Bayen darbietet.

Das große Becken, welches sich der durch mehrere Flüsse und besonders durch den, durch den Schuylkill mächtig gewordenen, Delaware an seiner Mündung ausgeschliffen hat, hält von der Insel Reedy an über 50 engl. Meilen in der Länge, und mißt daneben in seiner größten Breite fünf und zwanzig. Es macht die ganze westliche Einfassung des Staates Delaware, und oben in Norden kurz vor dem Zusammenfluß jener beiden Ströme thront die bis jetzt wichtigste Stadt der nördlichen neuen Welt, Philadelphia.

Von hier führt die lange Küste, die sich mit dem Vorgebirge Charles endigt, nun zu der ungeheuern Cheasapeakebay; eine ganze Sammlung großer Buchten, Mündungen und nutzbarer Häfen! Dieser Sund erstreckt sich auf 58 geogr. Meilen in die Länge, bei einer abwechselnden Breite von 2 bis 8 solcher Meilen. Die fünf großen Ströme, die Susquehanna, der Rapahannok, der durch die neue Bundesstadt noch wichtiger gewordene Potomac, der York- und Jamesfluß schütten außer einer kaum aufzuzählenden Menge kleiner Flüsse darinn ihre Gewässer aus. Und zu welcher Höhe werden die vielen tiefen Einschnitte und Buchten die Indu-

strie, die Gewerbe und den Handel von Baltimore, Annapolis, Alexandria, Washington, Portsmouth, Norfolk, Petersburg, Fredericksbourg, und vieler andern Städte und Ortschaften dereinst führen!

Bald hierauf folgt eine durch Zertrümmerung des Landes sonderbar zerschnittene Küste. In einem oft einige englische Meilen weitem Abstande entgieng der Macht der Wellen hier stückweise ein großer Damm, der hin und wieder mit der Küste parallel läuft. Hinter sich bildet er zwei vaste Sunde oder Bayen, die daselbst als Zeugen jener wichtigen Revolution, Halbinseln enthalten, in welchen zwischen großen Strömen dem Roanoke und Pamtico ganze Landschaften noch jetzt mit Sumpf und Wasser bedeckt liegen.

In dieser natürlichen Einfassung zeigen sich aber nur wenige Oefnungen als fahrbare Zugänge für Schiffe von einiger Bedeutung; und selbst diese Zugänge sind durch Verschlemmung zu Zeiten veränderlich. Allein das ganze hinter dieser Schutzmauer gelegene Binnenland, hat einen erstaunlichen Reichthum von theils größern, theils mindern, weit aus dem entfernten Gebirge herabströmenden Flüssen; dies bietet daher der höheren Kultur ein ansehnliches Spiel für den Handel und die Schifffahrt dar.

Diese merkwürdige Küstengestalt hebt bald nach dem 37sten Grade mit der schwarzen Bay (Blackbay) an, läuft bis zum Cap Fear, also fast drei Grade der Breite

nach Süden hinab und der doppelarmige C. Fear Fluß tritt selbst von dieser Spitze an über 25 engl. Meilen ins Land mit einem meilenweiten Busen hinein.

Auch die beiden südlichsten Staaten des atlantischen Gebietes genießen ähnlicher Vortheile.

Den schätzbarsten Hafen, den von Charleston, der Hauptstadt von Süd-Carolina, bilden die drei, zwar nicht sehr große aber dennoch für flache Fahrzeuge brauchbare Flüsse, der Ashley, der Cooper, und der Wando. Weiter gegen Süden gewährt aber die vielfach zerspaltene Insel von Port Royal der Stadt Beaufort einen vorzüglichen Hafen, und die darinn sich ergießenden Flüsse der Cambabee, der Cosawatchy nebst anderen kleineren geben bei zunehmenden Anbau vielfache Gelegenheit die Produkte des Binnenlandes besser in Umlauf zu setzen.

Den südlichsten der Freistaaten rüstete die Natur durch die großen Mündungen mehrerer Flüsse gleichfalls mit vorzüglichen Handelsfähigkeiten aus. Die wichtigste Stadt von Georgien ist nämlich an den schönen Hafen der Savannah gelegen; er bespühlt oberhalb gleichfalls der Hauptstadt Anzusta; Sunburg genießt des Catharinen-Sundes, die Mündung des großen Altamaha bildet keine unbedeutenden Baien, so wie gleichfalls dereinst der Simons- und der Cumberlands-Sund besser werden benutzt werden.

Dies war die allgemeine Ansicht dieser der höchsten Benutzung fähigen Bildung des atlantischen Landes.

Ohne sehr weit von diesem Gebiete landeinwärts zu dringen, zeigt sich sofort der große Gebirgsgürtel, ein Alpenland, das gegen die der übrigen Erde wie ein Riese dasteht. Zwar ist die Höhe der Gebirge selbst nicht sehr beträchtlich, ein Paar der höchsten, der Otter Pic in Virginien mißt nur 4000 (engl.) Fuß, und die allerhöchsten, die weißen Gebirge in New-Hampshire ragen nur 7800 über das Meer hervor. Gegen den Chimborasso der Andes von mehr als 19000 Fuß, den Mont blanc von 14676, den Pic de Teneriffa von 12000 stehen sie in dieser Rücksicht weit zurück; ja selbst der Aetna ist auf 3000 Fuß höher. In so fern gebührt daher diesem Nord-Amerikanischen Kettengebirge nur höchstens der zweite Rang. Dagegen ist ihre Masse, die Größe ihrer Ausdehnung in die Länge und in die Weite erstaunlich.

Sie heben in Süden in Georgien an, und endigen nördlich am St. Lorenzflusse.

Meine früher, den damals besten Karten zufolge, darüber angestellten Meßungen gaben ihnen hiernach eine Ausdehnung von fast 270 deutschen Meilen, und Volney hält ihre Länge jetzt nicht viel geringer. In dieser großen Erstreckung laufen aber nicht etwa bloß eine oder ein Paar einzelne Bergreihen neben einander fort, wie bei den meisten übrigen Gebirgen der Erde. Fünf,

sechs, ja an einzelnen Stellen gar zwölf Reihen oder Streifen gehen, bald weniger bald mehr von dem Parallelismus bauchig abschweifend, neben einander hin. Bald messen diese Kettengebirge in der Weite 20, bald 30 ja selbst 40 deutsche Meilen, wie z. B. von den Grünen Bergen bis östlich des Ohio zu dem Gebirgszweige woraus mehrere Quellen des Muskingum entspringen.

Die Gebirgsketten selbst führen mehrerlei Nahmen. Hierunter zeichnen sich besonders aus, die Alegany Berge wegen ihrer weitesten Erstreckung, auch die Gebirge ohne Ende (Endless Mountains) genannt, da sie von Georgien bis nach Pensylvanien ununterbrochen fortgehen. Fast eben so ausgedehnt ist die Reihe der Cumberlandsberge, die dann nur im Norden den Nahmen der Lorbeerberge (Lauvel Mountains) erhält. Am höchsten, nämlich am weitesten nach Norden hin, laufen die Blauen Berge oder die Blaue Reihe (Blue Ridge); auch gehören die Nordlichen Berge (North Mountains) unter die am wenigsten unterbrochene Ketten dieser vielfach parallel laufenden Alpenreihen.

Große Länder liegen als Thäler zwischen diesen Gebirgen eingefaßt; z. B. Indiana, so wie mehrere Theile des nordwestlichen Gebirges; und es gaben die Messungen den Umfang dieses Alpengebiets gegen 7000 geogr. Quadrat Meilen an.

Der Nutzen dieser Bergzone oder Alpenlandes entspricht denn auch völlig ihrer Größe. Sie dient nämlich zum vasten Magazin für alle Quellen der kaum zählbaren Flüsse, welche sowohl jenes erste atlantische Land, die 13 Original-Staaten, als auch auf der entgegengesetzten Seite das westliche Gebiet, wovon wir sogleich reden werden, bewässern und befruchten.

Jene 28 ansehnliche Flüsse, deren wir oben erwähnten, steigen nach Osten hin, nämlich gegen das Meer von diesen Gebirgen in die älteren Staaten herab.

In entgegengesetzter Richtung aber, in das Westgebiet der Staaten (Western Territory) ergießen sich aus eben diesen Höhen auf 40 Flüsse, deren viele z. B. der Kentucky, der Cumberland, der Tenassi und vorzüglich der Ohio mit Recht für sehr große Ströme gelten.

Nicht genug daß dieses Alpenland die Gewässer theilt, es theilt, bricht und schafft vielmehr auch die Witterung, das Klima selbst.

So auffallend es vorhin war, daß überhaupt die Länder der neuen Welt nicht einen gleich hohen Grad der Wärme und Temperatur besitzen als die unserer ältern Hämisphere, so merkwürdig ist es aber und beruhet auf eben so richtigen Thatsachen, daß die jenseits jener

Alpenkette gegen Westen gelegenen Länder oder Fr
Staaten eines mildern Himmels genießen.

„Es ist sehr merkwürdig, sagt Jefferson, in
„seiner vorzüglichen Beschreibung von Virginien, da
„wenn man auf ein und demselben Grade der Brei
„(vom atlantischen Lande aus) weiter gegen Wes
„kommt, die Kälte eben so zunimmt als wenn man nach
„Norden geht. Diese Zunahme der Kälte dauert fo
„bis man die Spitze der Alleganischen Gebirge erreich
„hat, welches die höchste Gegend ist zwischen dem Meer
„und dem Missisipi."

„Von dort an, unter den nämlichen Breiten bis zum
„Missisipi ist es aber gerade umgekehrt; denn wenn
„man den Zeugnissen der Reisenden Glauben beimessen
„kann, so ist es dort wärmer als unter eben den brei
„ten Graden an der Südküste. In der That erhält
„auch ihr Zeugniß durch die Gewächse und Thiere Ge
„wicht, welche dort ohne Kultur gedeien und sich ver
„mehren, da sie an unserer Seite (der atlantischen)
„nicht ohne Hülfe fortkommen. So erwachsen z. B.
„die Catalpas wild am Missisipi bis zum 37sten Grade
„der Breite, und Schilf (?) bis zum 38sten. Sogar
„im Winter sieht man Papagayen am Scioto unter dem
„39sten Grade. Im Sommer 1779. stand der Ther
mometer zu Monticillo (38° 8' 17") auf 90° Fahrenh.
„und auf 96 zu Williamsburg, so war er am Kaskaskia
„(am Missisipi) auf 110 Grad gestiegen."

Volney bestätigt diese Thatsachen durch neuere Beobachtungen. Auf Monticello dem Landsitze des Jeffersons hub die Weizenerndte am 1sten Julius an; auf dem Gipfel der Blauen Berge am 10ten desselben Monats, und nur erst am 20sten auf dem höheren Allegany. Dagegen war am 1sten Jul. auf der Westseite der Gebirge am Kaskaskas bereits alles abgemähet. Auf ähnliche Weise bemerkt Imlay, daß die Roßkastanie (Aesculas Hippocast. Linn.) so wie die übrigen Bäume in Kentucky vierzehn Tage früher belaubt werden als in Virginien.

Das Zunehmen der Kälte beim Hinaufsteigen gegen das Gebirge ist völlig so wie überall auf unserer Erde der höheren Region zuzuschreiben; allein dagegen beweiset der höhere Thermometerstand, die frühere Erndte, und die nur südlichern Gegenden eigenen Produkte, welche sich hier unerwartet vorfinden unwiderleglich, daß das westliche Gebiet unter gleichen Breitengegenden wärmer sey als das östliche, das atlantische Land, und daß mithin jene Alpenkette eine völlige Scheidung der Temperatur, so wie der Gewässer zuwege bringe.

Endlich gewährt diese Bergzohne noch einen dritten Nutzen für die vereinigten Staaten. In ihrem Schooße erzeugen sich nämlich die mehresten Bäder und Gesundbrunnen für Nord-Amerika. Zu den bis jetzt wirksamsten Mineralquellen gehören die warme und heiße Quelle (Warm and Hot Springs) der kürzern mit der großen

Alleganyreihe parallel laufenden Jacksons Gebirge, unweit der Quelle des James Flusses.

Virginien zählt theils in den Allegany theils in den übrigen Gebirgsketten noch Schwefel, Stahl und Gas haltende Quellen. Ebenfalls hat Pensylvanien in den Wills- und andern Gebirgszweigen Mineralquellen, und in den Gebirgen am Ostarm des Potomaks sollen eisenhaltige Quellen entspringen. Wie viel andere Mineral-Quellen müssen uns aus diesen vasten Bergketten wovon ein großer Theil aus Schiefer und Kalch besteht, bekannt werden, sobald man sie nur deshalb absichtlich untersuchte!

Das dritte große Gebiet der vereinigten Staaten, die im Westen jenes Alpenlandes gegen den größten Strom von Nord-Amerika hinlaufende Region, nannte ich mit Recht das Gebiet des Missisipi. *)

Dieser ungeheure Strom entspringt, so vermuthet man, denn kein Reisender sahe wohl bis jetzt seine Quellen, aus dem Weißen-Bären See unter dem 47sten Grade, fließt durch vierhundert deutsche Meilen von Norden gegen Süden herab, und theilt Nord-

*) Nicht aber wie Volney sagt, das Becken (Bassin) desselben, denn dies erstreckt sich offenbar auch nach Westen hin; das Gebiet hier macht kaum die Hälfte des Beckens aus.

Amerika gleichsam in zwei Hälften; in die östliche und westliche. Er nimmt eine unzählbare Anzahl von Flüssen auf. Wie viel dieser Flüsse aus den großen Ländern, welche ihm in Westen liegen, außer dem rothen, dem schwarzen und weissen Fluß, dem Arkansas, dem Missouri, dem Moinel und dem St. Peters Fluß, von ihm dort eingenommen worden, ist nicht bekannt. Dagegen kennt man von der Ostseite, von den Ländern der vereinten Staaten eine sehr beträchtliche Summe. Hierunter sind der Ouisconin, der Illinesen Fluß, der Ohio, der Cumberland Fluß und der Tenassi von hohem Range. Unter ihnen steht aber der Ohio, der mit Recht diesen Nahmen (der schöne Fluß) verdient, oben an. Dieser trefliche Fluß, dereinst der wichtigste Handelscanal des ganzen westlichen Gebiets von 18000 deutschen Quadratmeilen, ist ein sanfter Strom; seine Gewässer sind durchsichtig und sie werden, eine einzige Stelle ausgenommen, weder durch Felsen noch durch Wasserfälle verunstaltet. Von Pittsburg (80° Länge) woselbst er durch die beiden selbst weit aus Norden und Süden herströmenden Flüsse den Alleganh und Monongahela, gebildet wird, gelangt er, nach etwa 100 deutschen Meilen zu dem sogenannten Bigbone-Creek. Letzterer führt diesen Nahmen wegen der kolossalischen Ruinen der animalischen Vorwelt, den ungeheuern und unerklärten Mahmoutsknochen. Von dort durchirrt er in vielen Windungen eine der schönsten Provinzen der Erde,

macht, nachdem er selbst bedeutende Flüsse in sich aufgenommen hat, dem neuen Staate Kentucky die nördliche Gränze; und ergießt sich nach einer Reise von 1188 engl. Meilen mit der Weite von einer ganzen Meile in jenen größten Strom.

Ebenfalls verdient der Tenassi oder Cherokie Fluß hier einer besondern Erwähnung. Der Tenassi wird von den Apalache- oder Allegany-Bergen aus durch die beträchtlichen Flüsse Clinche, Holston und French Broad verstärkt. Er macht, gleich dem Ohio, eine Gränzlinie zwischen dem neuen Staate Tenassi und den zum Theil zu Georgien gerechneten Ländern der Chicasaw-Indier, und nimmt sehr viele kleinere Gewässer auf seinem langen Wege auf.

Wenn der Ohio, theils wegen der etwa 30 Fuß hohen Stürzungen (Rapids) unweit Louisville, wodurch indeß das Fahrwasser nicht gänzlich urterbrochen wird,*) theils wegen jener Mahmoutsknochen für den

---

*) Der Strom wird durch Felsen, welche diesen Sturz hervorbringen, getheilt; der nördliche Arm bleibt stets für kleinere Fahrzeuge schiffbar; und vom März bis zum Julius, der Zeit der Ueberschwemmungen, können selbst Kriegsschiffe von Louisville bis Neu-Orleans segeln.

Jefferson.

Naturforscher merkwürdig ist, so zeigt der Tenassi zwei andere Naturphänomene. Etwa 90 engl. Meilen nach seiner Vereinigung mit dem Clinch, unweit der Chicamoga Stadt, findet sich in ihm ein Strudel, der Saugkessel (The sucking pot, oder kürzer the Suck) genannt, welcher Bäume und Böte verschlingt und sie nur erst eine halbe Meile weiter stromab wieder hervorstößt. Dieser Strudel unterbricht indeß den kundigen Schiffer nicht, denn er kann, wenn er sich längs des südlichen Ufers hält, ruhig seine Fahrt fortsetzen. Dagegen verbieten die sogenannten Muschel-Bänke (Muscle Shoals) inselförmige Hervorragungen, welche zusammen zwei deutsche Meilen in der Länge betragen, bei einer Weite von mehr als einer halben Meile, auf eine kurze Zeit die Fahrt.

Diese beiden Ströme nebst dem zwischen ihnen laufenden großen Cumberlandsflusse, bieten dann den beiden neuen Staaten Tenassi und Kentucky, wie auch dem großen, zum Theil noch unbestimmten, westlichen Gebiete (Western Territory) an der Nordseite des Ohio, bewundernswürdige Handelswege zur Ausfuhr für ihre reichen Länder dar.

Das westliche Gebiet, die dritte (nördliche) Abtheilung des Missisipi Gebiets, welches von dem Ohio bis zu den fünf großen Seen fortgeht, ist freilich bis jetzt, wegen seiner geringen Bevölkerung, nur wenig benutzt. Allein die täglich sich zeigende Güte des

Klimats und des Bodens, die Nähe der großen Jagdgebiete für die schönsten Pelterien, die Nähe jener großen Wasserbehälter, die schon zum Theil durch die Natur selbst, durch kleinere Flüsse hervorgebrachte oder leicht hervorzubringende Vereinigung des Missisipi mit jenen fünf Seen, der bedeutende queer dadurch zum Missisipi hinströmende Fluß der Illinesen nebst den Ouisconsin und Chipaway Flusse, müssen in kurzer Zeit für ein so merkwürdig von der Natur ausgestattetes Land, aus vielen Theilen der alten Welt Bevölkerer herbei ziehen; und diese werden in kurzem in einem so begünstigten Lande die ihm nöthige Zahl von 60000 Menschen zum Anbau erzielen.

Dies wäre im Ganzen die äußere Bildung der dreifachen Ländermasse der vereinten Frei-Staaten von etwa 47000 Quadratmeilen, welche in Norden von den fünf großen Seen, in Süden von Florida, in Osten von dem atlantischen Meere und, bis dahin, in Westen von dem Missisipi begränzt wurde.

Selbst aus dieser kurzen Uebersicht ergiebt sich bereits ein außerordentlicher Landeswerth. Und dieser wird noch deutlicher, sobald man hiebei auf folgendes Rücksicht nimmt.

Die Frei-Staaten, bis jetzt zusammen wenigstens 17 an der Zahl, erstrecken sich vom 48sten bis zum 31sten Grade der Breite; also durch mehrere Klimate hindurch;

daher man sie auch in die nördlichen, mittleren und südlichen Staaten abtheilt.

Wenn sich nun gleich auch aus den zuvor angezeigten Erfahrungen ergab, daß Amerika überhaupt kälter sey als die alte Welt, so darf man dennoch stets annehmen, daß man bei ihnen das Klima und überhaupt die Skalen der Temperatur von Deutschland bis Neapel und Spanien vorfinden wird.

Bei dieser großen Ausdehnung findet sich aber begreiflich vielartiger Boden, bald von minderer, bald von höherer Güte für den Anbau.

Mineralogisch nach den vielen Reisebeschreibern, und Abhandlungen eines Kalmb, Mitchells, Vaughans, Liancourts, Mackenzies, Volneys u. a. die Natur des Bodens der Vereinten-Staaten in dieser Schrift durchgehen zu wollen, scheint für diese Arbeit zweckwidrig. Es reicht hin anzuzeigen, daß die Natur dort, wie auf der übrigen Erde, die Gebirge ordnete; den Granit zum Grunde legte; Sand und Schiefer und endlich Kalk oftmals stark mit Versteinerungen durchmischt, darauf bayete oder vielmehr ansetzte, und, wie bei uns, durch manche wichtige Revolution oftmals den Granit entblößte, mehrere dieser Gebirgsarten zersplitterte, durcheinander warf, und so mannigfaltige Mischungen hervorbrachte.

Zweckmäßiger ist es wohl für die bald folgenden Erörterungen hier zu bemerken, wie die europäischen An-

Siedler ihr Erdreich in Hinsicht ihres Anbaues in verschiedene Klassen theilen.

Schlechtes sandiges Land, welches nur Nadelholz ernährt, nennt man Pine oder vielmehr Pine-Barren; (unfruchtbares Fichtenland) dies ist denn sehr wohlfeil. Bottomland, Boden oder Grundland, Land von tiefem, schwarzen, gutem Boden, Gartenland ist dagegen beträchtlich theuer, da es den schönsten Kornbau liefert. Hiccory (Wallnusbaumland), ist denn eine der vorzüglichsten Arten des Erdreichs, welches nicht nur diese Bäume nebst Eichen, Acazien und andere schätzbare Forstbäume trägt, sondern in den südlichen Staaten den Tobak, Weizen, Maiz und selbst die Baumwolle hervorbringt. Die morastigen Gegenden, enthalten gleichfalls häufig sehr schätzbares Erdreich, es gedeien darinn mehrere der besten Baum- und Rohrarten, und sie werden in den südlichen Staaten zum Reisbau benutzt. Wenn zwischen den Flüssen in Georgien das schwarze gute, Hiccoryland benannte, Erdreich, eine dunkelrothere, wahrscheinlich von Eisenthon stärkergefärbte Tinte annimmt, so nennt man es dort Mulattoland; es dient besonders zum Tobak und Weizen. Ihm folgt dort ein noch fetterer schwärzerer Boden, der, da er gleichfalls Maulbeerbäume erzeugt, für den Seidenbau wichtig ist.

Mehrere Jahrhunderte hindurch blieben fast alle diese Ländereien in den ungeheuren Waldungen ungenutzt.

Die jährlich abfallenden, sich auf dem Boden aufschichtenden Baumblätter gingen in Verwesung über, und erzeugten eine treffliche vegetabilische Erde. Ein solcher Jungfernboden muß jetzt, da jene Waldungen theilweise niedergeschlagen und dadurch gelüftet werden, dem Anbauer eine herrliche Vegetation darbieten.

Dieses mit der Zahl der neuen Anbauer zunehmende Aushauen der Wälder, mußte aber nothwendig seinen Einfluß auf das Klima selbst äußern. Da wo die Sonne oft wohl sonst nicht hindrang, wo mithin die Ausdünstung nur langsam und schwach, vor sich gieng, stieg von nun an eine weit größere Masse von Feuchtigkeit in die Luft. Diese und die mit ihr hinaufgeführten Salztheile mehrerer Art, welche gleichfalls dem Boden einen höheren Grad von Kälte gleichsam verschlossen hielten, verschwanden jetzt, und hiedurch mußte das Land selbst an Wärme eben so gewinnen, als auf der andern Seite die Flüsse und Bäche an Wassermenge verloren. Noch mehr; durch das Niederschlagen des Gehölzes auf den Gebirgsrücken, erhielten die Winde selbst oftmals eine andere Richtung. Länder, welche unter diesem Gebirge gelegen sind, befanden sich durch diese Holzungen gegen einige Winde vormals wie in Schutz genommen; jetzt aber, nach der Wegräumung jener alten Waldungen fühlen sie sich von ihnen durchdrungen.

Dieß zusammengenommen wandelte denn so wohl den Himmel als die Erde mancher Provinzen fast gänz-

sich um; aber es brachte wenigstens eine beträchtliche Veränderung bei beiden hervor.

Die Nachrichten der gültigsten Beobachter der Freistaaten kommen hiemit auch völlig überein.

Die Zeugnisse eines Kalms und Liancourts, daß das Zufrieren des St. Lorenzflusses in unsern Zeiten einen Monat später Statt habe als vormals, dürfen hier nur in sofern einen Platz finden, als sie zu mehrerer Bestätigung ähnlicher Ereignisse in denen weiter unter Canada belegenen Frei-Staaten dienen.

„Als unsere Vorfahren Neu-England zuerst betra„ten, sagt Williams in seiner Beschreibung des „Staates Vermont, waren die Jahrszeiten sicherer „fester und regelmäßiger. Es herrschte anhaltend eine „reine trockene Kälte ohne viele Veränderung. Der „Uebergang von dem Winter zur warmen Jahrszeit war „schnell. Der Sommer war bis zum Ersticken heiß, „aber er dauerte nur etwa sechs Wochen. Der Herbst „fing mit dem September an. Alle Erndten waren mit „Ablauf dieses Monats beendigt. Jetzt ist die Lage der „Dinge in Neu-England gänzlich geändert. Das Wet„ter ist weit veränderlicher. Der Winter, durch häufi„ges Thauwetter unterbrochen, ist kürzer worden; der „Frühling zeigt ein stetes Schwanken zwischen Kälte „und Hitze; der Sommer ist nicht so heiß, aber er

„dauert länger; der Herbst fängt später an und endigt „auch später; die Erndten erreichen nicht vor den ersten „Tagen des Novembers ihre Endschaft; und der Winter „äußert nur erst mit dem Schluß des Jahrs seine völlige „Stärke.

Aehnliche Veränderungen im Klima erzählt der Doct. Rush von dem Staate Pensylvanien. „Aus den „Nachrichten unsrer Vorfahren, sagt er, ergiebt sich, „daß das Klima von Pensylvanien beträchtliche Verän„derungen erlitten hat. Donner und Blitz sind minder „häufig; die Hitze unserer Sommer ist jetzt weniger „gleichförmig und nicht so heftig als vor einem halben „Jahrhundert. Der Frühling ist kälter, aber der Herbst „ist um so viel wärmer, daß das Vieh einen Monat „länger im Freien weiden darf als ehemals; und die „Winter sind nicht mehr so kalt.“

Jefferson giebt uns gleiche Beobachtungen über Virginien, und ganz neuerlich hat uns Volney versichert ähnliche Bemerkungen über das Klima der westlicher gelegenen Ortschaften von Kentucky z. B. in Gallipolis, Lexington, Frankfurt u. a. an Ort und Stelle vorgefunden zu haben.

Freilich haben diese Holzfällungen auch einige minder günstig scheinende oder wirklich ungünstige Phänomene hervorgebracht. So sind dadurch verschiedene der klei-

neren Flüsse entweder versiegt, oder sie haben wenigstens beträchtlich abgenommen; und nur in Kentucky zeigt sich hiervon eine einzelne Ausnahme.

Sodann sind in mehreren Provinzen z. B. in Pensylvanien dem Niederschlagen der Holzungen bösartige, galligte Fieber gefolgt; die aber, wie eben Dr. Rush bemerkt, durch gänzliches Urbarmachen dieser Länder und Austrocknung der darin noch enthaltenen Feuchtigkeiten sich wohl verlieren werden. Das plötzliche Lüften jener hundertjährigen Decke gab nämlich anfangs nur desto mehr Anlas zu stärkerer Erhebung einer bösartigen Dunstmasse in die Atmosphere.

Durch diese mählige Veränderung erhöhet sich aber im Ganzen der Werth dieser in sich schon so vielfach von der Natur begünstigten Region. Dieser Werth steigt aber nicht etwa bloß durch das ununterbrochene Niederhauen der Waldungen und durch das darauf folgende Urbarmachen des Landes, sondern die stets mit dem Anwachs der Bevölkerung nothwendig häufiger werdenden Handelswege und Verbindungen der Gewässer, tragen hierzu auf eine bewundernswürdige Art das ihrige bei.

Kein Land der Erde scheint auch von Natur so sehr dazu geeignet mit größter Leichtigkeit von seinem Innersten aus, fast nach allen Richtungen von Kanälen

durchschnitten und hierdurch mit dem Meere selbst vereinigt zu werden, als das gesamte Gebiet der Frei-Staaten.

Das in dieser Rücksicht auf die Karten gerichtete Auge bewundert mit Recht, wie mehrere der größten Flüsse der Freistaaten theils mit den fünf großen Wasserbehältern in Norden, theils unter sich selbst entweder bereits von der Natur verbunden sind, oder durch ein geringes Nachhelfen der Menschen in Verbindung gesetzt werden können.

Für den Missisipi sind in Norden die beiden in ihn sich ergießenden Flüsse, der St. Croix und der Chippeway nur durch höchst unbedeutende Landstrecken von solchen Flüssen getrennt, welche sich in den Obern See (L. Superior) ergießen. Trageplätze (Portage) *) von $1\frac{1}{2}$ engl. und 4 engl. Meilen verbinden den ersten mit dem in amerikanischen original Karten sogenannten Goddard-Flusse, und letztern mit dem Mont real. Ferner ist der Ouiskonin im Lande der Saugees nur durch einen Trageplatz von $\frac{5}{4}$ (engl.) Meilen von den Outagamy oder Fox-Fluß, der zu der Grünen Bay,

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang dieses Taschenbuchs. S. 83.

also zum Michigan führt, entfernt; und der Illineſen-Fluß dringt ja mit dem einen ſeiner Zweige oder vielmehr Quellen, den Pleinfluß, faſt gänzlich bis zum Michigan ſelbſt hinauf; mit ſeiner andern Wurzel dem Theakiki aber geht er zum St. Joſeph der ſich in jenen See ergießt.

Aehnliche Fälle zeigen ſich für die Verbindung des Sees Erie mit dem Miſſiſſipi z. B. der Wabaſch und der Miamis, welcher zum See Erie fließt; ferner der große Miami des Ohio, und der Sandukky-Fluß; ſo wie letzterer und der Scioto. Selbſt den weit entfernten Ontario-See wird man wohl dereinſt durch den Geneſé und Allegany mit dem Miſſiſſipi in Verbindung ſetzen.

Einer der größten faſt jetzt bereits eröfneten Handelswege für die nördlichen Staaten iſt aber unſtreitig die Verbindung des Sees Champlain mit dem Hudſonfluſſe. Dieſer See von dem Franzoſen Champlain ſeinem Entdecker alſo genannt, iſt der einzige von beträchtlicher Größe ganz innerhalb der Frei-Staaten (in Neu-York und Vermont) gelegen. Er fängt gegen den 44ſten Grad an und läuft bis über den 45ſten hinauf. In der Länge hält er über 17 D. Meilen, aber höchſtens 3 Meilen in der Breite, und ſeine Oberfläche beträgt nur etwas über 37 D. Quadratmeilen. Seine beträchtliche Tiefe, ſie ſteigt an einigen Orten auf 100 Klafter, erlaubte im letzten Kriege mit England,

Flottillen und hierdurch Seeschlachten; daher erhielt man auch eine genaue Karte von ihm. In seiner nördlichen Hälfte ist die beträchtliche Insel South Hero, sonst Isle grande, gelegen; es leben darauf 500 Menschen. Der See Champlain ist in Süden mit dem kleineren, sieben Meilen langen Georgen See verbunden, den die Indier daher den Schwanz des Champlain See nennen.

Beide Seen liefern sehr schmackhafte Fische.

Wie leicht ist aber die Vereinigung dieser Seen mit dem großen Hudsonstrome durch die Schiffbarmachung des in den See einmündenden Wood Creeks, welcher von dem Hudsonsflusse nur um ein paar engl. Meilen entfernt ist; wie wichtig ist diese Vereinigung, denn hierdurch könnten alle Waaren von Neuyork zum St. Laurenz, und alle Peltereien von Canada dorthin gebracht werden! Selbst ohne diese Verbindung geschieht letzteres durch einen freilich mühsamen Landtransport von 40 engl. Meilen bis zum Hudson. Wegen dieses Handels benennen die Irokesen den See Champlain das Thor des Landes.

Dem atlantischen Lande bot die Natur gleich wichtige Einrichtungen dar. Der Mohawk, der sich in den großen Hudsonsfluß einmündet, tritt vermittelst des Fish und Wood Creeks (Flüßchen des Sees Oneida), diesem See sehr nahe; und ihn verbindet der Onondago mit dem großen Ontario. Ferner steigen die oberen

Zweige der Susquehanna, gegen den Cajuga-See hinauf, welcher dann durch den Onondago gleichfalls mit dem Erie verbunden ist. Ja eben die wichtige Susquehanna kann vermittelst des Lick Creeks, der sich in den Allegany ergießt, leicht mit diesem, also mit dem Ohio, verbunden werden. Wiederum darf man erwarten, daß der Potomac, sich dereinst durch den Cheat-Fluß mit dem Monougahela, der zweyten Wurzel des Ohio, vereinigt.

Auch die directe Fahrt zum mexicanischen Meerbusen, ohne des Missisipi zu bedürfen, hat die Natur mehreren der Staaten auf ähnliche Weise zu erleichtern gesucht.

Der Oceachappo und Cold Water, kleine Flüsse die in den Tenassi fließen, sind nur um ein sehr geringes von dem Lipreys und Cabo entfernt; letztere führen beide in den großen Alibama oder Mobile. Und wie verschlingen sich beinahe in einander mehrere Wurzeln des Occone und Tugelo, wovon der erstere dem Altama, letzterer der Savanna zuströmt, mit denen des Chatahochee oder Apalachicola.

Eine größere Anzahl ähnlicher Fälle für jede Richtung sowohl in Norden als in Süden aufzusuchen, wäre freilich nicht sehr schwer, allein es würde die uns vorgesteckten Gränzen überschreiten.

Sind nun gleich mehrere der erwähnten Flüsse nicht völlig fahrbar, und bedarf es auch Mühe und Zeit ihre

Verbindung durch Kanäle zu Stande zu bringen, so zeigten dennoch diese Thatsachen was der Handel und Betrieb von diesem Lande zu erwarten hat.

Durch diese Bildung der Gewässer können also die Staaten in jeder Richtung ihre Produkte dem Meere zuführen. Sie geniessen oder können sie bald geniessen, die Vortheile einer insularen Lage, denn der Mississipi hat für die Binnenländer in Westen fast eben den Werth als das Meer für die längs den Küsten gelegenen Staaten.

Bevor wir das Land, den Boden der Staaten verlassen, um dessen Bewohner kennen zu lernen, verdienen sowohl einige Merkwürdigkeiten desselben, als dessen Produkte im Ganzen betrachtet, einer besondern Anzeige.

Unter die Merkwürdigkeiten in Rücksicht des Landes selbst gehören vorzugsweise die grossen unbeschatteten Flächen, Savannen, den Spaniern zufolge, welche besonders in dem westlichen Gebiete zwischen dem Wabasch und dem Mississipi hunderte von Quadratmeilen einnehmen. Sie sind nur mit starkem Grase und holzigem Kraute, dem Reisenden höchst unwillkommenen Gesträuche überdeckt, worauf sich einzelne Gruppen von Bäumen wie verloren zeigen, und grösstentheils gebricht es ihnen an Wasser; Volney vergleicht sie mit den Steppen der Tatarei. Im Sommer zeigen sie keinen unangenehmen Anblick, wenn alle ihre Pflanzen mit Blüthen übersäet sind. Auch dienten sie vormals grossen Heerden wilder

land von drei deutſchen Meilen im Durchſchnitt und über zwölfe in der Länge, berühmt, und auf den ältern Karten daher ſehr deutlich verzeichnet. Jetzt iſt vielleicht ein großer Theil davon durch Aushauen und Urbermachen verſchwunden, denn die neueren Karten erwähnen ihrer minder beſtimmt. Der letztere nahm Höhen und Thäler ein, und ſein ſumpfiger Boden war noch im Jahre 1783. mit undurchdringlichem Gehölz überwachſen. Beſonders fand man darinn merkwürdig ein tiefes enges Thal unter dem Nahmen, der Schatten des Todes (Shades of Death) welches gegen die Quellen des Nescopeg Creek lag.

„Die Seiten ſeiner jähen Berge, ſagt Schöpf,
„zeichnen ſich durch eine größere Menge der ſchönſten
„und ſchlankeſten Weymouthskiefern, der weißen und
„Schierlingsfichten (Pines Paluſtris und P. Abies
„Amer.) aus, welche in dem tiefern Theile Rhododen-
„drons und Kalmien in größter Schönheit untermiſcht
„haben, deren Wurzeln in tiefen Betten des reichſten
„Erdreichs ſchwelgen. Man kann ſich die Wirkung ei-
„nes ſehr ſchmalen, ſteilen, ſteinigten, moraſtigen, me-
„lancholiſch dunkeln Weges vorſtellen, welcher von bei-
„den Seiten mit mehr als 80 bis 100 Fuß hohen Na-
„delbäumen dichte beſchattet iſt.“

Viel bedeutender ſind aber die großen, ja faſt ungeheuren wirklichen Sümpfe und Moräſte der ſüdlicher ge-

legenen Staaten und der ihnen angränzenden Landschaften.

Ebeling macht besonders auf den großen Cypressen-Bruch oder schrecklichen Sumpf (Dismal Swamp) aufmerksam, welcher von den Gränzen des Staats Delaware in Maryland läuft. Nach Einigen beträgt seine Oberfläche 50, nach Andern gar 220 tausend Morgen (Acres); Weld, der ihn selbst bereisete, giebt ihn zu 150000 an. Der schwarze torfartige Boden ist mit den schönsten Bäumen vom üppigsten Wuchse beschattet; hier finden sich Eichen, Ulmen, Zedern, Ahorn, Storaxbäume (Liquidamber styraciflua L.) die virginische Cypresse, Sassafras, Tulpenbäume und Fichten von größter Höhe, je nachdem der Grund mehr oder minder morastig ist; und diese dichten Waldungen werden von Wildpret wie auch von Wölfen, von verlaufenem Viehe, von Eichhörnern, und von Bären belebt, welche den wilden Bienen nachstellen. Zwischen ihnen und unter denselben wächst dichtes Strauchwerk, Schilfrohr und das längste Gras, beides ein herrliches Futter für das Vieh.

Merkwürdig ist es, daß dieser Sumpf keine ungesunde Atmosphäre erzeugt. Im Gegentheil müssen die Ausdünstungen wohlthätig seyn. Die Nachbarn des Sumpfes sind nämlich anhaltend, gesund und erreichen ein hohes Alter, ob sie gleich stets unter bleiben. Das Wasser ist unstreitig mineralisch; es schmeckt säuerlich, phosphorescirt ein wenig und geräth niemals in Fäul-

Dieses Paradies soll nämlich von einer schönen, göttergleichen Menschenrace bewohnt werden. Kühne Jäger verlohren sich eines Tages beim Nachsetzen des Wildes in den umliegenden Morästen, und standen in der Nähe dieser Zauberinsel in Gefahr umzukommen. Plötzlich fanden sie sich durch eine Gesellschaft der schönsten Mädgen, sie nannten sie Töchter der Sonne, gerettet. Sie entzogen sie aber nicht bloß der Gefahr, sondern sie überhäuften sie auch mit den köstlichsten Früchten, und riethen ihnen zugleich sich durch eine schnelle Flucht der Gefahr von ihren starken und gegen Fremde grausamen Männern entdeckt zu werden, zu entziehen. Der herrliche Anblick der auf den reichsten Anhöhen gelegenen Wohnungen dieser Insulaner hatte indeß die Jäger lüstern darauf gemacht. Sie strengten sich an sie zu erreichen; allein diese Zauberinsel floh so wie sie sich derselben näherten. Auch war es bis jetzt ihren Landsleuten unmöglich nochmals einen Weg zu ihr wieder zu entdecken.

Das Wahre dieser Fabel ist vielleicht, daß diese Insel den Rest der Jamases verbirgt. Diese vormals berühmte Nation, ward von den ihr benachbarten mächtigern Erihks, nach vielen blutigen Schlachten, fast gänzlich aufgerieben; und die wenigen, welche dem Tode entgiengen, suchten auf diesem kaum zugänglichen Theile der Erde ihre Rettung.

Die Savannen, die Rohrwiesen und die Sümpfe legen aber mit einander ein neues Zeugniß ab, sowohl

von der Urbarkeit der in den Staaten noch anzubauenden Länder als von der Güte des Bodens selbst. Denn auf allen zeigt sich eine treffliche Vegetation, und die südlichen Sümpfe werden dereinst unter der Hand der Kultur eine bedeutende Volksmasse mit Reis nähren. Man erinnere sich jetzt der Ausdehnung der Staaten, der daraus entspringenden Vielartigkeit des Klimas, und zugleich der mannigfaltigen Abwechselung des Erdreichs, und man darf sodann mit Recht fragen, welche Naturprodukte, die der heißesten Zone ausgenommen, können diesen Landen versagt bleiben? Hier darf indeß nur hauptsächlich von solchen die Rede seyn, welche für die Societät besonders einen Werth haben.

Es genüge daher im Allgemeinen anzuzeigen, daß die Quadrupeden in Norden die schätzbarsten einheimischen Pelzereien liefern; daß sich dort große Heerden wilder Ochsen, mehrere Hirscharten, und auch jetzt unser dort eingeführtes Hausvieh jeder Art finden. Das Hornvieh und die Pferde kamen in unsern Zeiten in sehr vielen Staaten treflich fort. Schon sind die Pferde in Virginien durch die dortigen Wettrennen berühmt, und die wilden Pferde der Tschactaws und Siminolen, welche die Spanier aus Andalusien eingeführt haben sollen, entsprechen ihren Stammvätern.

Als weniger bekannte merkwürdigere Quadrupeden, welche der dritte Jahrgang dieses Taschenbuchs unerwähnt ließ, mögen hier einen Platz finden:

Der Skunk, das Stinkthier (Viverra putorrius L.), ſonderbar durch die Art und Weiſe ſich gegen gröſſere Thiere zu vertheidigen. Die Natur begabte dies harm- und wehrloſe Thier; welches etwa die Größe von einem Iltiß hat, mit eigenen, unweit der Zeugungstheile gelegenen Drüſen, worinn ſich eine äußerſt ſtinkende Feuchtigkeit abſondert. Wird das Thier gejagt, ſo ſprützt es in der Angſt, durch willkührliche Zuſammenziehung eines Muskels dieſe Feuchtigkeit gegen ſeine Verfolger. Auf viele Schritte umher benimmt dieſe Feuchtigkeit dem Jäger den Athem; den beſten Jagdhund zwingt ſie inne zu halten und die Naſe gegen das Erdreich zu drücken, ſo daß das kleine Thier ſeinen Verfolgern oftmals entläuft. Dieſe Stinkthiere zeigen ſich innerhalb der Freiſtaaten nur erſt in den ſüdlichern Theilen Penſylvaniens. Sie leben von kleinern Thieren, auch von Eyern und Vögeln, und erſteigen deshalb ſehr behende die Bäume. Man kann ſie leicht zähmen.

Ein nicht minder ſonderbar gebauetes Quadruped iſt das Beutelthier, der Opoſſum (Didelphis Opossum. L.?) Die in den Staaten von Penſylvanien ſüdwärts hinab vorkommende Art dieſer Thiere nennt der berühmte Smith Barton, der vieljährige, ſehr ſchätzbare lange Beobachtungen darüber angeſtellt hat, den Wünamih-Indianern zufolge, Didelphis Woaping, das Beutelthier mit weißem Geſichte. Bei einem Geſchlechte, welches ſo eingerichtet war, daß die

Digitized by Google

Mutter die Jungen noch im Embryonenstande zur Welt bringt, mußte die Natur dann auch auf eine besondere Weise für ihre weitere Entwickelung und Erhaltung gehörig Sorge tragen.

Dies that sie nun dadurch, daß sie am Unterleibe der Mutter eine eigene häutige Tasche anbrachte, welche die Saugwarzen umfaßt. Indem also die noch wenig ausgebildeten Jungen geboren sind, hangen sie sich fest an die Brustwarzen der Mutter; hier schließt sie jene Tasche ein, erwärmt sie und läßt sie sich ruhig vervollkommnen. Bei Gefahren verschließt die Mutter vermittelst eines eignen Muskels die Tasche, und läuft mit ihrer Nachkommenschaft davon.

Endlich verdient unter den übrigen Quadrupeden der Cuguar oder Puma, (Felis Concolor Linn.) noch einer besondern Anzeige, wäre es auch nur deßhalb, weil man ihm vormals so häufig den Nahmen des Löwens oder Tigers von Amerika beilegte. Mit beiden Thieren der alten Welt darf er sich indeß weder an Stärke noch an Größe, noch an eigentlicher Bildung messen. Erreicht er auch gleich zuweilen eine Länge von sechs Fuß, so ist dennoch diese einfarbige Katzenart stets schmächtig gebauet. Noch mehr unterscheidet er sich von jenen Thieren der alten Welt durch seine bewundernswürdige Verbreitsamkeit. Der Wohnsitz des Puma fängt mit dem 45sten Grade nordlicher Breite, also in Canada an, und geht durch alle Himmelsstriche der

neuen Welt bis gegen Patagonien hinab. Der Puma iſt der gefährlichſte Feind des Rothwilds von Amerika.

Smith-Barton macht es wahrſcheinlich, daß noch ein anderes großes Raubthier des Katzengeſchlechts innerhalb der weſtlichen wärmeren Staaten lebe.

Die Ornithologie zählt bis jetzt innerhalb der vereinigten Staaten ſchon über drittehalb hundert Arten von Vögeln. Dieſe Anzahl wird aber wahrſcheinlich bald durch die heutigen Forſchungen eines Bartrams, Smith-Bartons, Cutlers und anderer dortigen Naturforſcher noch beträchtlich vermehrt werden. So ſchön aber auch das Gefieder der Amerikaniſchen Vögel wirklich iſt, wie man ſich davon beſonders aus dem Catesby überzeugen kann, ſo beſeelt doch, wie eben dieſer Ornithologe es bereits bemerkt hat, keine Nachtigall oder ein ihr ähnlicher Sänger die dortigen Haine. Die einzige Droſſel, welche unter dem Nahmen des Spottvogels (Turdus Polyglottus) bekannt iſt, nähert ſich höchſtens mit ihrer Stimme den ſanften Tönen unſerer Amſel; ja ſelbſt dem frohen Geſange der Lerche, ſagt Weld, giebt's in Nord-Amerika nichts Gleiches.

Unter dem jagdbaren Geflügel ſteht der wilde Puter oder Truthahn (Meleagris Gallopavo) oben an. Er gelangt dort oft zu einer Maſſe von 40 und mehreren Pfunden und findet ſich innerhalb der mittlern und ſüdlichen Staaten, ſo wie auch in den weſtlichen Ländern [illegible]lich auf den von Waldungen umgebenen Savan-

nen. Smyth behauptet, daß man gegen Kentucky hin zuweilen Heerden von 5000 wilden Putern antreffe, verschiedene Gegenden erhielten daher ihren Nahmen z. B. der Turkey River, der sich unter dem 42sten Grade in den Missisipi einmündet, und Turkey Cove in Nord-Carolina innerhalb der Gebirge gegen den 36sten Grad. Und Pennant hat bewiesen, und unser gelehrte Buffon hat es noch bestimmter dargethan, daß der nördliche Theil von Amerika das wahre Vaterland der Puter sey. Sie wurden von Mexico 1524 zuerst nach Europa gebracht. Sechs Jahr später kamen sie schon nach Deutschland und in die angränzenden Länder, doch müssen sie wohl noch selten gewesen seyn, denn in Frankreich sahe man den ersten gebratenen Puter als eine Zierde der Tafel bei Carl des 9ten (1570) Hochzeitfeyer an.

Unter dem übrigen wilden eßbaren Geflügel der Staaten fand Hr. v. Bülow besonders schmackhaft, den Fasan mit dem Kragen oder das Kragenhuhn (Tetrao Umbellus L.) und den Schnee-Merkur (Tetrao Cupido L.) Beide Waldhühner kommen häufig vor. Auch bieten sich viele Rebhühner, Schnepfen, Enten und Taubenarten dem Jäger dar.

Schon vorhin ist es bemerkt worden, daß man sogar in den westlichen Gegenden, in Kentucky, eine Art grüner Papageyen (Psittacus Carolinensis) findet,

miſch findet; in den ſüdlichen Staaten iſt ſie noch häufiger.

Mit Amphibien ſind die Länder der vereinigten Staaten nur zu reichlich verſehen. Man zählt bis jetzt bereits gegen 40 Arten von Schlangen. Hierunter giebt es mehrere Arten Klapperſchlangen, von deren Zauber wir nachmals Gelegenheit nehmen werden umſtändlicher zu reden; ſo wie auch von dem Alligator oder dem Krokodill von Amerika, der ſich ſchon in den ſüdlichſten Staaten ſehen läßt.

Des brüllenden Froſches, der zu den acht bekannten Froſcharten dieſer Länder gehörte, iſt bereits oben gedacht worden.

Von den nützlichern Amphibien, den Schildkröten, kommen ſehr viele in den Gewäſſern der Staaten vor. Man theilt ſie dort ein, in Land-Schildkröten, Fluß-Schildkröten und in ſolche, die in ſtehenden Seen wohnen. (Right Land Turtle; River T. und Pond T.). Auch die Eier der letztern werden gegeſſen. Die ſüdlichen Staaten ſind ſehr bequem für den Fang der Meerſchildkröten gelegen.

Der Reichthum der Fiſchereien iſt unerſchöpflich. Man erinnere ſich nur, daß das atlantiſche Land an allen jenen großen Fiſchereien deren der vorige Jahrgang dieſes Taſchenbuchs genauer erwähnt,*) den nächſten

---

*) S. 236 — 278.

Digitized by Google

Antheil hat, ja daß einige Staaten hauptsächlich durch diesen Erwerbzweig blühen.

Ebenfalls liegt mehreren der nördlichen Staaten der Heringsfang gleichsam innerhalb ihres Gebiets. *) Daher hat auch z. B. Maryland bei Havre de Grace am Susquehanna keine unbedeutende Heringsfischerei.

Nicht minder wichtig ist der Makrelenfang. Die Makrele (Scomber L.) wird gesalzen in erstaunlicher Quantität nach Westindien für die Neger ausgeführt. Im Jahre 1761, salzte nur allein der Staat von Massachusets 18000 Tonnen dazu ein; und 1785 fingen 100 Schiffe gar jedes 150 Faß und gewannen hierdurch 117500 Dollars.

Unter der großen Anzahl der übrigen Arten von Fischen, womit sowohl die Flüsse als die übrigen Gewässer der Staaten gesegnet sind, zeichnen sich wegen ihrer Nützlichkeit besonders einige sehr schmackhafte Lachsarten aus. Ueberhaupt hat die Natur diesen Fischen auf eine dem Menschen höchst nützliche Weise eine sehr große Verbreitsamkeit ertheilt. Sie bewohnen sowohl den Norden als den Mittag. Wir fanden sie sogar in jener höhern kalten Region der Lachsindier *), und Bartram giebt umständliche Nachricht von der erstaunlichen Anzahl der treflichsten Lachsforellen in Georgien und Florida.

*) M. s. den vorigen Jahrgang. S. 120. u. f.

„Wie soll ich mich ausdrücken, sagt er, um dem Le„ser einen richtigen Begriff davon zu machen, ohne „Verdacht gegen meine Wahrheitsliebe zu erregen! der „Fluß (St. John) schien von Ufer zu Ufer, beinahe ei„ne halbe engl. Meile in der Länge, gleichsam ein einzi„ger fester Boden von Fischen aller Art zu seyn. Die „Alligators waren hier eben daher so dicht beisammen, „daß man, wären sie unschädliche Thiere gewesen, wohl „über sie, wie über eine Brücke, hätte hinweglaufen „können. Es ist unmöglich die erstaunliche, mehrere „Minuten dauernde Scene zu mahlen, als sich die gros„sen Schaaren von Fischen einen Weg bahnen wollten. „Während dieses Bestrebens wurden Tausende, ja ich „darf sagen Hunderttausende derselben von den gefräßi„gen Alligators verschlungen. Ich sahe einen dieser Letz„tern mehrere große Fische zu gleicher Zeit aus dem „Wasser heben, und sie zwischen seinen Kinnbacken zer„quetschen, indeß die Schwänze der großen Lachsforellen „um seine Augen und Lefzen schlugen, ehe er sie ver„schluckte."

Ueberdem sind besonders die Alosen, und unter dem Karpfengeschlechte mehrere Arten sehr schätzbar.

Merkwürdig ist es, daß obgleich mehrere Theile der amerikanischen Küsten mit vielen und großen eßbaren Austern versehen sind, diese dennoch dem Geschmacke nach, den europäischen weit nachstehen.

Die Aufführung der zahllosen Arten der Insekten und des Gewürms dieser Länder erwartet sicher der Leser hier nicht. Es verdient aber angezeigt zu werden, daß unsere Biene, welche um das Jahr 1675 aus Europa in Amerika eingeführt ist, sich so beträchtlich dort vermehrt hat, daß die Ausfuhr des Wachses aus den nördlichen und mittleren Staaten, denn die südlichsten ziehen noch keine Bienen, im Jahre 1790 bereits über 236000 Pfund betrug. Die Eingebornen sehen die Ankunft der Biene, welche sich stets weiter verbreitet, als einen unglücklichen Vorboten der bald nachkommenden Europäer oder Weissen, an.

Auch der nach Nord-Amerika hinübergeführte Seidenwurm vermehrt sich dort nebst dem zu ihm gehörenden Maulbeerbaume sehr stark. Connecticut, Pennsylvanien und andere nördliche Staaten ziehen ihn mit Vortheil. In Süden hat aber Georgien in einzelnen Jahren auf zwanzigtausend Pfund Seide nach England gesandt; und Liancourt nennt besonders dort eine Madame Isard, welche den Seidenbau mit vielem Glücke treibt.

Wie sollten aber auch in diesen Provinzen die Würmer nicht im Freien fortkommen, da Bartram dort sogar die Cochenille auf dem indischen Feigenblatte (Cactus Opuntia) vorfand?

Als ein wegen seiner großen Schädlichkeit merkwürdiges Insekt bedarf die fälschlich sogenannte Hessische Fliege (Hessian Fly) einer Erwähnung. Dieser

kleine Nachtfalter ist nicht, wie man oftmals in Amerika vorgiebt, aus Europa dorthin gebracht, sondern dort einheimisch. J. Banks soll ihn für ein bis jetzt unbeschriebenes Insekt gehalten haben. Es richtet besonders unter dem Weizen erstaunliche Verwüstungen an, doch greift es gleichfalls den Hafer und den Roggen an. Es legt seine Eier, oft 12 und mehr zwischen die zuerst hervorkeimenden jungen Blätter der Pflanze unweit der Wurzel. Wie bei mehreren Insekten wird dieß schädliche Thier oftmals durch seine ungeheure Menge der Verderb des Landbaues, da es hingegen in andern Jahren kaum bemerkbar bleibt. Da es mehrmals die ganze Erndte vernichtet, so richtete die Societät des Landbaus in Pennsylvanien schon 1788 ihre besondere Aufmerksamkeit darauf; einige Arten des Weizens bleiben von ihm verschont. Kundige Landwirthe gaben als ein gutes Mittel gegen diese Verheerungen an, den Weizen später zu säen, und ihn sodann zur Beförderung des Wuchses mit Wasser, in welchem Salpeter aufgelöset ist, zu befeuchten.

Noch weniger als bei dem Thierreich würde es zweckmäßig seyn, den Reichthum der den Staaten eigenen Flora einzeln durchgehen zu wollen.

Bei der erstaunlichen Erstreckung des Landes und bei der großen Verschiedenheit der Temperatur, die selbst der des heissen Klima sich nähert, ist dort nothwendig die Anzahl der Pflanzen unzählbar. Der Dr. Greenway zeigte dem Reisenden Castiglioni eine Sammlung von 600

Virginischer Pflanzen. Cutler sammlete innerhalb des kleinen Umkreises von ein Paar englischen Meilen, 380 verschiedene Arten, und von diesen werden schon jetzt über 300 von den Einwohnern benutzt; 220 dienen zu Arzneien.

Sehr viele der bedeutendsten Pflanzenarten in den einzelnen nordlichen Staaten findet man in der treflichen Ebelingischen Erdbeschreibung mit Genauigkeit angezeigt.

Von großen Vegetabilien, Holzarten, und ansehnlichen Staudengewächsen gab schon vor 20 Jahren Humphrey Marshall 276 Arten an. Hierunter liefern 12 Arten von Nadelhölzern, Feuerung, Potasche, Terpentin, Harz, Planken und tresliche Masten von jeder Größe. Die Weymoutskiefer giebt Masten von 100 Fuß.

Siebenzehn Arten von Eichen geben das vorzüglichste Bau- und Stabholz und ihre Rinde den besten Gerbestoff.

Diese beiden Holzsorten bilden einen Handelszweig, der nicht bloß auf die nordlichen Staaten eingeschränkt ist; Catesby, Bartram und besonders Liancourt bezeugen, daß die südlichsten Staaten das treflichste Schiffsbäuholz jeder Art im Ueberflusse hervorbringen. Im Jahre 1790 führten die Staaten aus, an Holzwerk für 1,263524; an Potasche für 839093, Dollars; daneben betrug der Werth von Pech, Terpentin und Harz

noch über 218000 D. Ohne also die übrigen vorzüglichen Arten der Wallnußbäume, Birken, Ahorn, und besonders für die südlichern Theile des Westgebiets der Magnolien, Cypressen und anderer großen Gewächse des warmen Himmels zu rechnen, gaben jene beide Geschlechter bereits gegen drittehalb Millionen Dollars oder Piaster.

Ein von Volney bemerkenswerth gefundenes Phänomen ist es übrigens, daß die Bäume der Staaten gewöhnlich keine sehr tiefe Wurzeln treiben, weßhalb man in den Waldungen viele vom Winde umgestürzte Bäume antrift. Volney erklärt dieß durch die Masse der innerhalb der Waldungen angehäuften faulenden Baumblätter. In diesen finden die Wurzeln bessere Nahrung als in der tiefer liegenden Erde und ranken daher nur oberflächlich fort.

Von den kleinern Vegetabilien stehen dann die mehlgebenden, den Menschen ernährenden Grasarten oben an. Wenn gleich mehrere Theile des atlantischen Landes sandige, wenig fruchtbare Strecken enthalten, so würde es sicher ungerecht seyn, dem größten Theile der tiefer landeinwärts gelegenen Region eine bedeutende Fruchtbarkeit abzusprechen. Mag der gescheute, sarkastische Tadler der Staaten, Hr. v. Bülow dort, einem zweiten Pauw gleich, das Ganze herabzusetzen streben, während daß Imlay, Bartram und andere wohl diese Gegenden zu paradiesisch schildern, die Wahrheit liegt auch hier sicher in der

Mitte. Liancourt, der dort mit Sachkenntniß den Landbau beobachtete, bezeugt doch selbst, daß im Staat von Delaware gut gedüngtes Land auf 60 Buschel Mais, also stets über 25 B. Weizen, gebe.

Beträgt daher die Ergiebigkeit mehrerer Provinzen vorzüglich des atlantischen Gebiets nur 20 ja noch vielweniger Buschel (oder Scheffel), so daß sie selbst verschiedenen Theilen Deutschlands nachstände, so ist es dennoch unläugbar, daß viele Provinzen sehr fruchtbar sind. So geben doch nach Liancourt die Neuyorkschen Ländereien um Katshill gegen 35 B. Weizen, und die tiefen Binnenländer sind noch einträglicher.

Imlay giebt 60 Buschel Malz, 30 Buschel Weizen, 50 B. Hafer und 40 B. Gerste für Kentucky an. Dieß scheint deßhalb nicht übertrieben, weil der Boden dieses nur erst kürzlich angebaueten Staates ein sehr wenig benutztes Erdreich enthält, und von den schönsten Gewässern benetzet wird. Dieß gesteht auch Hr. v. Bülow selbst. „Der Ohio, sagt er sehr treffend, der Po der „neuen Welt, durchströmt ein vortreffliches Thal, wel„ches bei mehrerer Kultur der Lombardey außerordentlich „ähnlich werden wird."

Noch mehr rühmt aber Volney nach Autopsie, das westliche Gebiet. Man zieht es, sagt er, schon jetzt dem Staate von Kentucky vor. Sein thonigter Boden erlaubt den Gewässern nicht, wie in Kentucky, sich tiefe Betten auszuschleifen. Sie fließen höher gegen die

Oberfläche, ein Umstand, der, verbunden mit der Güte des Erdreichs dereinst aus diesem Lande für die Freistaaten in Rücksicht des Ackerbaues und der Viehzucht und des Handels ein amerikanisches Flandern machen wird.

Wie außerordentlich wichtig aber der Ackerbau der Staaten ist, und mit wie vielem Rechte sie dereinst, ja schon jetzt, das große Kornmagazin des Auslandes genannt werden dürfen, dieß zeigen die Ausfuhrlisten.

Der Werth der gesammten Exporten der Freistaaten betrug im Jahre 1790, 20 Millionen 415966 Piaster. Hiervon gehörte ihrem Getreide mehr als der dritte Theil. An wirklichem Getreide aller Art wurden nämlich ausgeführt 3,354764 Buschel, welche an Werth 2,519232 Dollars betrugen. An feinerem, gröberen Mehl und Brod 900263 Tonnen (Barrels) an Werth 5 Millionen 103661 Dollars; hierzu an Branntwein und Bier für 7628 D. Die Produkte des Getreides gaben also zu dem Wehrte des Korns selbst hinzugethan eine Summe von 7 Millionen 630521 Dollars oder Piaster.

Dennoch ist hierunter die kostbare Getreideart der wärmeren Zone, der Reis, noch nicht mit begriffen. Die Ausfuhr von diesem Hauptprodukte der beiden Carolinen und von Georgien, betrug in eben jenem Jahre an Wehrte, 1 Mill. 753796. Mithin gaben die Getreidearten den Bewohnern der Staaten fast zehntehalb Millionen Thaler Werth, also beinahe die Hälfte aller ihrer Exporten. Nun bedenke man wie viel dem Men-

schen diese unbedeutend scheinenden Gräser werth sind, denn hier ist nicht die eigene Consumtion eben so wenig als die Nahrung seines Hausviehs, das Heu und Stroh, mit in Anschlag gebracht!

Fast scheint es überflüssig das große Ernährungsmittel einer zweiten Art zu nennen, nämlich die Kartoffel. Denn wem ist es wohl unbekannt, daß diese treffliche Zugabe zu den mehlreichen Pflanzen eines der wichtigsten Geschenke der neuen Welt ist? Sie wird, obgleich in Süden zu Hause, dort so wie bei uns mit bestem Erfolge, auch in den nördlichsten Staaten gebauet.

Wichtige Stapelwaaren des Pflanzenreichs sind dann besonders für die südlichern Staaten, der Toback, die Baumwolle, der Indigo.

„Der Toback, eine für uns völlig nahrungslose Pflan„ze, deren Geschmack und Geruch zurückstößt, die dem „unverwöhnten Menschen auf das Widrigste seiner Sin„ne beraubt, hat sich demungeachtet dem größten Theil „des Menschengeschlechts so aufzudringen, so nothwen„dig zu machen gewußt, daß ihre Kultur schon in Nor„den mit dem 56sten Breitengrade anhebt, durch alle „Klimate beinahe bis Patagonien hinunter fortläuft, „Millionen Menschen von jeder Größe, Farbe und Kul„tur in Bewegung setzt, Centner Goldes in Umlauf bringt, „einen großen Theil des besten Landes dem Kornbau ent„zieht und dem erstaunten Beobachter ein unabsehbares

„Spiel von Thätigkeit, Habsucht und Grausamkeit dar„bietet.“ *)

Es ist bekannt, daß der Tobak, ein Originalprodukt der neuen Welt, von dort nur erst in Europa eingeführt und in Umlauf gesetzt worden ist. Die Spanier benannten ihn nach der Provinz Tabago in Yucatan.

Anfänglich hielt man ihn für ein großes Wundermittel und nannte ihn Nicotskraut, Herba Nicotiana, da Johan Nicot, französischer Gesandter Franz des 2ten am Portugiesischen Hofe ihn 1560 zuerst nach Frankreich brachte. Die eingebornen Amerikaner bedienten sich seiner gewöhnlich sowohl zum Rauchen als zum Kauen, um die Lebensgeister höher zu stimmen, sich muthiger zu machen, ja sich bis zum Wahnsinn zu berauschen. Bei wichtigen Angelegenheiten, vor den Kriegen so wie bei dem Frieden ging gemeiniglich eine große Pfeife, das Calumet, mit Tobak umher. Wann sie den Rath der Götter zu bedürfen glaubten, so rauchten und kaueten sie den Toback oft bis zum Erbrechen; ja um sich fühllos zu machen, so verschluckten sie sogar Kugeln von Tobak. Dieß war z. B. für diejenigen der Fall, welche bei den Begräbnissen ihrer Oberhäupter (Caziken) aufgeopfert und mit ihnen begraben werden sollten, um ihnen in jener Welt zu dienen. Nachdem sie durch große Pillen

*) Fr. und Amerika 1, 103.

von Tobak sinnlos gemacht waren, ließ man sie mit einem Stricke um den Hals in einem Kreise tanzen, drei starke Männer zogen nach einem gegebenen Zeichen den Strick auf einmal scharf an, und diese Unglücklichen giengen mit Frohsinn und ohne sich des ihnen bevorstehenden Schicksals bewußt zu seyn in die Ewigkeit.

Die Güte des Tobacks fängt eigentlich mit Maryland an, ob er gleich schon nördlicher besonders tiefer landeinwärts gebauet wird. Von Maryland angerechnet wird er Staapelwaare, die gesammte Ausfuhr des Tobacks dieses Staats und der südlichern Staaten betrug im Jahre 1790, über 4 Millionen Piaster am Werthe.

Indigo und Baumwolle können nur in den südlichen Staaten gedeien, und wenn gleich Kentucky diese Stande hervorbringt, und Maryland wirkliche Baumwollen Plantagen zieht, so geben diese, wie Ebeling anzeigt, nur grobe Wolle. Die Carolinen nebst Georgien bleiben stets ihr Hauptsitz.

Von Indigo führten diese Staaten (im Jahre 1790) aus für 537379, von der Baumwolle nur für 58408 Piaster.

Da der Indigo dieser Länder viel schlechter ausfällt als der der westindischen Inseln,*) so wird sein

*) Von dem Anbau beider Producte sehe man den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

Anbau gegen den der nützlichern Baumwolle stets weiter zurückgesetzt werden. Uebrigens erzeugen viele der nördlichen Staaten anjetzt auch vorzüglich Flachs und Hanf.

Was werden aber, bei der stets weiter um sich greifenden Kultur, die Staaten noch für treffliche Produkte des Pflanzenreichs liefern. Schon mehrere haben, besonders seit der letzten Einwanderung der Franzosen den Weinbau mit Glück versucht. v. Bülow bezeugt, ein ehemaliger Advokat Le Gaux habe mehrere Sorten Weine erzielt, die dem Vin de Grave, und dem besten Medoc ähnlich gewesen; auch habe man in Nord-Carolina in Warren County den Weinbau im Grosen angefangen. Hierdurch hat nachmals eine eigene Gesellschaft zur Beförderung des Weinbaues ein Capital von 20000 Dollars aufgebracht. Ebeling, der die verschiedenen Weine der alten Welt angiebt, die man dort anzupflanzen sucht, bezeugt den glücklichen Fortgang des Unternehmens. Dem Morse zufolge machten schon 1769 die französischen Colonisten im Westgebiete 110 Orhofte guten starken Wein.

Bei der erstaunlichen Ausdehnung des Alpenlandes darf man auch sicher für die Folge den Staaten in mehreren südlichen Theilen des Landes reichlichen Weinbau voraussagen.

Ebenfalls können sie erwareen, daß die bereits von einem Pflanzer im großen Westgebiete aus der Levante eingeführten edelen Früchte, nämlich die Oliven, Oran-

gen, Pistacien, Kapern, Mandeln u. d., welche Martram vorfand, bald jede auswärtige Importation dieser feineren Lebensbedürfnisse werden überflüssig machen.

Was für Pflanzen des wärmern Himmels würden auch da nicht gedeien, wo selbst die Palme, der Sternanis (Illicium L.) die Magnolie, die Yukka, (Yucca gloriosa L.) neben den schönsten Azalien Hainen, blühen und wo Papagaien überwintern?

Hat doch die im Jahre 1770 von Samuel Bowen aus Ostindien eingeführte Theepflanze in Georgien ihr Fortkommen gefunden; der Saame davon ward verbreitet, und der Thee wächst, wie Morse bezeugt, anjetzt ohne weitere Kultur in mehreren eingehägten Feldern von Savannah. Wie würde der, Europa durch dieses erschlaffende Kraut tyrannisirende geizige Chinese wehklagen, wenn er wenigstens seinen Gewinn mit den Staaten theilen müßte!

Auch scheint es gar nicht sachwidrig in Amerika das Fortkommen mehrerer Vegetabilien des östlichen Asiens zu vermuthen. Finden sich doch zur Bestätigung von Stellers Angaben nach den neueren Reisenden viele Pflanzen der Tatarei an der westlichen Küste von Amerika. Und sogar die Kraftwurzel der Chinesen, der Ginseng oder Ninzin der Japaner (Panax quinquef. und trifolium L.) ist hiervon ein Zeugniß mehr. Die

Staaten führten davon in einzelnen Jahren über 800 Fässer aus, an Werth 47024 Piaster.

Ebenfalls zieht man anjetzt, nach Castiglionis Zeugniß, in Süd-Carolina, die wegen der Schönheit ihrer Zweige berühmte chinesische Melia Azedaroch (Bride of China) und den gleichfalls von China dorthin verpflanzten Wachs- oder vielmehr Talgbaum. (Croton sebiferum L.) Und wenn gleich die meisten Palmen Ostindiens hier nicht gedeien, so giebt doch das Mark der Palmetto, der Zwergpalme (Corypha minor. Jaquin) mit Kartoffelmehl versetzt einen so vorzüglichen Sago, daß man bereits 1790 mehrere tausend Pfund davon nach Europa ausführte.

Jetzt noch etwas über das Mineralreich. Man durfte schon aus der Ansicht der Bildung der Freistaaten und besonders aus jener ungeheuern Gebirgszone schliessen, daß sie an Mineralien nicht arm seyn könnten. Auch hat man, so wenig selbst diese Länder bis dahin mineralogisch untersucht sind, sehr viele Arten von Fossilien in bedeutenden Massen vorgefunden und zum Theil schon benutzt, welche der menschlichen kultivirten Gesellschaft zur Grundlage dienen.

Eisen, Kupfer, Blei, Salz, Steinkohlen und Schwefel, finden sich von Maine an bis in Georgien hinab, bald in größerer bald in geringerer Quantität. Ist es aber nicht höchst schätzbar, daß die Natur diese Mineralen und besonders das Eisen unendlich freigebiger

verspendete als die sogenannten edlen Metalle? Wie würde es um den menschlichen Haushalt im Ganzen genommen stehen, wenn das weiche Gold, das milde Silber überall da blinkte, wo sich jetzt das harte Eisen darbietet? Würde ihr Glanz und ihre Schönheit wohl die Härte des Eisens und des Stahls ersetzen? Wo wäre der Pflug, das Messer, der Amboß, die Nadel, der Anker, das Schwerdt, wo die tausend Maschinen und Räderwerke die unsere Erde bestellen, unsere Gewerbe und Manufakturen beseelen, unsere Zeit theilen, unsere Schiffahrt sichern und uns gegen den Feind schützen? Könnte eine dem Menschengeschlecht wohlwollende Vorsicht die Metalle für diesen ihren Günstling mit größerer Sorgfalt und Weisheit über unsere Erde vertheilen? Mit Eisen und Kupfer, die härtesten und daher nützlichsten Metalle, mit Salz und Kohlen beschenkte sie fast jedes bedeutende Land. Jene schützen und arbeiten! Diesem würzen, wärmen und erhalten! Das Silber zeigt sich in weit geringerer Quantität, und die grossen Goldmassen scheinen sogar nur durch die Sonne der wärmeren Klimate besonders ausgebildet werden zu können.

Noch mehr. Selbst im Steinreich zeigte die Natur eine uns gleich wohlthätige Ordnung. Die ganze Kruste unsers Erdballs ward vom nützlichsten, festen aber stets bearbeitungsfähigen Gestein oder von vielfach nutzbarem Kalke und ähnlichen Erdarten gebildet. Der reine Quarzcrystall schießt nur in einzelnen Alpenhöhlen an. Noch weit sparsamer zeigen sich der prächtige Rubin und

der härteste Diamant; auch haben sie ein sehr beschränktes Vaterland; sie sind nur die Kinder der lothrechten Sonne.

Zweifler an einer weisen Vorsicht! wende einmal diese Einrichtung um, und frage dann nach der heutigen Bequemlichkeit deines Obdachs, deines Gewerbes, deines gemächlichen Daseyns — ja deiner Erhaltung!

So waltet der Schöpfer im Todten wie im Lebenden. Stromweise ergoß sich aus seiner Vaterhand das Nützlichste; aber das Glänzende, das was nur einzeln die Sinne kitzelt, floß nur in seltenen Tropfen.

Der Vernunft des Menschen ward es dann überlassen, jenen aus Weisheit so sparsam ausgetheilten, weichen, leicht in jede Form zu modelnden, schweren, schön glänzenden, schwer zu verfälschenden Metallen einen höheren Werth beizulegen, sie zum Gelde zu erheben, hierdurch die große Unbequemlichkeit der wirklichen Waarenumtauschung abzuschaffen, sie zu dem großen Verbindungsmittel aller Theile der Erde, zu dem Schiedsrichter in Handel und Wandel, ja in allen wichtigen Angelegenheiten der Societät einzusetzen, und sie nebenher wegen ihrer Schönheit, Geschmeidigkeit und Dehnbarkeit, durch die feinste Politur zum Gegenstande des höchsten Luxus und Prunks dienen zu lassen.

Diese höchst schätzbare Vertheilung der Mineralien herrscht indeß in beiden Hämisphären; in der westlichen wie in der östlichen.

Wie reichlich die Freistaaten mit jenen nützlichsten Fossilien ausgestattet sind zeigen die neuern Erdbeschreibungen derselben, so wie auch die Angaben der Ausfuhrlisten und die vielen Metallfabriken, welche schon jetzt nach den Zeugnissen eines Coxes und Ebelings innerhalb der Staaten betrieben werden. Denn daß letztere hauptsächlich aus eigenem Boden ihr rohes Material ziehen, fließt aus dem erstaunlichen Preise der Arbeiter. Ebeling beweißt in seinem treflichen Werke über die Freistaaten, daß Maine, Neuhampshire, Massachusets, Connecticut, Vermont, Rhodeisland, Neu-Jersei, Neuyork mit Eisen, Kupfer, Blei, und andern nothwendigen Mineralien sehr gut versehen sind. Besonders ist Pensylvanien reich an diesen ersten Bedürfnissen. Es zählt 16 Hochöfen und 37 Hammer. Auch findet sich dort Kupfer, silberhaltiges Blei, und Galmey. Maryland hat 10 Schmelzöfen und 11 Eisenhammer, und eine eigene Compagnie bearbeitet dort die reichhaltigen Kupferwerke am Pike Creek und den Patowmak. Ebenfalls sind die südlichen Staaten an diesen Metallen ergiebig; Jeffrys führt eine bedeutende Anzahl von Eisenöfen und Hämmern für Virginien auf; Morse zeigt die Eisenwerke von Carolina an; und Bartram fand sehr reiches Eisen (Sumpferz) bei den Siminolen unterhalb Georgien. Die Ausfuhr aller Eisenwaaren der Staaten betrug im Jahre 1791 an Werthe 150052 Piaster; wie groß ist nun nicht außerdem der eigene Verbrauch! Nimmt die

Volksmenge ferner zu, so wird sich die Masse des verarbeiteten Eisens desto leichter vermehren, je größer der Ueberfluß der Feuermaterialien über und unter der Erde ist. Denn in sehr vielen Staaten, z. B. in Pensylvanien, in Neuyork, in den Ländern längs dem Ohio, Virginien, Maryland u. a. hat man mächtige Steinkohlenlager aufgefunden.

Bereits zu Anfange des vergangenen Jahrhunderts entdeckte man zwischen dem Oberen See (Lake superior) und dem Missisipi reiche Kupferlager; auch besitzt Massachusets, Pensylvanien, Neu-Jersey, Virginien, Kentucky, Maryland, Kupfer und Blei.

Die südlichen Provinzen des atlantischen Landes bedürften kaum als Nachbarn des Meers fossiles Salz. Pensylvanien und Neuyork haben aber sehr gute Salzquellen und von den Salzquellen in Kentucky behauptet man, daß sie allein hinreichen das ganze Westgebiet gehörig damit zu versehen.

Auch waren bereits seit langer Zeit die Salzlecken (Salt liks) am Ohio berühmt. Dieß sind Stellen, welche das zahme und wilde Vieh durch Lecken wegen des Salzes gerne aushöhlt, womit das Erdreich geschwängert ist. Man darf nur den Plätzen nachspüren, wo die wilden Büffel (Bison Americanus), der angegebenen Ursache willen, lange verweilen; die denn auch oftmals den Nahmen hiervon führen, z. B. der Bullits-lick u. d.

Endlich sind die Staaten reichlich mit Schwefel, Alaun, Vitriol und natürlichen Salpeter versehen; von letzterm werden nur in Virginien über 50 Gruben bearbeitet.

Dennoch hat man diese Länder bis jetzt kaum in irgend einer Richtung mineralogisch durchsucht. Wie viele Schätze selbst von edlen Metallen mögen noch längst des Alpenlandes verborgen liegen!

Doch was schadete selbst der gänzliche Mangel des Goldes, des Silbers, der ächten Steine einem Lande, das von den Hauptbedürfnissen des Lebens aus allen drei Reichen der Natur strotzt? England ist ohne Gold- und Silberminen zu besitzen, dennoch die größte Niederlage dieser Metalle. Versehen mit jenen Hauptbedürfnissen des geselligen Lebens hat seine Thätigkeit, sein Handels- und Unternehmungsgeist durch wissenschaftliche Kultur ausgebildet und durch Industrie, seine weise, feste Regierung unterstützt und gesichert, es zu der grossen Schatzkammer, zu der allgemeinen Leihbank der gesammten kultivirten Erde erhoben. Was läßt auf diese Weise die weit reichere Tochter einer solchen Mutter von sich nicht noch erwarten!

Sieht man jetzt auf die Größe, die Lage, die Bildung, auf die Naturprodukte kurz auf den hier aufgeführten Werth des Bodens der Freistaaten zurück, so zeigen sich diese als ein Land, mit welchem sich kaum unser ganzes Europa vergleichen darf. „Alle Produkte

„des kalten und wärmern Himmels vereinigt es in sich;
„die reichsten Fischereien liegen in seiner Nachbarschaft,
„sein großes Gebiet von mehr als 47 tausend Quadrat-
„meilen wird von 40 Strömen bewässert, die da gros-
„sentheils unter sich selbst auf eine höchst bewunderns-
„würdige Weise verbunden, alle Erzeugnisse der Natur
„und des Kunstfleisses dem Meere in verschiedenen Rich-
„tungen zuführen; seine Küsten bieten eine aneinander-
„hangende Reihe sicherer Häfen dar; und jeden mächti-
„gen Nachbar trennt von ihm auf viele hundert Meilen
„der große Ocean.

„Dieß sind, im Großen beobachtet, die Vortheile
„ohne Gleichen, welche die Natur mit Vorliebe auf die-
„ses neue Land ausgeschüttet hat. Sie hat es zu einer
„Höhe, zu einer Unabhängigkeit über alle übrige Reiche
„der Erde erhoben. Den Bewohnern dieses gesegneten
„Erdtheils liegt es nun ob, zu zeigen, wie weit sie durch
„vernünftige Benutzung jener Schätze dieser mütterlichen
„Vorliebe der Natur würdig sind oder nicht."

Um dieß einigermaßen zu bestimmen wenden wir uns jetzt zu den heutigen Bewohnern der Staaten.

b. Der Mensch.

Der dort angesiedelte Europäer mag hier dem Ur-Amerikaner vorangehen. Dem wichtigsten Mann, dem der am mehrsten wirkt, gehört der erste Platz. Die Er-

de selbst ist nicht nur durch die Weissen gleichsam umgeschaffen, sondern ihre Anzahl übertrift jetzt die der Indianer viel hundertfach. Auch betrachten wir hier die Länder wie sie jetzt sind, und zeigen nur zur deutlichern Bestimmung ihres heutigen Werthes, was sie vormals waren.

Es ist angenehm, ja wohlthuend, die aufkeimende Pflanze in ihrem Wachsthum zu verfolgen, zu sehen wie sie oftmals die ersten Saamenblättgen zwischen den sie fast erdrückenden steinigten Boden mühsam hindurch zwängt; wie die junge Wurzel stets seitwärts und unterwärts arbeitet, nur linienweise weiter um sich greift, und dadurch fester wird, während daß der Schaft der jungen Staude, hierdurch genährt, stets himmelan strebt und endlich eine glorreiche Palme oder eine prächtige Ceder gegen die Wolken hinanführt unter deren Schatten ganze Völker kleinerer Pflanzen ruhig gedeien und Adler horsten.

Mühsam, ja erliegend war gleichfalls der Anfang der jetzt mächtigen Freistaaten von Nord-Amerika.

Wie viele und bedeutende Unternehmungen waren von Europa aus seit der Entdeckung der neuen Welt dorthin gemacht worden, wie viele Summen, Sorgen und Menschen mehrerer Nationen hatte es gekostet, ehe nur ein einziges festes Etablissement aus unserem Welttheile zu Stande kam!

Weit über ein ganzes Jahrhundert war mit vergeblichen Bemühungen verflossen, Europäer in Nord-Amerika fest anzusiedeln. In der Mitte des Jahrs 1585 führte der berühmte W. Raleigh 107 Pflanzer nach einem Hafen unweit der Mündung des Roonoko; aus Mangel kehrten sie bald nach Europa zurück. Im folgenden Jahre nahm Raleigh förmlich von der großen Küste des atlantischen Gebiets Besitz, welches damals überhaupt Florida hieß; er nannte sie zu Ehren der Königinn Elisabeth, Virginia. Im Jahre 1587 sandte er unter der Führung des Gouverneurs White neue Ansiedler hinüber. Und 1590 brachte White einen neuen Transport. Allein auch diese Kolonie scheiterte, so wie die welche Gosnold 1602 dort zu errichten suchte. „Nur erst vom April des „Jahrs 1607, zeigte sich der Entstehungspunkt, sagt „Ramsay, der ersten bleibenden Niederlassung an der „Küste von Virginien."

Auf einer Halbinsel des Jamesflusses hatten diese Ausgewanderten eine Stadt erbauet, welche sie zur Ehre des Königs von England Jamestown nannten. Der Monarch hatte nämlich den Unternehmern dieser Kolonie, welche sich in die Londener und Plymouther Compagnie theilten, zugestanden, daß sie und ihre Nachkommen mit den übrigen Unterthanen Englands gleiche Vorrechte sollten zu genießen haben; ein Vorrecht, welches für die Folge besonders in Rücksicht der nachmaligen Unabhängigkeit allerdings von Wichtigkeit ist. Aber auch

dieſe Koloniſten waren harten Schickſalen ausgeſetzt. Nach Verlauf von einigen Monaten hatten Krankheiten bereits die Hälfte von ihnen hinweggeraft, und der Mangel der Frauen hielt außerdem ihren Anwachs zurück. Dieſem ward einigermaßen abgeholfen, denn die Londoner Compagnie ſandte 1618, 90 Mädchen hinüber. Sie wurden den Meiſtbietenden jede zu 100 bis 200 Pfund Toback überlaſſen.

Nur erſt dreizehn Jahr nach der Gründung von Jamestown hub eine glücklichere Periode für die Feſtigkeit der dortigen Kolonie an. Durch die Intoleranz der hohen engliſchen Kirche des ſiebenzehnten Jahrhunderts hart gedruckt, verließen mehrere Puritaner ihr Vaterland. Sie hatten ſich dieſe Benennung gegeben weil ſie auf ein einfacheres von neuern Zuſätzen gereinigtes Chriſtenthum drangen, und nur allein die Bibel als die einzige Norm der Religion annahmen. Es ſchifften ſich 101 dieſer Sectirer von Plymouth aus nach Amerika ein, und ſtiegen am 11ten November 1620 bei Cap Cod ans Land.

Hier befanden ſich dieſe Emigranten nun mitten im Winter ohne irgend einen Schutz an der rauhen Küſte eines unangebaueten Landes. Zu Ende des Jahrs legten ſie den Grund zu einem Orte, den ſie Neu-Plymouth nannten. Sie ließen ſich, ſagt Ramſay ſehr treffend, auf der nackten Schöpfung nieder, und hatten jedes Hinderniß zu überſteigen, an dem ihre Geduld und

ihr Glaube an die Vorsicht geprüft werden konnte. Die Krankheiten, der Mangel an Bequemlichkeiten und die ermüdenden Anstrengungen streckten 44 Personen in einem Zeitraume von 6 Monaten ins Grab; aber die Aussicht, der Religionstyrannei entgangen zu seyn, ließ sie dieses vielfache Elend mit unerschüttertem Muthe ertragen. Diese geringe Anzahl kümmerlicher Menschen gründete zuerst das gesammte, jetzt so blühende Neu-England! (Neu-Hampshir, Massachusets, Rhodeisland, Connecticut).

Auch bei einzelnen Kolonien von Neu-England war die erste Veranlassung ihrer Entstehung eben dieselbe. So ward sechs Jahr später der Staat von Massachusets durch wenige Engländer gestiftet, welche sich des Gewissenszwanges wegen unter Anführung eines Neu-Plymouthers R. Covenant, beim Vorgebirge Anna am Naumkragefluße, jetzt Salem benannt, ansiedelten.

Der heutige Staat von Connecticut ward ebenfalls von einigen Puritanern gegründet. Sie hatten nach der Entdeckung des Connecticutflusses von Neu-Plymouth aus bereits 1632, ein hölzernes Handelshaus, Blockhaus, unter den damals mächtigen und kriegerischen Pecquod Indianern errichtet. Im folgenden Jahre sandten sie zu weiterer Ausdehnung des Handels einen kleinen Theil ihrer Gesellschaft unter der Führung G. Fenwiks und des Geistlichen T. Peters dorthin. Diese erhandelten von den Pecquods gegen europäische Waaren

einen Strich Landes, zwischen dem Pacatuc und dem Connecticut.

Rhodeisland verdankt gleichfalls solchen Puritanern seine Entstehung, welche sich von jenen ersten Emigranten in Massachusets wegen Verschiedenheit religiöser Meinungen trennten. Der Staat Connecticut erhielt 1662 und der von Rhodeisland das Jahr darauf einen königlichen Freiheitsbrief.

In jenen unruhigen Zeiten, der Krone Englands, konnte der Verfolgungsgeist der englischen Kirche gegen die Catholiken mehrere Gründe zu seiner Entschuldigung beibringen.

Unter denen, die diesen Druck lebhaft fühlten zeichnete sich der Lord George Calvert, Lord Baltimore auf die edelste Weise aus. Er legte nicht nur aus Gewissenhaftigkeit wegen seines Ueberganges zur catholischen Religion die Würde eines Staatssecretairs nieder, sondern war darauf bedacht seine Glaubensgenossen durch eine Ansiedlung in Nord-Amerika jener harten Behandlung zu entziehen. Von Jacob I. hatte er bereits einen Freiheitsbrief zur Anlage einer Kolonie im höhern Norden bekommen, und nachdem er deßhalb zwei Reisen nach Amerika unternommen hatte, erhielt er von Carl I. einen Schenkungsbrief über einen von Engländern unbewohnten Strich Landes, welcher jenseits des Potowmaks an der Chesepeakbay gelegen ist. Der edle Mann erlebte indeß die Anlage nicht. Sein Sohn Cecil verfolgte

aber seinen Plan mit gleichem Eifer, und unter der führung seines Bruder, Leonhard Calverts, gie 200 Katholiken, zum Theil von Vermögen und F lie, nach Amerika hinüber. Sie landeten in Virgi bei dem Cap Comfort; liefen den Potowmac hin wo ihr Anführer von den Indianern gegen engli Waaren einen bedeutenden Strich Landes so friedlich tauschte, daß diese den Europäern selbst ihre Felder stellen halfen. Am 27sten März 1634 nahm Ca förmlich von seinem Lande Besitz und benannte den der ersten Niederlassung nach dem Nahmen seiner Kö ginn, St. Mary.

Der fortdaurende harte Druck gegen die Katholik in England brachte in kurzer Zeit der neuen Kolonie nen bedeutenden Anwachs, und das gute Benehmen de Lord Baltimore, der dennoch jedem christlichen Reli gionsverwandten durchaus die freie Ausübung seines Kul tus zugestand und in Kurzem 40000 Pfund Sterling auf seine Kolonie verwandte, erwarb diesem Erbeigen thümer die Liebe und Hochachtung in einem solchen Grade, daß man ihm freiwillig 15 Pfund Tobak, eine Stapelwaare, welche hier damals statt des Geldes dien te, für jeden erwachsenen Menschen bewilligte.

Der wichtigste unter den nordlichen Staaten, Pen sylvanien, ward von einem so edlen und merkwürdigen Manne gestiftet, daß man willig bei ihm einige Augen blicke verweilet.

William Penn, geboren in London am 14ten Oct. 1644 war der Sohn eines berühmten englischen Admirals gleiches Nahmens. Unter Cromwells Regierung verdankte England dem Admiral Penn die Einnahme von Jamaika; und unter Carl II. den Sieg (1664) über die Holländer. Schon in früher Jugend zeigte der Sohn vorzügliche Anlagen sowohl des Geistes als des Herzens, denen freilich eine entschiedene Tendenz zu enthusiastischer Religiosität zur Seite gieng. Im väterlichen Hause ward er durch Privatunterricht so weit gebracht, daß er bereits im 15ten Jahre das Christ-Church College in Oxfort bezog. Zwei Jahre hindurch entwickelte er hier seine Talente durch anhaltenden Fleiß, als zufällig ein umher reisender Quacker, Thomas Loe, durch seine öffentliche Predigten jenen frühen Hang zur Schwärmerei plötzlich auf das lebhafteste weckte. Seit seinem 12ten Jahre glaubte er, seinem eigenen Geständnisse nach, unmittelbar göttliche Eingebungen bekommen zu haben, und so ward es begreiflich, daß die Lehre dieses Quakers ihn hinriß und unwillkührlich von der englischen Kirche trennte. Er zog sich hierdurch nicht nur die Verweisung von der Universität zu, sondern bei seiner Rückkehr nach London ward er von seinem Vater körperlich bestraft, ja sogar aus dem Hause gestoßen. Indeß ward der Vater bald so weit besänftigt, daß er ihn zur ferneren Ausbildung für die feinere Welt auf 2 Jahr nach Frankreich sandte.

Nach seiner Rückkehr studierte er in Lincolns-Inn die Rechte. Er verließ London wegen der 1665 dort ausgebrochenen Pest, und sein Vater übertrug ihm im folgenden Jahre ein ihm vom Könige verliehenes ansehnliches Landgut unweit Cork in Irland.

So schienen Geburt, Talente, Studien und Vermögen zusammen zu treffen, um ihn dereinst zu einem angesehenen Staatsmann und Proprietär in England zu erheben; allein gerade die Uebertragung dieses Landguts gab ihm Anlaß zu einer noch wichtigern Rolle, nämlich zu der des Stifters einer großen eignen Kolonie, eines Landesherrn und Gesetzgebers. In Cork fand er nämlich seinen ersten Lehrer, den Quaker Loe, vor; da bedurfte es denn schwerlich des Verlusts einer Geliebten, wie Einige behaupten, um seinen öffentlichen Uebergang zu der Secte der Quaker zu entschuldigen.

Von jetzt an besuchte er ihre geheimen Versammlungen, ward auch bei dieser Gelegenheit mit mehrern Quackern verhaftet, bekam aber bald durch die Fürsprache des Lord Orrery, der damal. Präsident von Münster, zwar seine Freiheit wieder.

Sobald sein Vater Nachricht hiervon erhielt, rief er ihn nach London zurück. Er fand ihn für seine neue Secte zu stark eingenommen. Dennoch wäre er mit ihm zufrieden gewesen, hätte er sich nur nicht geweigert, in Gegenwart des Königes, des Herzogs von York und vor seinem Vater selbst den Kopf zu entblößen, eine Ehrer-

bietungsbezeugung, welche nach den Grundsätzen der Quaker nur Gott allein gebührt. Penn versprach sich durch Fasten und Beten die Erlaubniß vom Himmel dazu, allein da er glaubte, sein Gebet sey unbeantwortet geblieben, so beharrte er fest bei den Grundsätzen seiner Sekte, und jetzt verstieß ihn sein Vater zum zweitenmale.

Unerschütterlich ertrug er aber nicht allein dieses strenge Schicksal, sondern er bot selbst dem harten Gefängnisse im Tower, wozu er wegen des öffentlichen Predigens der Grundsätze seiner Gemeinde verdammt ward, mit größtem Muthe Trotz. Und da ihm der Bischof von London deßhalb ewige Gefangenschaft ankündigte, so trat er außer mehreren Arbeiten, mit der Schrift: Keine Krone ohne Kreuz (no Cross no Crown) dagegen auf. Diese Schrift ward aber sogar von einigen englischen Geistlichen wegen der darin mit so vielem Geiste vorgetragenen Aeußerungen für die Unsterblichkeit der Seele sehr geschätzt.

Indeß milderte selbst diese Standhaftigkeit und der dabey in allen seinen Schriften hervorstechende Edelsinn und Duldungsgeist den Zorn seines Vaters so sehr, daß dieser ihm durch seine Verwendung die Freiheit wieder verschaffte. Bald darauf söhnte er sich mit seinem Sohne gänzlich aus und ließ ihn bei seinem bald darauf erfolgten Absterben, im völligen Besitze seines Vermögens.

Nun suchte Penn seinen Wirkungskreis weiter auszudehnen. Er richtete schon damals seinen Blick auf die Quaker, welche nach Maryland gewandert waren, und nahm Antheil an der größtentheils von ihnen bevölkerten Kolonie Neu-Jersei.

Diese ersten Schritte für Amerika wurden indeß durch eine Reise nach Holland und Deutschland (1677) unterbrochen. Penn wollte auch dem festen Lande sein Neues Licht, (new light) in der Sprache seiner Mitbrüder zureden, verkündigen. Ueberall ward er gut aufgenommen; besonders machten ihn seine Kenntniß: und seine Beredsamkeit in Hervoerden, bei der frommen (pfälzischen) Princessin Elisabeth, sehr beliebt. Ueberall unterstützte er seine Glaubensbrüder, suchte sie sowohl durch Schriften als durch Reden zu vereinigen, und bei ihnen auf alle Art durch ein edles und wohlthätiges Benehmen gegen jeden Einzelnen, den wilden intoleranten Schwärmergeist zu mildern. Dieß ergiebt sich aus seinen eigenen Reisenachrichten, welche bald mehrere Auflagen erlebten, und worinn sich auch der Briefwechsel mit der Prinzessinn Elisabeth befindet.

Dem Admiral Penn war die damals so vielfach beunruhigte Krone eine beträchtliche Summe schuldig geblieben, und die Dürftigkeit ihrer Lage erlaubte es dem Könige nicht den gerechten Bitten des Sohnes, diese Schulden abzutragen, Gehör zu geben.

Penn fand dadurch eine erwünschte Gelegenheit ohne Beschwerde der Krone zu dem Seinigen zu gelangen und zugleich seinen Glaubensgenossen einen ruhigen sichern Zufluchtsort auszumitteln. Er ersuchte nämlich den Monarchen, ihm, für diese Schuldforderung, einen Strich Landes in Amerika eigenthümlich zuzugestehen. Der Monarch gab diesem Ansuchen willig Gehör, und Penn hat, nach reiflicher Untersuchung der bereits Andern zum Anbau in Amerika verliehenen Lehnsbriefe, um einen Landstrich, welcher südlich von Maryland angerechnet, drei Breitengrade gegen Norden hin einnähme. Es ward ihm zugestanden, jedoch mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß seine neue Kolonie die Rechte der dort angesiedelten Eigenthumsherren auf keine Weise beeinträchtigen solle. Der König nannte den von Penn anzubauenden, bis jetzt mit Waldung bedeckten Landstrich ihm zu Ehren, Pennsylvania.

Das Land war ihm völlig als ein freies Lehen zu eigen gegeben, nur sollte er dem Könige jährlich zwei Biberfelle erlegen, so wie von allen zu entdeckenden Gold- und Silberminen, den fünften Theil.

Ebenfalls ward dem Erbeigenthümer sowohl die gesetzgebende als richterliche Gewalt übertragen, nur mußten die Gesetze der Vernunft nicht widersprechen und, soviel es seyn konnte, mit den Englischen übereinstimmen; auch behielt sich die Krone das Recht der Appellation vor.

Penn und seinen Erben wurde auch das Recht zugestanden billige Zölle in den Häfen anzulegen; doch sollten der Krone solche Auflagen und Zölle bleiben, welche durch Parlamentsacten festgesetzt würden. Anderer Taxen, der Ein- und Ausfuhrzölle und der Erhebung der Abgaben von den Einwohnern begab sich der König gänzlich.

Obgleich Penn durch diesen Freiheitsbrief die Hoheitsrechte wirklich erhielt, so war er doch bald nachher (1682) großmüthig genug sie freiwillig aufzugeben, und die Gewalt in die vom Volke selbst gebilligten Gesetze zu legen. Ein Senat ward von einer gewissen Anzahl von Freimännern erwählt und der Erbeigenthümer oder sein Statthalter hatte darinn nur den beständigen Vorsitz und mehrere (anfangs 3) Stimmen.

Dieß alles verdiente hier im Allgemeinen bemerkt zu werden, weil man dadurch überhaupt begreifen lernt, wie selbst die Grundlagen der als souverain anzusehenden Regierungen verschiedener Staaten von Amerika stets Volksfreiheit athmeten.

In eigenen Aufsätzen, welchen eine Karte von Pennsylvanien beigefügt war, machte jetzt Penn eine Nachricht über sein neues Land, nebst den Bedingungen, unter welchen er Alle, die geneigt waren, sich dort anzusiedeln, aufnehmen wollte, öffentlich bekannt.

Für 100 Morgen (Acres) Landes, bestimmte er nur 40 Schilling Sterl. Kaufgeld, nebst einem jährlichen Grundzins von einem Schilling, zugleich verlangte er aber von jedem hundert tausend Morgen, und zwar zehn nebeneinander liegende, so wie ⅔ von allen zu entdeckenden Silber und Goldminen. Er sah bald wie sich in London und andern Orten eine Gesellschaft bildete, die unter dem Namen einer freien Pennsylvanischen Handelsgesellschaft (Free society of Traders in Pensylvania) zusammentrat und dort Land ankaufte.

Penn sandte 1681 die ersten Pflanzer unter dem Stadthalter Markham in zwei Schiffen hinüber; sie bestanden größtentheils aus Quakerfamilien, die England und Wales verlassen hatten und mit vielen Beschwerlichkeiten kämpfen mußten. Nachdem Penn im Anfange des Augustmonats des folgenden Jahres von dem Herzoge von York, (dem nachmaligen Könige Jacob II.) dessen Verzichtleistung auf alle Ansprüche, welche er an das Gebiet von Pensylvania machen konnte, erhalten hatte, so segelte er selbst zu Ende dieses Monats nach seinem neuen Lande in Gesellschaft von hundert seiner Freunde ab; und landete dort nach einer Fahrt von sieben Wochen.

Freudig ward er, wie ein Vater von seiner neuen Kolonie, empfangen. Er erhandelte von dreien Schweden, welche sich dort zuvor (seit 1627) angesiedelt hat-

ten, den Platz, worauf er die neue Hauptstadt Philadelphia (Bruderliebe) zu erbauen gedachte.

Sein größres Augenmerk gieng aber auf die Indier. Damals waren die meisten Länder, welche jetzt den Staat von Pennsylvanien ausmachen, das Eigenthum der Delawar-Indianer oder, wie sie sich selbst nannten, der Lenni-Lennape (der Ur-Nation) und der Irokesen.

„Durch feierliche Zusammenkünfte und Verträge, „durch öftere vertrauliche Besuche und Unterredungen, „denn Penn erlernte bald ihre Sprache, durch Theil„nahme an ihren Festen, durch Geschenke verbunden „mit redenden Beweisen unwandelbarer Gerechtigkeit, „treuem Rathe und einnehmender Gefälligkeit wußte „Penn sich ihrer Liebe und ihres Zutrauens so ganz zu „versichern, daß sie nach beinahe einem Jahrhundert, „noch den Namen ihres großen guten Freundes, des Bru„ders Onas (so übersetzten sie das Wort Penn) mit „warmer Verehrung nannten, und diesen geliebten „Mann als ein Muster der Weisheit und Gerechtigkeit „aufstellten." *)

In dieser Stimmung erhielt Penn von einigen Oberhäuptern der Indier Ländereien geschenkt; den größten Landstrich aber, vom Delawarflusse bis zu der

ersten niedrigsten Gebirgsreihe in Westen, kaufte er ihnen förmlich gegen europäische Waaren ab, und zwar, wie billig, nach den Preisen, welche damals in Amerika für solche Waaren angenommen waren; er machte es ihnen, um allen Anlaß zu Zwistigkeiten zu vermeiden, zur Bedingung nur an ihn allein ihre Länderei zu verhandeln.

Penn berief nun eine Versammlung der Freimänner und wenn er gleich einige Aenderungen in den zuerst angegebenen Einrichtungen machte, so zweckte dennoch alles dahin ab, das Volk zu begünstigen und die Constitution zu vereinfachen.

Daher stieg denn auch die Kolonie sehr schnell empor, so daß in den ersten drei Jahren über 50 Schiffe mit Pflanzern anlangten. Anfänglich bestand die größte Anzahl aus englischen und irländischen Quakern, denen bald darauf Holländer und Deutsche folgten; letztere stifteten eine eigene Stadt, Germantown.

Nach einem zweijährigen Aufenthalte, verließ Penn seine Kolonie im blühendsten Zustande und ward von seinem Könige, (Jacob II) der bekanntlich den Catholiken sehr zugethan war, so gnädig aufgenommen, daß man ihn beschuldigte, er sey ein heimlicher Jesuit.

Da man ihn deswegen für einen Feind König Wilhelms III. hielt, so ward er bei und nach der Revolution (1688) einigemal gefänglich eingezogen; allein er vertheidigte sich stets so geschickt, daß er bald seine Frei-

heit wieder erhielt. Indessen hatte er doch viele Unannehmlichkeiten auszustehen, ja er büßte sogar auf einige Zeit die Regierung seiner eigenen Kolonie ein. Der König ließ sie durch einen von ihm bestellten Statthalter regieren. Penn entzog sich durch eine Reise nach Holland seinem Vaterlande, that bald nach seiner Rückkunft seine Unschuld dar, und ward darauf wieder in seine vorigen Rechte über Pennsylvanien eingesetzt. Während diesen edlen Mann ein so hartes Schicksal traf, sahe es in Pennsylvanien selbst sehr unruhig aus. Theils Gränzstreitigkeiten mit Maryland, vorzüglich aber die Verschiedenheit der Meinungen und der Lebensweise der Kolonisten waren an diesen bedeutenden Zwistigkeiten Schuld.

Die südlichsten Theile von Penns Kolonie lagen längs der Mündung des Delawareflusses; sie machten das Gebiet des Freistaats aus, der jetzt den Nahmen jenes Flusses führt. Dieser Theil war vor Penns Ansiedelung mit Schweden und Holländern besetzt. Erstere hatten sich seit 1627, letztere ihren Behauptungen zufolge mehrere Jahre früher dort kolonialisch niedergelassen. Die Sitten, die Denkweise dieser ältern Kolonisten waren von denen der Quaker im nordlichen Pennsylvanien sehr abweichend, und wie Ebeling bemerkt, sahen sie mit Scheelsucht auf den steigenden Handelsflor von Philadelphia hin.

Eine Reise nach Amerika konnte in dieser Lage der Dinge dem Erbeigenthümer nicht weniger nützlich wer-

den als seiner Kolonie. Penn verließ deßhalb nebst seiner Familie, England im September 1699. Vielleicht war es sein Glück drei ganzer Monate auf dem Wege nach Amerika zubringen zu müssen, denn grade während der Zeit da er auf dem Meere war, wüthete damals das gelbe Fieber zum erstenmale in Philadelphia.

Er ward zwar dort mit Freuden empfangen, allein der große fremdartige Zuwachs der Kolonie, die vielen Abweichungen von der ersten patriarchalischen Regierung, die man sich unter den verschiedenen Statthaltern erlaubt hatte, — dreimal war nämlich die Regierungsform modificirt worden, — dieß Alles mußte natürlicherweise jene kindliche Anhänglichkeit vermindern, die Penn bei seiner ersten Anwesenheit vor 15 Jahren vorfand.

Er bemerkte sogleich nicht nur ein Misvergnügen des Ganzen mit der bestehenden Regierung, sondern vorzüglich, den Hang der untern Grafschaften, sich von den nördlichen zu trennen, und als ein eigener Staat für sich zu bestehen.

Penns und der Quaker Feinde in England benutzten die Abwesenheit des Erbeigenthümers und stellten unter dem Vorwande die Rechte der Krone zu erweitern, die Schädlichkeit der erbeigenthümlichen Kolonien vor, sie wandten daher alles an, Penn seine amerikanischen Besitzungen, wo möglich, zu entreissen, und es war mit-

hin seine Gegenwart in England wohl nur allein vermögend diesem Unfalle vorzubeugen.

Wider seinen Willen mußte er sich daher entschliessen schnell nach Europa zurückzukehren. Zuvor rief er die beiden Häuser der Repräsentanten (Versammlung der Freimänner) zusammen, um sie zur Beilegung der innern Zwistigkeiten zu bestimmen. Er übergab ihnen einen neuen Freiheitsbrief, dessen Veränderung besonders darinnen bestand, „daß die Gesetzgebung einem einzigen „Hause der Repräsentanten übertragen, und dem Gouverneur eine verneinende Stimme bei allen Gesetzen und „Beschlüssen der Assembly zugestanden ward.“ So kraft- und liebevoll aber Penn hierbei ihnen zuredete, und so gutmüthig man auch übrigens seine Ermahnungen aufnahm, so sahe er dennoch mit Kummer das voraus, wovon sich schon längst die Spuren deutlich gezeigt hatten, nämlich eine wirkliche Theilung seines Freistaats. Indeß gieng diese damals noch nicht vor sich. Penn setzte A. Hamilton zum Statthalter ein, und verließ zu Ende Octobers 1701 seine Kolonie nicht mit so freudigem Herzen als des erstemal. Bald nach seiner Rückkunft in Europa (December 1701.) gieng denn jenes geahnete Ereigniß in Erfüllung; die untern Grafschaften trennten sich von den nördlichern, und bildeten einen eigenen Staat, den Staat von Delaware.

Bei der Thronbesteigung der Königinn Anna erlangte Penn von neuem Gunst und Ansehen bei Hofe; und

lebte daher anfangs in Kensington. Dennoch sahe er sich weiterhin in verdrießliche Processe verwickelt, die ihn sogar zwangen sich in Old Bally bis zu ihrer Beendigung aufzuhalten.

Bei abnehmender Gesundheit verließ er im Jahre 1710. endlich London; auf einem Landsitze in Buckinghamshire wollte er einer bessern Luft genießen.

Zwei Jahre nachher zeigten sich bei ihm mehrere Anfälle vom Schlage; hierdurch ward er zuletzt seines Gedächtnisses beraubt. Dennoch fristete er sein Leben bis zu dem 74ten Jahre, er starb am 30sten Jul. 1718. Penn hatte sich zweimal verheirathet, und mehrere Kinder; sein Sohn folgte ihm in seinen Rechten auf Pensylvanien.

Der Stifter dieser großen Kolonie gehört unstreitig unter die seltensten Männer. Mit großem Eifer für seine Sekte verband er die höchste Toleranz; er stritt stets auf die edelste Weise für die Rechte und Freiheit der Menschheit, sogar, wie wir sahen, mit Aufopferung seines eigenen Vermögens.

Penn besaß neben einer seltnen Gutmüthigkeit einen hohen Grad praktischer Lebensklugheit, einen unerschrocknen Muth und unablässige Ausdauer im Verfolgen seiner zuvor reiflich überdachten Plane.

Er war ein vorzüglicher, oder wenigstens ein einnehmender Redner; ein guter Klassiker und ebendaher kein schlechter Schriftsteller in der damaligen Zeit.

Dies alles mit dem Studium der Rechte verbunden machte ihn zu einem weisen Gesetzgeber und Regenten. Höchst achtungswerth war er aber von Seiten seiner moralischen Grundsätze; selbst mehrere angesehene Geistliche der hohen englischen Kirche, wenn gleich Feinde seiner Sekte, versagten ihm ihre Achtung nicht. Die Kolonie verdankt lediglich der Weisheit ihres großen Stifters ihren schnellen Anwachs und ihren hohen Flor vor allen ihren Nebenbuhlern. Er hatte nämlich bei ihrer Gründung alles auf die zwei Hauptstützen der kultivirten Societät berechnet, auf den Ackerbau und auf den Handel. Auch ist durch die erstaunliche Zunahme der Bevölkerung und des Handels dem edlen Manne ein unvergängliches Denkmahl gestiftet. Folgende Angaben mögen dies belegen.

Wenn man, nach Ebeling, im Jahre 1698. für Pennsylvanien 4000 Menschen annimmt, und im Jahre 1752. dort bereits 220000 findet, so hatte sich die Volkszahl in 54 Jahren 55fach vermehrt. Im Jahre 1791. betrug die gesamte Anzahl gar 434373!

Die Vermehrung des Handels ist aber eben so außerordentlich. Ramsay bemerkt, daß Pennsylvanien 1704. nur für 11499 L. St. Waaren aus England eingeführt habe, im Jahre 1772. aber für 507909 Pf. St. also innerhalb noch nicht voller 70 Jahren, das 50 fache!

Besonders hat der von Penn so sehr beabsichtigte Ackerbau zur Vermehrung des Handels beigetragen. Die Ausfuhr des Waizenmehls ist in einzelnen Jahren des 18ten Jahrhunderts auf mehr als 400 tausend Barrels (Fäßer) gestiegen, den Waizen und den Maiz selbst ungerechnet. Die gesamte Masse aller Exporten betrug 1792, beinahe 4 Millionen Dollars.

So sahen wir, wie die meisten nordlichen und mittlern Staaten, nur allein durch unabläßige Anstrengung, männliche Bekämpfung der härtesten Schicksale und durch ununterbrochene Arbeitsamkeit ihr festes Daseyn erhielten. Den südlichen war ein gleiches Loos beschieden.

Von der Entstehung des Staats von Nord-Carolina ist, wie Morse behauptet, nur so viel bekanut, daß, 1710, eine Anzahl Pfälzer, die höchst wahrscheinlich wegen ihrer Religion gedrückt waren, dort einwanderten. England kannte bereits den hohen Werth des dortigen Landes. Es suchte daher diese Kolonisten auf alle Art zu unterstützen, und der dahin gesandte Gouverneur, Tynte, mußte einer jeden einzelnen deutschen Familie 100 Morgen (Acres) taxfreien Landes zutheilen.

Zwei Jahre darauf traf diese Pflanzer ein schweres Unglück. Die Indier der Coree und Tuscoraras Nation überfielen sie völlig unvorhergesehen, und erschluaen 137 von ihnen. Die wenigen, welche ihrer Wuth entkamen, riefen die Miliz zu Hülfe, und der hierauf erfolgte

Feldzug gegen die Wilden endigte sich so glücklich, daß diese theils niedergemacht, theils vertrieben wurden. Die Pflanzer genossen nachmals unter der allgemeinen Regierung für beide Carolinen, von Süd-Carolina aus, einer ruhigen Existenz. Nur erst 1729 ward Nord-Carolina von dem südlichen getrennt, und Georg II. bestimmte dessen Gränzen.

Süd-Carolina war in früheren Zeiten zu einem Zufluchtsorte der Protestanten ausersehen. Der eben so unglückliche als edle Admiral Coligny ließ unter der entsetzlichen Regierung Carls IX. 1562. einen Haufen seiner in Frankreich schrecklich gemishandelten Glaubensgenossen, der Reformirten, dorthin wandern. Ihr Anführer Ribaut errichtete auch daselbst ein Fort, das er Carlsfort nannte; allein die Spanier würgten diese Unglücklichen, weil sie Ketzer waren. Zwar rächete der tapfere Gourgues, ein gasconischer Edelmann, diese Schandthat; er grif nämlich die Spanier an, und ließ sie, nachdem er ihre Schanze erobert, an Bäume aufhängen mit der Inschrift: „Nicht als Spanier, „sondern als Verräther und Mörder habe „er sie so behandelt.“ Indeß verließ dennoch Gourgues nebst seinen Leuten Carolina, (damals Florida genannt), und nur erst unter Carl II. von England kam eine Colonie dort zu Stande.

Der König ertheilte dem Grafen Clarendon und 7 andern englischen Herren einen Schenkungsbrief über

Diese ihm nicht gehörenden Länder. Es gingen, 1669, mit dem Gouverneur Sayle Kolonisten von mehreren Religionspartheien hinüber, die dann zwei Jahre darauf durch viele Puritaner, welche den Druck der englischen hohen Kirche flohen, verstärkt wurden. Eine aristokratische Regierungsform ward von dem großen Locke entworfen; sie war aber so zusammengesetzt, und die Streitigkeiten mit den Wilden und mit den Spaniern, die Zwistigkeiten der verschiedenen Religionspartheien unter einander, und die der Kolonie selbst gegen den Statthalter, brachten alles in Verwirrung.

Da alle sich durch die damalige Regierung nicht hinreichend geschützt fühlten, so seufzte man nach einer neuen Regierung. Dieß bewog endlich die Eigenthümer ihre Rechte und Besitzungen 1728 gegen ein Aequivalent von 22500 Pf. Sterling an die Krone abzutreten. Der einzige von den acht großen Eigenthümern, der Lord Granville, behielt sich seine Ländereien bevor. Unter der neuen königlichen Regierung, welche einen Gouverneur hinsandte und Alles nach der englischen Verfassung einrichten ließ, stieg nun die Kolonie sehr schnell zu einem großen Flor.

Der bis jetzt südlichste Staat, Georgien, ist gleichfalls zum Theil die Frucht des Schweißes armer Emigranten, die ihr Vaterland wegen ihrer Religion zu verlassen gezwungen waren. Die größere Anzahl der dort hingewanderten Europäer bestand aber aus Bett-

lern und andern dürftigen Menschen, die in Englan und Irland den Städten zur Last fielen. Durch Mi leid bewogen traten reiche und angesehene Engländer 1732, in eine Gesellschaft zusammen, und sandten dies Armen in die südlichsten Theile der Kolonie. Auf ihre Kosten wurden sie transportirt, ernährt, gekleidet und mit allen zum Anbau nöthigen Bedürfnissen versehen. Die Aufseher dieser Gesellschaft baten bei Georg den 2ten um einen Schutz- und Freibrief. Einem jeden Pflanzer wurden 50 Morgen Land zugestanden, wovon er nur erst nach 10 Jahren eine sehr geringe Abgabe zu erlegen hatte. Der König erhob in der Absicht die südlichsten Theile, welche durch den Fluß Savanna von den übrigen getrennt werden, zu einem eigenen Staate; daher denn der Nahme Georgien. Man trat mit den das Binnenland bewohnenden tapfern Crihk Indiern in freundschaftliche Verhandlungen, und kaufte ihnen beträchtliche Länder ab. Indeß ergab es sich sehr bald, daß durch jene aus den Städten aufgerafte Bettler, die an das Nichtsthun gewohnt waren, aller angewandten Kosten und aller Anstrengungen des edlen Ritters Oglethorpes ungeachtet, der neue Staat nicht gedeihen konnte. Hierzu bedurfte es rüstiger Menschen, die zur Arbeit gewöhnt waren und die eben sowohl vom Pflichtgefühl als von der Hofnung eines bessern Zustandes für sich und die Ihrigen getrieben, den Anbau förderten.

Die Ankündigung Englands von der Einrichtung es neuen Staats drang bei der damaligen Verbindung it dem festen Lande auch zu jenen in Salzburg wegen hrer Religion gedrückten Protestanten. Viele dieser ar- nen Vertriebenen erblickten hier einen von der Vorsicht hnen dargebotenen Zufluchtsort. Und so schifften sich 116 von ihnen nach Georgien ein. Sie erbaueten bald nach ihrer Ankunft daselbst zwei eigene Städte, Alt- und Neu-Ebenezer.

Fast zu gleicher Zeit wanderten dorthin 130 schottische Hochländer, gleichfalls eine dürftige aber arbeitsame, thätige Menschenrace. Durch sie ward Neu-Inverneß erbauet. Nach Aufwendung sehr großer, sowohl von den Eigenthümern zusammengeschossener als vom Parlamente selbst bewilligter, Summen (in zwei Jahren 36000 Pf. Sterling) trat dennoch die Gesellschaft der Eigenthümer im Jahre 1752 ihre Rechte auf Georgien an die Krone ab. Von dieser Zeit an bis zur Revolution ward denn der Staat durch einen königlichen Statthalter, der englischen Constitution gemäß, regiert.

Unter allen ältern Staaten finden sich nur zwei, deren Entstehungsart von den so eben angegebenen einigermaßen abweicht. Zwar wurden weder aus Neu-York noch aus Neu-Jersei die Ureinwohner anfänglich durch Feuer und Schwerdt von den Europäern vertrieben. Die frühesten weissen Anbauer dieser Staaten, die

Schweden und Holländer, erhandelten das Land von Neu-Jersei gleichfalls zuerst von den Stämmen der Wilden, allein die europäischen Stammväter der heutigen Besitzer gelangten wieder auf eine gewaltsame Weise zum Besitze des Landes.

Carl II. von England überließ das den Holländern entrissene Land, welches ihnen zuvor von schwedischen Ansiedlern streitig gemacht worden war, unter sehr billigen Bedingungen und sehr geringen Abgaben, an Erbeigenthümer, und die Krone behielt sich nur in Rechtssachen die Appellation vor; die Kolonie war sonst durch eine Versammlung (Assembly) von Freimännern regiert. Durch jene frühere Ansiedler sind die Nahmen Neu-Schweden und Neu-Holland erzeugt.

Neu-York, — wenn gleich das Detail seiner älteren Geschichte selbst dem unermüdlichsten Forscher Ebeling einigermaßen dunkel bleibt, — bestand doch zuerst aus einer Handelsloge der Holländer unter den Mohawk Indiern, woraus bald nachher das Fort Orange erwuchs, dem die Ortschaft oder Stadt Neu-Amsterdam nachfolgte. Das Land selbst hieß dann Neu-Niederland.

Die Schweden, welche auch hier einige Besitzungen und Forts angelegt hatten, wurden (1655) von den Holländern überwältigt. In einem Lande, welches keiner einzigen europäischen Nation mit Grunde gehörte, und wovon sich dennoch mehrere europäische Regierun-

gen erlaubten, Ländereien zu vertheilen und nach Willkühr die Gränzen derselben festzusetzen, mußten stets Veranlassung zu Streitigkeiten übrig bleiben, die nur allein zuletzt durch das thierische Recht des Stärkern entschieden wurden.

Unterjochten die Holländer die Schweden, so fanden sie wieder ihre Meister an den Engländern; und von der englischen Eroberung dieser Provinz unter Carl dem 2ten angerechnet, nimmt die eigentliche Epoche des heutigen Freistaats Neu-York ihren Ursprung.

Der König verlieh 1664, das Land seinem Bruder dem Herzoge von York; wovon der Staat und die Hauptstadt den Nahmen haben. Der Nahme von Neu-Amsterdam ging in St. James, der von Orange, in Albany über.

Der in Europa fortdauernde Druck der herrschenden Religionspartheien veranlaßte den sehr schnellen Anwachs dieser jungen Kolonien. Besonders nahm in England die Auswanderung nach Amerika durch den herrschsüchtigen Zeloten, den Bischof Laud, unter Carls des 1sten Regierung so sehr überhand, daß der König im Jahre 1637, acht Schiffe mit frommen Auswanderern anhalten ließ und ihnen befahl in England zurück zu bleiben. Hätte der unglückliche Monarch doch in die Zukunft blikken können, wie willig würde er diese Wanderer dann haben reisen lassen! denn in einem dieser Schiffe befand

sich Oliver Cromwell, der damals als unbedeutender Mann, aber großer Zelot, unter den Puritanern in Amerika seinem schwärmerischen Geiste ungehindert folgen zu können wünschte. Carl I. mußte seinen eigenen Mörder in England zurückhalten!

Ein Rückblick auf das Entstehen der Freistaaten von Amerika, und der durch denselben sich unwillkührlich darstellende Vergleich zwischen ihrem Entstehen und dem der Staaten der alten Welt läßt den Leser gewiß weder auf eine unangenehme noch unnütze Art einige Augenblicke verweilen,

Die wichtigsten Staaten unserer Halbkugel verdanken ihre Größe fast gänzlich der Eroberung. Gewaltsam verjagte oder unterjochte der Stärkere den Schwächern. Nationen, von wilden, gefühllosen, ehrsüchtigen Wüstlingen, sogenannten Helden geführt, die ihre ganze Ehre nur allein in Verachtung der Todesgefahr setzten, bemeistern sich der allgemeinen Meinung ihrer Mitbrüder; verleiten sie über ruhige oder schwächere Völker herzufallen; erwürgen Alles was ihnen Widerstand leistet; machen die Gefangenen zu Sklaven; bemächtigen sich wie große Räuber, des Landes und Guts der Ueberwundenen, und bilden nun unter Blut, Angstgeschrei und Flammen neue Reiche.

Die Kultur, die Wissenschaften lagen noch in der Wiege; die Religion war grober Götzendienst, und

wenn sich auch einige Spuren von wahrer Gotteserkenntniß hin und wieder zeigten, so waren diese nur das Eigenthum einzelner Denker; die gesammte übrige Menschenmasse hatte nur Sinn für rohe, blutige Opferfeste und tollen Aberglauben.

Die innere Bildung dieser aus den grausen Trümmern anderer Staaten erwachsenen Reiche, entsprach dann völlig ihrem traurigen Ursprunge. Nur der ward darinn der geltende Mann, dessen Arm Köpfe spaltete, oder Schätze zusammenraffte. Er ward Heerführer; hob seine ganze Familie auf Unkosten vieler Tausende empor; vertheilte willkührlich Ländereien, und entschied eigenmächtig bei allen Urtheilssprüchen. Der weniger Kraftvolle ward höchstens sein Geleitsmann, sein Diener, sein Schildknappe, dem er aus Gnaden oftmals ein kleines Stück Land auf eine Zeitlang oder unter vielfachen Bedingungen und Einzwängungen überließ; die geringere Volksklasse ward entweder zu verkänflichen Sklaven herabgewürdigt, oder wenigstens durch die Geburt selbst von allen bedeutenden Ehrenstellen ausgeschlossen. So entstanden Herren und Knechte; Despoten und Sklaven; und das Unbillige des harten Lehnsystems mit seinem gesammten traurigen Gefolge erdrückte den Fleiß und das Talent des gewaltsam erniedrigten Menschen.

Freilich minderte das hervordämmernde Licht der Geisteskultur, und die dadurch nun weiter ausgebildete

höhersteigende Klasse der geringern Bürger diese willkührliche Verachtung aller Menschenrechte und der Würde der Menschheit. Die sanfte Lehre Christi bot hierzu mit innigster Theilnahme die Hände. Sie vereinigte sich mit den Wissenschaften; sie ward die Schule der Moralität, und die Erzieherin der Nachkommenschaft. Und hier liegt einer der wichtigsten, wohlthätigen, erhabenen Unterschiedspunkte zwischen der christlichen Religion und dem Heidenthume.

Indeß blieben stets die harten Grundlagen jenes rohen auf Blut und Sklaverei aufgeführten Staatsgebäudes; und was noch trauriger war, misverstandener Eifer für die neue herrliche Religion, falsche Ansicht derselben, Trug und Gewinnsucht erzeugten den Aberglauben, den Sekten- und Verfolgungsgeist.

So ernährt ein und derselbe Boden die herrlichste Traube und das giftige Bilsenkraut! Denn nun trat sie auf, die Tochter der Hölle, die Intoleranz. Frankreich hatte in Toulouse zuerst die Inquisition erzeugt; es hatte gleichfalls die religiösen Tollheiten, die Kreuzzüge, veranlaßt. Frankreich schlug also schon damals der gesammten Menschheit zwei kaum heilbare Wunden. Durch Frankreich rauchten die Scheiterhaufen, und Millionen verführter Europäer mordeten unschuldige Asiaten und wurden selbst ein Opfer des Wahnsinns!

Selbst die weitere Verbreitung der Kenntnisse und die dadurch aufkeimende Denkfreiheit vermogten es nicht, diesen Misbrauch der treflichsten unter allen Religionen völlig zu unterdrücken. Aber gerade hierdurch nahmen sie ihren Ursprung, diese Colonien der nördlichen neuen Welt.

Gewissensfreiheit war der Wahlspruch jener die Freistaaten gründenden Wanderer. Wahrlich mußte auch die menschliche Natur durch einen viel kräftigern Sporn aufgeregt werden um den erwähnten Arten von Ungemach, auf einer tausend Meilen entfernten, fremden wilden Erde Trotz zu bieten!

Neben diesem Enthusiasmus für Geistesfreiheit überschaue man nun mit einem Blicke die ganze Summe der übrigen für die Menschheit so heilsam zusammentreffenden Umstände bei der Bildung der Freistaaten. Fast durchaus stehen sie im höchsten Contraste mit denen, unter welchen sich auf unserer Halbkugel die Reiche bildeten.

„Ein zuvor kaum bekanntes, ödes, unermeßliches „Land, von einzelnen Horden roher Wilden unstätig bewohnt, wird durch den edlen Drang nach Denk- und „Religionsfreiheit, unterstützt von dem ganzen Ertrage „der damals bereits hochgestiegenen Kultur von Europa, „binnen kaum anderthalb Jahrhundert der Dunkelheit „und Nutzlosigkeit entrissen. Ohne Schwerdtschlag treten die Ureinwohner ein ihnen zum Theil überflüssiges,

„sehr groſses Gebiet den fremden Anbauern durch Tausch-
„handel freundschaftlich ab, und diese verwandeln es
„durch ruhige dauernde Anstrengung in herrliche kulti-
„virte Staaten, worinn mehrere Millionen von allen
„Religionspartheien und von gleichen Rechten, brüder-
„lich neben einander ernährt würden, und dadurch an
„Wohlstand und allgemein verbreitetem Volksglück sehr
„viele Reiche der alten Welt weit hinter sich zurücklassen.

„Dieß ist unstreitig der Triumpf der menschlichen
„Vernunft; es ist ein anschaulicher Beweis wie viel Ci-
„vilisation, Thätigkeit und Entwickelung der Talente,
„richtig angewendet, werth sind. Es ist aber auch ein
„untrüglicher Beweis, daß die Elemente der Religion
„Christus dem Wohle des Menschengeschlechts nie so zu-
„wider laufen, als dies von den heutigen Gegnern derse-
„ben ihr aufgebürdet wird. Vielmehr beweißt es, daß
„der Geist der Bruderliebe und aller geselligen Tugenden,
„eine der Grundfesten unserer Religion seyn müsse, und
„daß Partheigeist und Intoleranz, wenn sie sich in der-
„selben äußerten, ihr durchaus etwas fremdes waren,
„welches der erhabene Stifter derselben ihr nie einver-
„leibte, sondern welches vielmehr ihrem Geiste schnur-
„straks entgegen lief.“

Alle diese Wanderer fühlten bald wie nur allein fried-
liche und daurende Arbeitsamkeit ihre harte Lage erleich-
tern könne. Die Intoleranz, die Erbsünde der alten
Welt, war freilich noch nicht gänzlich erloschen, sie

blickte in einzelnen Punkten des neu angebaueten Gebiets z. B. in Massachusets einigemahl auf. Es wurden, 1692, wirlich 19 Personen wegen Hexerei hingerichtet, auch in andern Staaten, wo die hohe englische Kirche die Oberhand hatte, wurden die Dissenters gedrückt. Dieß alles waren nur Jugendsünden der Kolonien; die Nothwendigkeit wechselseitiger Hülfe schliff bald diese rohen, schwer verletzenden Ecken des Fanatismus weg.

Aus ähnlichen Ursachen verwischten sich in kurzem hier die zu harten Scheidungslinien von Klassificationen der Menschen und Stände, deren Uebertreibung in der alten Welt nur zu häufig der Societät schädlich wird. Hier konnten die Dienste, welche ehemals der kraftvolle Arm der Vorfahren dem Staate geleistet hatte, nicht gelten; der Werth der Ahnen konnte da keinen Werth haben, wo nur der Fleiß, die anhaltende Arbeit, der verständige Rath, kurz die Hülfe für die jetzigen Mitbewohner den jungen Staat zu erhalten im Stande waren.

Hier galt nur der eigene, der persönliche Werth, nicht aber der, welchen man aus den Vorzeiten erborgte.

Daher denn hier auch keine Herrendienste, keine erbliche Stellen oder Pfründen, keine Zehnten, keine Monopolien oder ähnliche Beschränkungen der allgemeinen Bürgerrechte. Und wenn gleich mehrere dieser Vorrechte in den Verfassungen der alten Welt bei uns durchaus nicht verwerflich waren, da sie wirklich auf gültigen,

oftmals sehr billigen, Contracten beruheten, so fielen sie durch die Art der Entstehung der amerikanischen Staaten weg, und mit ihnen auch jede Art des Misbrauches, den das gesamte Feudalsystem veranlaßte.

Fast alle Kolonisten waren nur mäßig begüterte Personen, die sich entweder durch den Anbau eines bis jetzt unbenutzten Bodens zu erhalten, oder ihre Existenz zu verbessern suchten. Der übermäßige Unterschied des Vermögens unter ihnen fand seltner statt; sie sahen sich vielmehr genöthigt durch anhaltenden Fleiß ihr neues Land, mochte es Acker, Wiese oder Waldung seyn, auf das beste zu benutzen, oder sich auch durch irgend ein für die ersten Bedürfnisse des Lebens nothwendiges Handwerk, oder durch eine allgemein nutzbare Kunst zu ernähren.

Arbeitsamkeit und Frugalität giengen hier Hand in Hand. Sie erstickten mit vereinten Kräften den Müssiggang und die aus ihm hervorsprossenden Laster.

Sie erzeugten Anhänglichkeit an die Familien, und häusliche Glückseligkeit.

So blüheten die jungen Staaten auf; und da die Epoche der Entstehung der meisten von ihnen gerade mit der zusammentraf, in welcher die bürgerliche Freiheit in England einen siegreichen Kampf wider die zu großen Anmaaßungen der Krone kämpfte, so befestigte die hierdurch noch mehr verbesserte treffliche Constitution des Mutterlandes, ihren wachsenden Wohlstand.

Stets durch ihre Pflanzungen in Thätigkeit erhalten, denn kaum der funfzehnte Theil von ihnen trieb ohne eigener Landmann zu seyn, Handlung und Gewerbe; voll religiösen Eifers und einfacher Sitten, dabei viele hundert Meilen von Europa entfernt, konnten sie nur sparsam durch neue Einwanderer von den in der alten Welt weiter überhandnehmenden Luxus und Modelastern angesteckt werden.

Dieser ruhige Zustand ward freilich von Zeit zu Zeit durch innere Zwistigkeiten gestört. Bald wurden die einzelnen Staaten unter sich selbst uneins; bald geriethen sie mit ihren Nachbarn aneinander, oder was noch trauriger war, sie wurden in offne grausame Kriege mit den Indiern verwickelt.

Indeß giengen sie unter dem Schutze des Mutterlandes dennoch stets an Macht, Reichthum und Kultur beträchtlich vorwärts. Ihr Handel, anfangs nur mit Peltereien des Binnenlandes und mit den Indiern, nahm nach und nach durch Ausführung eigener Naturprodukte beträchtlich zu; sie fingen an eigenes Geld in Umlauf zu setzen, und mehrere Staaten legten Druckereien, Schulen und höhere Gymnasien an.

Beweise der Zunahme ihrer innern Kräfte und Beweise ihres Muthes hatten sie bereits, 1670, im Kriege gegen die Pequod-Indier an den Tag gelegt, und Beweise von ihrer Tapferkeit, und zugleich von dem richtigen Gefühle ihrer schuldigen Anhänglichkeit an Eng-

land, gaben ihre Eroberung von Port Royal im Jahre 1710; noch entschiedener aber ihre Unternehmungen gegen Canada in dem Kriege zwischen Frankreich und England (1740: 1748).

Die Kolonisten von Massachusetsbay griffen nach dem Entwurfe eines eingebornen Amerikaners, des Gouvernörs Shirley, 1745, die französische Festung Ludwigsburg an, deren wichtige Werke auf 30 Millionen Livres zu errichten gekostet hatten. Ein angesehener Kaufmann, Pepperell, und, um den Eifer dieser neuen Helden noch mehr zu entflammen, der berühmte Methodistenprediger, Whitefield, führten 4070 Kolonisten zu diesem kühnen Unternehmen. Freilich war die Unterstützung einer englischen Flotte für sie von großer Wichtigkeit, indeß erstaunten dennoch sowohl die Britten als die Franzosen, da letztere sich hauptsächlich durch den Muth dieser enthusiastischen Neulinge im Kriege gezwungen sahen, die wichtige Festung in Nordamerika bereits nach einer 14tägigen Belagerung zu übergeben.

Auch in den folgenden Kriegen zwischen England und Frankreich benahmen sich die Kolonisten auf das rühmlichste. Vorzüglich zeichnete sich Washington darin aus, und man darf mit Grunde behaupten, daß die Eroberung von ganz Canada nicht ohne den Muth und die Anstrengung der Amerikaner vollbracht seyn würde.

So stiegen dann die Kolonien in einer neuen Richtung höher. Bisher waren sie nur durch Anbau und

Betriebsamkeit vergrößert; ihr ruhiges Fortschreiten in jeder Art von häuslichem Glücke hatte ihre Bevölkerung schon bis auf ein Paar Millionen vermehrt; und ihr Ueberfluß an Naturprodukten, ihre wichtigen Fischereien nebst ihrer treflichen Lage hatte sie zu ansehnlichen Handelsstaaten erhoben. Jene letzten glücklichen kriegerischen Unternehmungen gaben nun aber schon einen Fingerzeig, was sie dereinst unter den bedeutenden Mächten für eine Rolle würden spielen können.

Indeß standen sie noch alle einzeln da. Jeder wirkte unter dem mächtigen Schutze des Mutterlandes nach besten Kräften für sich, so wie es sein Boden, seine innere Bildung und die Natur seiner Gränzen am bequemsten zuließ.

Ein noch nicht so nahe geglaubtes Ereigniß veranlaßte die engere Vereinigung dieser so weit aus einander gelegenen Gebiete.

England sahe durch die letztern Kriege seine Nationalschuld um mehr als 70 Millionen Pfund Sterling vergrößert. Es fand sich daher genöthiget neue Taxen auf seine Unterthanen zu legen, theils um die Interessen davon zu entrichten, theils so viel möglich auf Verminderung der Schuld selbst zu denken. Jene Kriege waren aber großentheils durch Amerika entstanden, und Amerika gewann durch deren glückliche Beendigung an Handel und Wohlstand. Ueberdies waren die Summen, welche England jährlich seit 1755 auf die Vertheidigung der

amerikanischen Kolonien verwendete, von 70 auf 350000 Pf. Sterling gestiegen. Nichts schien also überhaupt genommen billiger, als daß die Kolonien wenigstens auf irgend eine Weise dem Mutterlande in seiner beengten Lage zu Hülfe eilten.

Man werfe nicht ein, daß dem Mutterlande nicht das Recht zukam, die Kolonien mit Taxen zu belegen. Schon der Freibrief, dessen bei der zuvor erzählten Entstehungsart der Kolonien gedacht worden ist, sagt ausdrücklich das Gegentheil, und Sprengel hat genauer dargethan, daß England sich nie, außer bei dem Staate von Maryland, dieses Rechts begeben habe, ja daß die schon in früheren Zeiten von England den Kolonien aufgelegten Taxen dort ohne Widerspruch erlegt worden.

Wahrlich müßte man auch sehr antibrittanisch, ja wirklich unbillig gesinnt seyn, wenn man bei den vielen Millionen, die England sowohl zur Gründung der Kolonien als zu ihrem weiteren Emporkommen und zu ihrer Vertheidigung aufgewandt hatte, nicht zugestehen wollte, das Mutterland hätte bei seiner angehäuften Schuldenmasse, wäre sie auch nicht einmal durch die letzten Kriege so sehr angewachsen, nicht mit Billigkeit einige Beihülfe von seiner so kostbar erzogenen Tochter erwarten können.

Alles kam hier also auf die Art und Weise, und auf das Maaß an, nach welchem man diese Beihülfe erwartete oder vielmehr forderte.

Schon in früheren Zeiten äußerten die Kolonien lebhaft ihre Zweifel gegen die willkührliche Bestimmung des Parlaments von England in Rücksicht der Abgaben. Und allerdings schienen die Bewohner der amerikanischen Staaten hierbei nicht nach gleichen Rechten mit den übrigen Bürgern Britaniens behandelt zu seyn, wie es ihnen doch anfänglich zugestanden war. Die letztern taxirten sich durch ihre eigene Repräsentanten im Unterhause gleichsam selbst, während daß die Kolonisten ohne diesen Schutz durch fremde Beurtheiler geschätzt wurden.

So verhielt es sich mit der Grundlage jener berühmten und oft so schief beurtheilten Revolution von Amerika.

Zwei der vornehmsten Thatsachen mögen die Veranlassung zur Trennung der Kolonien von England, und zur genauen Vereinigung aller einzelnen Staaten in ein großes Ganze darlegen.

Die erste Widersetzlichkeit von Bedeutung gegen England äußerte sich im Jahre 1765; die Amerikaner (Kolonisten) verbrannten das ihnen von England zugesandte Stempelpapier. England übersah diese ungebührliche Auflehnung seines Kindes; Camdens und Chathams Rath drang in beiden Häusern des Parlaments durch, und die Stempelacte ward im März des folgenden Jahres wiederum aufgehoben.

Indeß wünschte es, und fürwahr mit Recht, einen Beitrag von seinen so wohlgepflegten Kolonisten zu seinen Staatsbedürfnissen.

Nach mehreren Versuchen ward hiezu endlich eine merkantilische Speculation zu Gunsten der tief herabgesunkenen Ostindischen Compagnie im Parlamente entworfen. Der Thee, welcher zuvor einem beträchtlichen Zolle in England unterworfen war, ward auf einmal für zollfrei erklärt, nur blieb es für die amerikanischen Kolonien bei dem geringen Zolle von 3 Pfennigen für jedes Pfund. Hierdurch sank der Preis des Thees plötzlich herab; und die Schleichhändler, die zuvor die Kolonien mit dänischem und französischem Thee über Westindien reichlich versehen hatten, mußten sich hiedurch völlig zu Boden gedrückt finden, denn man kaufte den englischen Thee jetzt wohlfeiler als sie ihn liefern konnten, und der große Absatz dieser zu einem unseligen Bedürfniß gewordenen Pflanze mußte keine unbedeutende Summe für den Zoll bringen.

Die gescheuten Kolonisten fühlten indeß die Absicht des Parlaments bald, und noch mehr aufgereizt durch die Schleichhändler und ihren großen Anhang, ging in Boston ihr Wahnsinn so weit, daß sie über ein mit Thee zum Verkauf hingesandtes Schiff herfielen und 342 Kisten Thee ins Meer warfen. Sie verdienten völlig die Strafe der Räuber; sie vernichteten eine große kostbare Masse fremden Eigenthums, konnten sie's doch unange-

rührt lassen oder den Schiffer zwingen es unausgeladen zurück zu führen.

Dieses Attentat war die Loosung zu dem traurigen Kriege, den die Tochter gegen die Mutter führte; und wenn gleich die erstere in Rücksicht der eignen Taxirung der Abgaben so viel für sich hatte, daß selbst ein großer Theil Englands auf ihre Seite trat, so verdiente doch ihr weiteres Benehmen, auch ohne der Dankbarkeit zu gedenken, welche sie unleugbar seit ihrer Entstehung der Mutter schuldig war, eine gerechte Ahndung.

Der Ausbruch des Krieges selbst, das heimtückische Hinzutreten Frankreichs, ein ächtes Cabinetstückchen der hochgepriesenen Politik unsrer heutigen Diplomatiker und der Fortgang des eben daher für England nicht ruhmvollen Ausganges des Krieges, gehört nicht weiter hieher.

Es verdient indeß wohl eine Bemerkung, daß, so wie in England, eine bedeutende Parthei für die Anglo-Amerikaner gestimmt war, es gleichfalls eine beträchtliche Anzahl Amerikaner gab, welche die Maaßregeln der größeren Masse ihrer Landsleute nicht billigten, ja sogar aus Anhänglichkeit an das Mutterland die Waffen ergriffen und sich mit den Engländern vereinigten. Man gab ihnen den ehrenvollen Nahmen Loyalisten; verschiedene von ihnen wurden, wie dies bei jedem Partheizwiste der Fall ist, hart behandelt, viele mußten ihr Eigenthum verlassen, England suchte sie indeß durch einen

Aufwand von mehreren Millionen Pf. Sterling nach Möglichkeit zu entschädigen. Eine beträchtliche Anzahl der Loyalisten kehrte nach beendigtem Kriege wieder nach Amerika zurück und besitzt jetzt ruhig ihr väterliches Erbe.

Dieser allgemeine Blick auf jenen berühmten Krieg der Kolonien kann für unsere Absicht hinreichen. Genug es war hiebei durchaus nicht von übermäßigen Auflagen oder gar von Volksdruck die Rede. England forderte Ersatz für seine vieljährige Aufopferungen, für seinen Verlust; es forderte Genugthuung für erlittene Beleidigung. Die Kolonien hingegen fanden sich durch die Art diesen Ersatz und diese Genugthuung zu fordern gekränkt; England grif nun Amerika gewaltsam an; Amerika vertheidigte seine vermeinten Rechte und seinen eigenen Heerd *), und sagte sich völlig von dem Stammlande los.

---

*) Nach der Sperrung des Hafens von Boston durch eine Parlamentsacte, brach nun bald das Kriegsfeuer aus. Der erste Angriff auf die Amerikaner geschah bei Lexington 1775 d. 19ten April. Die 13 Staaten vereinigten sich nun mehr und mehr zu ihrer Vertheidigung, und erklärten sich im folgenden Jahre am 4ten Julius für völlig unabhängig von England.

Was waren nun die Resultate dieses Familienzwistes? Die Krone verlor zwar die Obervormundschaft über die Kolonien; allein England ersparte dafür jährlich die grossen Summen, die zu ihrem Schutze aufgewendet wurden, und was noch wichtiger war, die Gelegenheit wegen der Kolonien in Kriege mit andern Mächten verwikkelt zu werden. Englands Handel ward aber nicht geschwächt, ja man darf sagen, selbst durch die neuen Freistaaten ward er noch höher gehoben; kurz England steht seit der Trennung seiner Kolonien glorreicher und mächtiger da als zuvor. Und so bestätigte sich auch diesmal in Rücksicht der Politik Frankreichs der Satz: Die Afterpolitik wird zuletzt ihr eigener Betrüger.

Bei den Freistaaten von Amerika war indeß diese Trennung vom Mutterlande weit erheblicher.

Von jetzt an waren sie ohne den mächtigen Schutz Englands sich selbst überlassen. Sie fühlten gleich darauf ihre Schwäche, sobald ein jeder einzelner Staat unter ihnen als besonderer Körper da stand. Daher sahen sie sich gezwungen einander näher zu rücken. Sie vereinigten sich in eine Masse von Staatskörpern, die mit denen der niederländischen Provinzen einige Aehnlichkeit hatte.

Die jetzt mehr als 16 einzelne Staatskörper, anfangs nur 13, befassende Union hat sich eine Regierungsform gegeben, welche aus einem gesetzgebenden Kongres-

se, aus einem Präsidenten und Vicepräsidenten und aus einer von diesen beiden Gewalten angeordneten richterlichen Macht besteht. Die gesetzgebende Gewalt besitzen die Repräsentanten der Staaten, die von jedem einzelnen Staate gewählt sind, und deren Anzahl, einem festgesetzten Maaßstabe zu folge, nach der Volkszahl eines jeden Staats so bestimmt ist, daß für 33000 Menschen ein Repräsentant gestellt wird. Diese Deputirten stellen nicht blos, wie die Abgeordneten der Niederländer oder der Schweizer, die Staaten vor, von welchen sie gesandt sind, sondern sie bilden den ganzen Körper der Nation, wie in England die beiden Häuser des Parlaments *). Die gesetzgebende Gewalt besteht aus 2 Häusern oder Kammern, aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten nebst seinem Sprecher, der Vicepräsident ist das Haupt des Senats. Die richtende Gewalt zerfällt in ein Obergericht (Supreme Court) und ein Districtsgericht (District Court). Die vollziehende Macht hat drei Abtheilungen, 1) das Staats-, 2) Finanz- und 3) Kriegsdepartement.

Man hat zum Sitze dieser allgemeinen Regierung jetzt einen eigenen Strich Landes bestimmt, auf welchem dann

---

*) Seidels 4ter Theil zu Ramsays Geschichte der Amerikanischen Revolution. Berlin 1795. S. 6 ist hierbei sehr zu empfehlen.

die Unionsstadt erbauet ist, die zu Ehren des edlen Vaterlandsvertheidigers, Washington heißt. Dies Gebiet von 10 engl. Quadratmeilen, fast genau in der Mitte der Staaten in der herrlichsten Lage an dem Potomac, ist der Union von den Staaten Maryland und Virginien zu diesem Behuf abgetreten; die Erklärung der Kupfer giebt hierüber genauere Nachricht.

Die Constitutionen der einzelnen Staaten blieben selbst nach der Revolution ihrer alten Verfassung dadurch fast völlig gleich, daß das Haus der Repräsentanten, welches aus Landeigenthümern oder Personen, die 7 Jahr dort ansässig gewesen sind, besteht, die Grunglage der Regierung ausmachte. Denn aus diesen wird das gesetzgebende Korps und der Gouverneur oder vielmehr der Präsident gewählt, welcher zuvor von England ernannt ward. Wie in England besteht die gesetzgebende Gewalt aus zwei Häusern, aus dem Senat (das Oberhaus) und dem Hause der Repräsentanten mit seinem Sprecher (Unterhaus). Und es spricht sehr für den hohen Werth der Verfassung des Mutterlandes, daß selbst die Kolonien nach ihrer Auflehnung gegen dasselbe, gestimmt durch die Richtung eines Franklins, Washingtons, Adams und anderer weisen Männer, jene vormalige Regierungsform, als die ihnen angemessenste jeder andern Art von Regierung vorzogen. Sie fühlten wie sehr die politische Freiheit des Volks durch die Theilung der legislativen Gewalt in zwei Kammern gegen die Anmaßungen der einzelnen Mächti-

gen (Reichen) also gegen Oligarchie geschützt wird. Dem Gouverneur oder Präsidenten ist aber desfalls die executive Gewalt allein übertragen, weil die Ausführung der Gerechtigkeit Schnelligkeit erfordert. Durch die auf eine so schätzbare Constitution gegründete Vereinigung waren mithin die Staaten zu einer Selbstständigkeit gebracht, die ihnen größere Sicherheit und größeres Ansehen verschaffen mußte.

Es bleibt indeß noch eine bedeutende Lücke, welche ihre Trennung von England verursacht hatte, auszufüllen. Der Krieg hatte nämlich die Staaten in tiefe Schulden gesetzt. Noch im Jahre 1801 betrug die Nationalschuld über 17½ Millionen Pf. Sterling. Wenn man indeß bedenkt, daß eine erstaunliche Ländermasse noch zum Verkauf übrig ist, daß bei steigender Bevölkerung und also steigendem Handel, Ausfuhr und Gewerbe, nicht blos eine weit größere Hebung der an sich nicht drückenden Auflagen erfolgen muß, so wird bei einiger Ordnung in den Finanzen diese Schuld in wenigen Decennien wohl verschwinden können.

Der Rückblick auf das so eben Gesagte zeigt mithin keine wirkliche Revolution, keinen Umsturz der alten Regierungsform, keinen inneren Aufstand vieler Partheien ruhiger Mitbürger; denn das Benehmen gegen die Loyalisten lag in der Natur jedes Zwistes. Und wie viele der letztern kehrten nach beendigtem Kriege ruhig in ihre Besitzungen und vormalige Verhältnisse zurück! Auch wur-

den die Proprietäten nicht das wilde Spiel einzelner boßhafter Menschen; sie wurden nicht anarchisch zerstört, nicht geraubt oder für nichts vertrödelt. Hier waren keine große Ermordungen der Königlichgesinnten, noch weniger aber wurde ihnen durch schaudererregende Dekrete der abermalige Ankauf ihrer eigenen vormaligen, rechtmäßig besessenen Güter tyrannisch versagt.

Das, was dieser Trennung das Ansehen einer Revolution giebt, ist: die Vereinigung der vorhin einzeln stehenden Kolonien in einen einzigen großen Staatenbund; also die jetzige Union.

In der heutigen Lage von Europa, und bei der so oft laut wiederholten Vergleichung des amerikanischen Krieges mit der Revolution in Frankreich, kann es hier wohl nicht unwillkommen seyn, Folgendes im Vorbeigehen mit ein Paar Worten bemerkt zu finden. —

So wie die Ursachen, die Natur und die Folgen der sogenannten amerikanischen Revolution gänzlich von denen der Revolution in Frankreich verschieden, ja nur zu häufig einander entgegengesetzt waren, so war dies auch genau der Fall in Rücksicht auf das Ende beider Revolutionen; denn es mag vielleicht wohl Viele geben, welche Frankreichs Revolution jetzt wirklich für völlig beendigt halten.

In Amerika wuchs durch die Revolution die Eintracht der Bürger, die Sicherheit des Eigenthums, der

Credit, der Handel und die Thätigkeit in allen Gewerben; dort ward alles, was nur den Anschein von eigenmächtiger, von monarchischer Willkührlichkeit an sich hatte, gänzlich unterdrückt.

Was dagegen jetzt in Frankreich geschieht; nach einer vierzehnjährigen Ermordung der eigenen Mitbürger und der zum Theil völlig ruhigen, völlig unschuldigen Ausländer, nach der inneren Zerstörung der Proprietäten, nach einer wahnsinnigen Vernichtung alles dessen, was den Unterschied der Stände und Menschenklassen ausmacht, nach dem wilden Zertreten der königlichen monarchischen Gewalt, nach einem vierzehnjährigen Geschrei von Gleichheit und Freiheit, dies steht jedermann zur Entscheidung vor Augen; jedermann mag urtheilen, in wie weit der unschuldig Vertriebene wieder zu dem Seinigen gelangt ist, und wie sicher jetzt die Proprietäten überhaupt sind, wie die heutige Regierung sich keine Willkührlichkeit, keinen Schein von Despotismus-, keinen auffallenden, der Nation lästigen, kostspieligen Pomp erlaubt, wie unbedeutend die Volksauflagen sind, wie sehr der Credit und der Handel blühen, kurz wie genau die Regierung überhaupt den noch aufgerichteten Bildern der Freiheit entspricht.

Freilich lagen die Ursachen dieses auffallenden Contrastes in Rücksicht beider Revolutionen nicht allein in der durchaus entgegengesetzten Bildung beider Staaten,

sondern zugleich in der nicht minder grossen Verschiedenheit des Charakters beider Völker.

Die Schilderung des Charakters der Franzosen paßt nicht zu unserem Zwecke, auch kennt man ihn wohl anjetzt besser als je zuvor *).

Nur Bemerkungen über den Charakter und über die Sitten der Amerikaner gehören für uns.

Unleugbar bleiben der Nachkommenschaft sehr lange die Kennzeichen der Vorältern eingedrückt. Lange hegt sie ähnliche Sitten, ähnliche Denkart, ähnliche Tugenden und freilich auch ähnliche Fehler.

Hiernach lassen sich aus den zuvor beigebrachten Thatsachen über die Natur der ersten Kolonisten in den heutigen Freistaaten allerdings schon mehrere vorzügliche Züge in dem Charakter der heutigen Bewohner der Staaten erwarten.

Die aus England selbst und in einer geringen Anzahl aus Irr- und Schottland nur allein wegen der Religion ausgewanderten, nicht dürftigen Menschen, konnten so wie die ärmeren religiösen, verfolgten, arbeitsamen Deutschen nur eine brave, fleißige Nachkommenschaft geben, der daran lag, ruhig ihrer Religion zu folgen und durch thätigen Anbau der selbst erkauften oder

*) M. s. Frankreich und Amerika. II. S. 519.

ihnen zugetheilten Ländereien, oder durch ſtille Betreibung anderweitiger nützlicher Gewerbe auf die vortheilhafteſte Weiſe ihr Daſeyn zu verbeſſern.

Von dem ganz dürftigen, zum Theil ſehr rohen irrländiſchen Pöbel, welcher gleichfalls dorthin wanderte, ſo wie nachher auch einige Sendungen von Miſſethätern, ſtand freilich keine Sittlichkeit zu erwarten. Allein die Noth ihr Leben durch Arbeit friſten zu müſſen, die Hoffnung ihre Exiſtenz dadurch weit über ihren bisherigen Zuſtand zu erhöhen, das Beiſpiel der ſie umgebenden thätigen, rechtlichen Menſchen, endlich die Vereinzelung oder Vertheilung der ſchlechten Leute in ſo weit auseinander gelegene Länder mußte offenbar bis zu einem gewiſſen Grade ihre Rohheit, ihre Unverträglichkeit und ihre Faulheit mindern.

Im Durchſchnitte blieb alſo immer die Hauptanlage dieſer Kolonien Frugalität und ruhiges Fortarbeiten zur beſſern Exiſtenz. Daß ſich aber einige Menſchenmaſſen außer ihnen rühmlicher als andere auszeichnen, fließt aus der Natur ihres Stammes ſelbſt.

Und wenn die Neuengländer, welche von den braven Britten, denen dies Land ſeinen erſten Anbau verdankt, ſelbſt abſtammen, noch jetzt auf die Verdienſte ihrer Vorfahren um die Kolonie vorzüglichen Werth ſetzen, und ſich, da ſie ihren Ahnherren im Guten nicht untreu geworden ſind, vorzugsweiſe unter den Repreſentanten und höhern Volksbeamten finden, ſo giebt es dennoch

dort auch andere Nationen, die von allen Amerikanern sehr hoch gehalten werden.

Dies sind, zur Ehre unsers Vaterlandes sey es gesagt, die amerikanischen Deutschen. Engländer und Franzosen geben ihnen einstimmig das Lob hoher Redlichkeit und unablässiger Arbeitsamkeit. „Die Deutschen," sagt Morse (ein Anglo-Amerikaner) „machen „den vierten Theil der ganzen Bevölkerung von Pensylvanien aus, also über hundert tausend Köpfe; sie zeichnen sich alle durch Mäßigkeit, Industrie und gute Wirthschaft aus. Sie bestehen aus Lutheranern, und dieses „sind die zahlreichsten, aus Reformirten, Herrnhutern, „Mennonisten, Tunkern, Schwenkfeldianern u. a. Gewöhnlich haben sie 15 Mitglieder von 69 unter den „Representanten, auch sind mehrere von ihnen bis zu „den ersten Stellen im Staate gestiegen. Und wenn es „gleich ihrer gesammten Volksmasse noch an Aufklärung „mangelt, so nimmt dennoch seit einiger Zeit die Vorliebe für Kenntnisse (litterary Spirit) unter ihnen zu."

Ein gleich rühmliches Zeugniß giebt der Engländer Weld den Deutschen.

Der berühmte Freiheitsmann, Brissot de Warwille, ist aber mit seinem Lobe gegen unsere Landsleute in Amerika noch freigebiger.

„Man hält," sagt er, „diese Deutschen für die redlichsten, industriösesten, einfachsten und wirthschaftlichsten Anbauer. Sie machen keine Schulden und sind

„von allen Amerikanern dem Trinken am wenigsten er„geben. Auch haben sie zahlreiche Familien, oft 12 bis „14 Kinder. Man wirft ihnen zwar einen geringern „Grad von Kenntnissen vor, als den übrigen Amerika„nern, indeß sind doch aus ihnen Rittenhaus, „Mühlenberge und Kühne hervorgegangen. Die„se Deutschen sind gewöhnlich die dritte Klasse der „Pflanzer.“

Es verdient bei dieser Gelegenheit angezeigt zu werden, auf welche Art die beiden ersten, nach Brissots Zeugnisse, dieser letzten Klasse vorangehen.

Der erste Anbauer eines Landstrichs errichtet sich mitten im Walde eine ohne Kunst erbauete Hütte. Ihr Fußboden ist die nackte Erde; das Dach besteht aus groben Holzstücken, die Fenster fehlen entweder gänzlich oder sie haben nur geöltes Papier. Neben dieser elenden Hütte bauet er einen Stall für 2 Kühe und ein Pferd. Um seine Wohnung fället er nur gerade so viel Holz als der kärgliche Haushalt bedarf. Er macht etwas Land zum Maizbau urbar und lebt nebenher nach völliger Willkühr vom Jagen und Fischen, und sein Vieh ernährt sich von der Grasung des Waldes.

Nehmen die Sorgen mit dem Anwachs der Familie zu, so sieht er sich gewöhnlich gezwungen, seinen Anbau an einen zweiten Pflanzer zu verkaufen; die Furcht vor Abgaben und Unterwerfung unter Gesetze bestimmt ihn hiezu.

Dieser zweite Anbauer greift die Sache nicht gänzlich ohne eigenes Vermögen an. Er bezahlt dem ersten seine Pflanzung entweder auf einmal, oder er zahlt den Rest in jährlichen Terminen. Er errichtet schon mehrere hölzerne Gebäude, selbst von zwei Stockwerken; er erweitert den Stall für eine größere Anzahl von Hornvieh, legt Wiesen an und einen Baumgarten; er macht mehr Land urbar und säet, außer dem Maiz, auch Waizen und Roggen. Indes werden seine Felder nur schlecht bearbeitet und gar nicht bedüngt, sein Vieh ist kärglich genährt, und die Lappen, welche gewöhnlich statt der Fensterscheiben dienen, kündigen Unregelmäßigkeit und Dürftigkeit an.

Selten bildet aber auch diese zweite Klasse der Pflanzer gute sittliche Bürger. Sie sind häufig dem Trunk ergeben, gerathen durch Unordnung leicht in Schulden und suchen sodann einen dritten Pflanzer, um ihm ihre Anlagen zu überlassen. Ein solcher ist gewöhnlich ein vermögender, auch am Geist mehr ausgebildeter Mann, nicht selten der Sohn eines wohlhabenden Pächters.

Er sucht zuerst so viel Land in Wiesen zu verwandeln als sich bequem bewässern läßt, oder er ersetzt dies durch Dünger. Er bauet steinerne Kornmagazine und andere Gebäude; schützt das Vieh gegen die Kälte und hält es reinlich und gut; sucht durch Oefen das Holz wegen des schweren Wintertransports zu ersparen. Er legt bessere Küchengärten für Kohl- und Rübenarten an, bauet meh-

vere Arten von Korn und gleichfalls Kartoffeln. Mit jedem Jahre nimmt ſein Viehſtand und die Summe ſeiner Obſtbäume zu. Seine Kinder führt er ſorgfältig mit ſich zur Arbeit; er iſt ordentlich in ſeinem Haushalte, zahlt genau die Abgaben und entrichtet ſchon für den Gottesdienſt; ſein Tiſch iſt gut, aber frugal beſetzt; kurz, er iſt ein rechtlicher, fleißiger, mäßiger, religiöſer Mann und ein guter Staatsbürger, und dieſer Pflanzer, fügt, wie geſagt, Briſſot hinzu, iſt gewöhnlich ein Deutſcher.

Iſt es unſern Landsleuten bei ihren Einwanderungen in Amerika geglückt, ſo können ſich dies dagegen die Franzoſen minder rühmen. Volneys höchſt unpartheiiſches Zeugniß hierüber iſt ein redender Beweis, wie nothwendig es ſey, bei ſolchen Unternehmungen genau auf den Nationalcharakter Rückſicht zu nehmen.

In den neuen Anſiedelungen der Franzoſen Poſte — Vincence, am Wabaſch, nordlich von Kentucky, fand er ſeine Landsleute in dem allertraurigſten Zuſtande. Ihr Anſehen war elend, mager und bleich, ihre Wohnungen waren ſchmuzig und dürftig; ſie brachten ihr Leben mit Nichtsthun oder mit Liebſchaften, die ſie mit den Mädgen der Wilden unterhielten, hin; ihre Weiber verſtehen das Landweſen durchaus nicht und vergeuden das Geld mit Ankauf von Putz und Tand.

Die Urſache hievon findet der Franzoſe lediglich in dem Charakter ſeiner Landsleute ſelbſt. „Gerade im

„Contrast mit dem dortigen englischen und deutschen An„siedler sind die Franzosen von ausgelassener Lebhaftigkeit „und Unruhe; sie unternehmen aus Leidenschaft ein Pro„ject, wovon sie weder die Kosten noch die Schwierig„keiten berechnet haben. — Der französische Kolonist „steht sehr früh auf, wäre es auch nur um damit groß„zuthun; er überlegt sodann mit seiner Frau was er „heute thun solle; ein Wunder wäre es, wenn beide hier„über gleicher Meinung wären, die Frau commentirt, „widerspricht; der Mann besteht auf seiner Meinung „oder er giebt nach, wird böse oder muthlos. Endlich „wird ihm sein Haus zur Last; er nimmt seine Flinte, „geht auf die Jagd oder zu seinem Nachbar, um zu „schwatzen: denn die Nachbarn zu besuchen und mit ih„nen zu plaudern, gehört so entschieden zu den dringend„sten Bedürfnissen der Franzosen, daß, als ich (Volney) „in verschiedenen Ortschaften dieser Gegend nach der Di„stanz der am weitesten entfernten Wohnung eines Pflan„zers fragte, zur Antwort erhielt: Seine Pflanzung „liegt unter den Bären in der Wüste; eine ganze (fr.) „Meile weit von jedem menschlichen Wesen, „womit er plaudern könnte.“

Die große Mischung der vielartigen Kolonisten muß daher keine unbeträchtliche Abwechselungen in dem Charakter dieser Amerikaner, als Nation betrachtet, erzeugen. Eine andere Quelle hiezu liegt aber offenbar im Klima. Die nördlichen Staaten weichen bereits gegen

die mittlern in Ansehung ihrer Bedürfnisse, und daher auch in ihrer Lebensweise etwas ab; viel stärker werden aber die südlichen von den nördlichen abweichen.

Der Bewohner von Maine, Massachusets, Pensylvanien und Neu-York bearbeitet entweder seine Ländereien selbst, oder er liegt mit unermüdlichem Eifer seinen Handelsgeschäften ob; oder er wird durch dauernde Anstrengung der Societät als Fabrikant, Künstler oder Gelehrter nützlich.

Der Fischer von Nantucket jagt zwischen Eisschollen den Wallfisch, und der Seemann von Baltimore, Boston oder Neu-York härtet sich in den Stürmen ab und umsegelt die Erde.

In den südlichsten Staaten, wo der Mensch früher reift und früher verblühet, wo auch die Hitze den Europäer bereits mit der gelblichen Bläße des Westindiers färbt, wo der Körper überhaupt leichter erschlaffet, lebt hingegen der Bewohner von Charlestown, Beaufort oder Augusta hievon sehr abweichend. In der kühleren Morgenluft reitet er gemächlich um seine Pflanzungen; nach seiner Zurückkunft nimmt er sein Frühstück und ruhet sich in dem kühlesten Zimmer des Hauses aus. Ist er ein Reicher, so fächelt ihm auf dem Ruhebette ein Neger Kühlung zu. Gegen Mittag erquickt er sich mit Madera-Wein oder Toddy, ein Getränk aus Wasser, Rum, Zukker und Muskatennuß. Der Aermere trinkt nur Rum verdünnt mit Wasser; denn das hitzige Klima bedarf ge-

stiger Getränke. Nach einem um drei Uhr eingenommenen reichlichem Mittagsmahl schlummert er mit den ätzenden Zigarren (gerollten Tobacksblättern) im Munde; unter dem sanften Fächeln seiner Neger auf dem Ruhebette genießt er bis gegen Abend jenen kühleren Trank, dann trinkt er Thee, läßt um 9 Uhr ein leichtes Abendessen auftragen und legt sich gleich darauf schlafen; freilich nur zu oft durch Hitze und Mosquiten gestört.

Auf ähnliche unthätige Weise lebt dort selbst der minder Vermögende. Nur der unglückliche Schwarze arbeitet fast unaufhörlich in der heissesten Sonne bei dem kärglichsten Mahle; und freilich hatte ihn' sein vaterländisches Klima hiezu schon besser geeignet.

Diese südlichen Staaten stehen aber eben daher fast in Allem zurück, was Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit, sey sie körperlicher oder geistiger Art, erfordert. Liancourt mahlt uns ein sehr schlechtes Bild von den Schulen und von den Manufakturen; selbst wichtige Bedürfnisse des Lebens findet man nur im unvollkommnen Zustande, wie z. B. sogar die Kornmühlen und die Feueranstalten; indeß schreitet dennoch auch in diesen Provinzen die Kultur vorwärts.

Diese südlichsten Staaten sind aber durch die weite Erstreckung ihrer westlichen Theile mit den Indianern innigst verbunden; und da viele dieser weit entfernten Europäer außerdem nur lediglich die erste Benutzung des Bodens beabsichtigen, auch großentheils selbst aus armen

uncivilisirten Menschen bestehen, so lassen sie sich, äusserst roh in ihren Gewohnheiten und Sitten, oft Grausamkeiten gegen die Indier zu Schulden kommen.

Unter solchen Gewohnheiten ist unstreitig das sogenannte Gouging die unverzeihlichste. Statt des nördlichen Boxens und Ringens fordert sich der Pöbel in Süden auf das Gouging oder Augenausdrücken heraus. Mit großer Gewandtheit sucht er seinen Gegner während des Ringens die Daumen in die Augenhöle zu setzen, und preßt ihm mit schauererregender Grausamkeit die Augäpfel heraus. Man sieht Väter, die zahlreiche Familien ernährten, durch diese abscheuliche Gewohnheit als blinde Bettler umher wandeln. An Strafbarkeit ist dieses Augenauspressen den europäischen Duellen beinahe gleich; indeß blendet hier nur der rohe gefühllose Pöbel seinen Gegner, da hingegen bei uns der feinste Weltmann es sich zur Ehrensache macht, seinen oft völlig unschuldigen, oft der gesammten Societät und seiner Familie unendlich wehrten, ja nicht selten weit muthvolleren, edleren Gegner, mit innerem Triumph zu ermorden!

In den nördlichern Staaten zeigt sich, ihrem Ursprunge gemäß, noch häufig ein hoher Grad von religiöser Schwärmerei.

Die vielfachen Sekten der ersten Kolonisten erzeugen sonderbare Arten von Fanatikern. Die Tunker, sonst harmlose redliche Christen, führen ihren Nahmen von dem gänzlichen Eintauchen der Kinder bei der Taufe.

Die Schlitter- oder Zitterquaker, von einfachsten Sitten, leben unter einem von ihnen gewählten Oberalten, entziehen sich den Ehen und verdanken ihre Benennung den sonderbaren Zuckungen und Zittern, in welche man ganze Reihen beiderlei Geschlechts bei ihrem Gottesdienst zu gleicher Zeit gerathen sieht. Auch ist es nichts Ungewöhnliches, plötzlich Fanatiker von neuer Art (New-lights) dort hervorgehen und sich Anhang verschaffen zu sehen. So gab sich die Quäkerinn Gemaima Wilkinson im Geneseelande für einen weiblichen Messias aus; sie lebte mit dem Propheten Elisa, einem gewissen Parker, in nur zu sehr vertrautem Verständnisse, und machte außer der Sarah Richards, welche in ihren Anfällen von Krämpfen sich mit den Verstorbenen und ihrem Schutzengel Raphael unterhielt, selbst noch in dem letzten Jahrzehend eine beträchtliche Zahl von Anhängern.

Zu den Sonderbarkeiten, welche man den amerikanischen Europäern Schuld giebt, gehört vorzüglich die Neugierde. Unwiderstehlich versammlen sie sich um jeden Reisenden, und fragen ihn, wie etwa bei uns die Stadtwache, nicht nur um seinen Nahmen und Charakter und um den Ort seines Herkommens, sondern so viel es nur möglich ist um sein ganzes Thun und Lassen. Der treffliche Franklin kam dieser lästigen Schwachheit seiner Landsleute auf eine gescheute Weise zuvor.

Kaum war er auf Reisen in einer Ortschaft von Neu-England angelangt, so rief er den Hauswirth, dessen

ganze Familie nebst allen seinen Bekannten, so weit es ihm thunlich war, zusammen, und redete sie folgender, maßen an: „Guten Leute! ich bin Benjamin Franklin „aus Philadelphia; von Profession ein Buchdrucker, ein „unverheiratheter Mann. Ich habe einige Verwandte „in Boston, die ich jetzt zu besuchen auf der Reise bin; „mein Aufenthalt daselbst wird nur kurz seyn, und so„dann werde ich zurückkehren um als ein vernünftiger „Mann meine Geschäfte fortzusetzen. Dies ist alles, „was ich selbst von mir weiß, und nur irgend Euch über „mich mittheilen kann; ich bitte daher, daß Ihr nun „Mitleid mit mir und meinem Pferde haben möget „und uns beiden einige Erfrischung wollet zukommen „lassen.“

Der dunkelste Zug, welchen man in dem Charakter der Amerikaner zu finden glaubt, ist ihr übertriebener Hang zum Gewinn, ihr entschiedener Eigennutz.

Hieraus leiten denn die Gegner dieser Republikaner Mangel an Edelsinn her, Immoralität, harte Behandlung ihrer Untergebenen, geringe Achtung der Religion und Hintansetzung der Kultur und Wissenschaften.

Menschen, die sich nur allein durch die größte Anstrengung und durch unermüdeten Fleiß die ersten Bedürfnisse des Lebens erkämpften und die feineren Arten des Genusses nur erst nach den daurenden Bemühungen mehrerer Generationen erzielten, solchen Menschen muß ihr endlich so kostbar erjagter Preis näher am Herzen

liegen, als dem Erben reicher Güter oder dem Staatsmanne, der durch einträgliche Aemter zu großem Genusse gelangt, oder dem Krieger sogar, sey es zu Lande oder zu Wasser, den oftmals ein glücklicher Feldzug auf Lebenszeit in Ueberfluß versetzt.

Die Nachkommenschaft der reichen Europäer sah' nur höchst selten die Arbeit, welche für sie den Reichthum erwarb. Der unserer Natur so nahe liegende Hang zum Genuß und zur Eitelkeit verschließt ihm den Rückblick auf den ersten Erwerber. Der reiche Erbe artet daher leicht aus und wird ein Wollüstling, ein Großthuer und Verschwender.

Wenn man außerdem bei uns nicht nur unter der selbsterwerbenden Klasse, sondern sogar unter großen Proprietairen geizige und aus Gewinnsucht sich entehrende Menschen vor sich sieht, so sollte man doch jene erste Bemerkung über den Geist des Wuchers und der Spekulation auf übertriebenen Gewinn, das Hintergehen der Fremden beim Verkauf der Ländereien (Landjobbing) die hohen Zinsen und ähnliche Unbilligkeiten, welche man den heutigen Amerikanern wohl nicht grundlos vorwirft, eher verzeihlich finden.

Es giebt indeß noch eine andere Art den Werth einer Nation zu schätzen, dies kann nämlich nach ihren Thaten, nach den von ihr zu Stande gebrachten Werken geschehen. Auch hiernach zu urtheilen wird es sich ergeben, daß der Charakter der Freistaaten, so verschieden

er auch überhaupt seyn mag, stets ein ruhiges Fortschreiten in jedem Geschäfte und in jeder Unternehmung zur Grundlage habe, welche auf die Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft abzweckt.

Es ist schon ein bedeutendes Vorzeichen der Güte eines Staats wenn seine Bevölkerung sich nicht bloß in 20 Jahren verdoppelt, sondern wenn in den folgenden Zeiten dieser Anwachs schneller fortschreitet, sey es durch eigene Vermehrung der Familien, oder zugleich durch Einwanderung. Hiernach bleibt es ein seltenes Phänomen, daß Franklin im Jahre 1751, die gesammte Volksmenge der Staaten auf 1 Million Menschen setzte, die von 80000 eingeführten Kolonisten ihren Ursprung genommen hatten. Seit dieser Zeit hat sich aber diese Masse, des harten Trennungskrieges ungeachtet, so sehr vermehrt, daß sie bereits 1790 über fünfthalb Millionen gestiegen war; 1800 war sie aber durch die Revolution in Frankreich bis zu einer Zahl von 6,091591 angewachsen, worunter sich 876790 Sklaven befinden. Und wenn gleich noch 1794, zwei Millionen und 200000 Morgen Landes nur allein von den Staaten überhaupt, nicht von den einzelnen Eigenthümern, zum Anbau zu verkaufen waren, so ist dennoch der Preis der Ländereien bedeutend gestiegen; freilich nach seinem verschiedenen inneren Werthe und seiner Lage. Ein beim Ursprunge der Staaten um ein oder ein Paar Schillinge (12 ggr.) verkaufter Morgen gilt jetzt unweit Philadelphia 14 bis

20 Guineen, ja nach Hrn. v. Bulows Zeugniß gar zu Zeiten 300 Thaler; freilich an andern Orten nur 12 Dollars. Der mittlere Verkaufspreis der Ländereien des Staats von Pensylvanien war 6 Guineen für 100 Morgen; in den entferntesten und steinigten Gegenden oft nur wenige Schilling. Einzelne Gutsbesitzer, z. B. Morris, hatten aber noch 1795 über 647 Tausend Morgen (Acres) feil. Capt. Williams, ein Commissair einer Gesellschaft in London, hatte gar 6 Millionen Morgen im Genesee Lande in Commission. Aber auch schon in frühern Zeiten wurden große Spekulationen mit Ländereien betrieben. Smyth bezeugt, daß bereits 1761 der englische Pflanzer W. Byrd das Etablissement der untern Saxaw Städte, am Flusse Dan in N. Carolina, unweit Virginien, ein Gebiet von 33000 Morgen (Acres) des treflichsten Landes für den geringen Preis von 500 Pf. Sterl. einem gewissen Maxwell überlassen habe. Maxwell schloß den Handel, so wie dort noch jetzt sehr viele Ländereien verkauft werden, ohne das Land gesehen zu haben. Da er im folgenden Frühlinge viele tausend Morgen von dem ausgetretenen Flusse überschwemmt fand, reuete ihn der Kauf, und Byrd gab ihm die 500 Pf. Sterl. zurück. Einige Monate darauf hörte der Westindier Farley, der sich zum Besuch in Virginien befand, von diesem verkäuflichen Etablissement. Er bot sofort dafür 1000 Pf. Sterl. und der Obr. Byrd überließ es dafür. Mr. Farley reisete nach dem Ankauf zu-

rück nach Antigua und ließ die Ländereien völlig unkultivirt bis zum Jahre 1769, wo er seinen Sohn dorthin schickte. Dieser nahm sich des Anbaues auf das fleißigste an; vertheilte einen großen Theil unter mehrere Pächter, behielt aber die besten Ländereien zur eigenen Kultur. Hiedurch brachte er es so weit, daß man ihm bereits 1772 zwei und zwanzig tausend Pfund Sterl. dafür bot; dennoch schlug er den Kauf aus. Der erste Besitzer Byrd würde dies noch mit größerer Reue gesehen haben, wäre nicht Farley sein Schwiegersohn geworden, wodurch wenigstens diese treffliche Pflanzung in der Familie blieb.

Nachdem der Staat von Pensylvanien zuerst für die Entschädigung der Familie Penns eine Summe von 130000 Pf. Sterl. ausgesetzt, und sodann für die Bezahlung des rückständigen Soldes seiner Truppen vom Revolutionskriege durch die sogenannten Depreciation-Lands zu einem festgesetzten Preise und zur Belohnung der Officiere durch die Donation-Lands gesorgt hatte, so erließ er mehrere weise Regulative, um die Betrügereien der Länder-Spekulanten zu mindern, und die Sicherheit der erkauften Ländereien zu vergrößern. Es ist ihm indeß nicht völlig gelungen, da bei einem sehr grossen Ankaufe viele tausend Morgen lange unbebauet blieben, und sich während dieser Zeit einzelne Familien auf diesen weit entfernten Landen anbauen, die dann nur sehr schwer und oft nach sehr verwickelten Processen und Restitutionen dem ersten Ankäufer weichen wollen. Hier-

aus erwächst denn eine besondere Art der Unsicherheit in Ansehung der Käufer. Unstreitig scheint der Vorschlag auf die unangebaueten Ländereien eine besondere Taxe zu legen, ein vortreffliches Mittel gegen diese Unbequemlichkeiten.

Das aus dem Angeführten hervorgehende Resultat beweist dennoch stets den großen Anwachs des Länderwerths, und mithin den der Staaten selbst.

Dies ergiebt sich aber noch auffallender, wenn man die Fortschritte überblickt, welche in den Staaten sowohl in den Wissenschaften als in den Künsten zur Befriedigung der übrigen Nothwendigkeiten des Lebens und zur Herbeischaffung vieler Bequemlichkeiten für die Societät gemacht worden sind.

Man staunt über die Summe der dort schon zu Stande gekommenen Fabriken.

Was bereits bei den Naturprodukten der Staaten über die Eisenwerke gesagt ist, verdient durch Folgendes ergänzt zu werden. Schon 1784 besaß der einzige Staat von Massachusets 76 Eisenwerke, und diese sind nachmals ansehnlich vermehrt worden; auch wird der meiste Stahl, dessen die Staaten bedürfen, im Lande selbst gemacht. Außer den kaum aufzuzählenden Korn- und Sagemühlen, von letztern sollen allein in Connecticut gegen 500 seyn, hatte Pensylvanien schon vor 12 Jahren über 21 Pulvermühlen; und im Kriege wurden die Kanonen dort gleichfalls gegossen. Alles was zur Ausrüstung der Schiffe

gehört, findet man in den Freistaaten. Daher wird denn der Schiffbau selbst sehr lebhaft betrieben. Man rechnet in Philadelphia jährlich gegen 30 erbauete Schiffe; Boston lieferte im Jahre 1771 42 dreimastige und 32 kleinere; Connecticut überhaupt 46; die Erbauungskosten sind in Amerika geringer als in England.

Philadelphia hat, so wie Neuyork, 18 Uhrmacher, und man verfertigt dort die mathematischen, optischen und physikalischen Instrumente für das Seewesen und für den Landbedarf; auch hat Philadelphia 43 Kutschenmacher; es werden dort gleichfalls gute Feuerspritzen verfertigt; kurz, es fehlt fast kein Handwerk, keine Kunstarbeit irgend einer Art, und dies ist beinahe derselbe Fall mit Boston, Neuyork und Baltimore. Lederfabriken, Leinewand, Woll- und Baumwollen-Manufakturen sind in solcher Menge vorhanden, daß schon viele Fabrikate ausgeführt werden; ja man bedient sich schon der Arckwrightischen Spinnmaschine in Amerika.

So findet man auch dort Seidenwebereien, Spiegel-, Spitzen-, Papiertapeten- und Kartenfabriken.

Zu den großen Werken der Staaten gehören die trefflichen Kanäle für die Bequemlichkeit des Handels. Nur allein Pensylvanien hat 5 eigene Kanalkompagnien, welche sehr große Summen hiezu zusammengebracht haben; Massachusets hat bereits 6 bedeutende Kanäle zu Stande gebracht, und Neuyork läßt sich es sehr angelegen seyn, die von Natur ihm so treflich dargebotene Verbindung

seiner Gewässer zu benutzen; dies ist sogar der Fall mit den südlichen Staaten; einen Beweis hiezu liefert z. B. der Santee-Kanal von 22 engl. Meilen, so wie der zuvor erwähnte Kanal durch den Dismal Swamp.

Für den Handel sorgen die Staaten ferner durch Anlegung guter Heerstraßen, durch regelmäßige Postverfassungen, Leuchtthürme, schöne Schiffswerfte, Häfen, Kaien zu Landungs- und Ladungsplätzen.

In Morse's, Liancourt's und besonders in Ebeling's hieher gehörigen Schriften kann man sich über diese kostspieligen Unternehmungen weiter unterrichten.

Hiedurch hat sich denn die Schifffahrt und der Handel der Staaten zu einer bewundernswürdigen Höhe erhoben. Wie schnell ihr Wachsthum war, übersieht man aus Timäus schätzbarem Staatskalender.

Im Jahre 1774 betrug die Ausfuhr nur 6 Millionen Dollars; 1790 aber über 19; im Jahre darauf über 33; 1795 gegen 48, und 1796 über 67 Millionen; und im Jahre 1801 gar 93 Millionen 20500 Dollars!

Der Tonnengehalt, welcher 1774 nur 198000 Tonnen ausmachte und 15000 Matrosen erforderte, betrug 1799 920000 Tonnen, und machte 63500 Matrosen nöthig. Welch eine Kriegsmarine kann sich doch bei solchem Fortschreiten bilden, im Fall sie dereinst nothwendiger würde! Auch giebt es jetzt außer der Bank der vereinigten Staaten, welche ein Eigenthum von 15 Mill. Dollars besitzt, noch über 12 Banken einzelner Staaten.

Im Jahre 1796 schätzt Liancourt die ganze Summe des wirklich cirkulirenden Geldes nur auf 8 Millionen Piaster; sicher ist sie sowohl durch die nachmals eingewanderten Franzosen und Westindier, so wie durch den Handel selbst beträchtlich gewachsen.

Noch ein stärkerer Beweis für das Steigen der Kultur sind die wissenschaftlichen Anstalten der Staaten, und die Summe der vorzüglichen Männer, welche sie fast in jedem Fache aufzuweisen haben.

Gleich anfangs war in mehreren Kolonien die Einrichtung getroffen, daß je 50 Familien einen Schulmeister, 100 Familien aber eine gelehrte Schule (Grammar School) halten sollten. Jetzt sind nur erst 200 Familien hiezu verpflichtet, dafür sind aber in verschiedenen Staaten eigene Schulkommissionen von vorzüglichem Werthe angestellt, und auch für das andere Geschlecht hat man besondere Lehranstalten errichtet. Ehemals war dies indeß hauptsächlich der Fall in den nördlichen und mittleren Staaten. Allein jetzt findet man in den südlichen gleichfalls mehrere solcher Anstalten, und in den übrigen sind die höheren Gymnasien und Universitäten vermehrt und verbessert, so wie auch mehrere Akademien errichtet worden. Man rechnet der bedeutenden Lehranstalten überhaupt 105; unter denselben finden sich gleichfalls eigene Schulen zum Unterrichte der Neger.

Unter den Universitäten zeichnet sich noch stets das Harwardsche Collegium in Massachusets aus. Es erhielt

schon 1646 seine Grundlage; durch die Freigebigkeit des Geistlichen Harward ward es sehr verbessert und durch die Fürsorge der Regierung dieses Staats macht es anjetzt die am besten besetzte und dotirte Universität zu Cambridge aus. Auf ähnliche Weise sind die ältern Universitäten in Philadelphia, zu Newhaven in Connecticut, das Columbian, vormals Kings College zu Neuyork verbessert worden; ohne einmal des Dartmouth College in Neu-Hamshire, des alten William und Marys College in Virginien und der Universitäten in Neu-Jersey, Delaware und Maryland zu gedenken. Selbst die beiden Carolinen, welche vormals ihre Söhne zum Unterricht nach England sandten, errichten jetzt eigene Colleges und andere Lehranstalten (Academies), auch hat Georgien bereits 7 der letzteren gestiftet.

Fast allen diesen Anstalten hatte man Ländereien zu ihrem Unterhalte angewiesen; da diese noch immer im Steigen sind, so kann man gleichfalls an ihre Verbesserung denken; schade nur, daß ihre Einrichtungen so sehr den ähnlichen Anstalten des Mutterlandes gleichen!

Sogar zeichnen sich die wirklichen Societäten der Wissenschaften (bei uns Akademien) bei den Amerikanern auf das vortheilhafteste aus; nämlich die in Philadelphia und die in Boston; auch giebt es bereits zwei medicinische Societäten; ferner eine historische und eine für den Ackerbau.

Die Verbreitung der Wissenschaften, so wie die Aufklärung überhaupt gewinnt außerdem sehr durch die

Summe der Lesegesellschaften, der Zeitungen und der Buchdruckereien.

Barlow giebt nur allein für den Staat von Connecticut 300 öffentliche Büchersammlungen an. Einzelne bedeutende Staaten liefern 12 verschiedene Zeitungen; und das Papier zu allen Zeitungen der Staaten betrug, 1798, schon mehr als 1 Million Ries Papier. Buchdruckereien hat Philadelphia 24, Boston 15, Neuyork 21. Auch liefet fast jeder Handwerker. Selbst Kentucky hat bereits seine eigene Zeitung; ja, ich besitze eine Landkarte von diesem jungen Staate, welche dort gestochen ist.

Und wie sehr vermehren sich fast noch mit jedem Jahre andere Gesellschaften zur Beförderung des allgemeinen Wohls! Hier sind eigene Gesellschaften zur Abschaffung des Sklavenhandels; zur Milderung des Elendes der Gefangenen; zur Rettung der Erstickten und Ertrunkenen; zur Unterstützung der Wittwen und Waisen; zum Forthelfen neuer Ansiedler; zur Aufnahme des Seewesens, und zur Unterstützung der Nachkommen unglücklicher Seeleute; National-Gesellschaften, von den verschiedenen Nationen zur Unterstützung ihrer Landsleute gestiftet; die der Deutschen ist die einzige, welche in Pensylvanien einverleibet ist.

Wenn man nur aus der Wirkung den Werth irgend einer Sache richtig beurtheilen kann, so würde nicht blos der Grad des durch die Wissenschaften erhöheten Wohlstandes der Staaten hiezu den Maaßstab liefern, sondern

ebenfalls die ehrwürdige Reihe der Männer, die sich in jedem wissenschaftlichen Fache so rühmlich ausgezeichnet haben.

Nur um nicht schwerfällig zu scheinen, entziehe ich dem Leser hier die Nahmen der vielen treflichen Männer, welche als vorzügliche Gesetzgeber, Erfinder oder Schriftsteller auch in unserer Halbkugel mit Recht geschätzt werden.

Unter der Leitung eines Franklin, Washington, Rittenhous, Bowdoins, Adams, Smith — Bartons, Hutchins, Jeffersons, Godfroys, Ramsays, Cutlers, Bawtrams, Livingstons, Mühlenbergs und Humphreys ist eine so zahlreiche Cohorte seltener Köpfe hervorgegangen, daß sie bereits einen Meusel oder Reuß zur detaillirten Angabe ihrer Thaten und Schriften erwarten.

Daß der Luxus mit der rasch vorwärts schreitenden Kultur gleichen Schritt hält, ist begreiflich. Die Sucht nach neuen Bequemlichkeiten des Lebens hat in den grössern Städten der Freistaaten jene antike, auf Religiosität gegründete Einfachheit der Sitten in mancher Rücksicht sehr beschränkt. Der Kleideraufwand ist dort besonders unter dem schönen Geschlechte sehr hoch gestiegen; die Pracht der Meublen nimmt täglich zu. Boston, Baltimore und Neuyork haben ihre Schaubühnen, und Philadelphia, wenn gleich der Sitz der frommen Quäker, hat deren sogar zwei; Concerte und Bälle sind sehr gewöhnlich und bereits vor 10 Jahren zählte man gegen 900 vier- und zweirädrige Lustfahrzeuge in Phila-

delphia. Aber auch der Luxus giebt einen Beweis von der Macht des Klimas. Die angesehenste Stadt der südlichen Staaten, Charlestown, übertrift weit größere Städte der nördlichen an zeitverderbender Ueppigkeit. Dort sind nicht nur zwei Schauspielhäuser fortdaurend gefüllt, sondern die Theegesellschaften, die Clubs und die Schmausereien dauern fast ununterbrochen, und beinahe jedes Haus hält Equipage.

Nach dieser Uebersicht stehen die Freistaaten fast in Allem, was die Societät durch tausendjährige Vervollkommnung zuwege gebracht hat, der alten Welt kaum merklich nach; denn wer würde daran zweifeln, daß dieser Grad der Kultur in den größern Städten in Kurzem auch jene große Gebirgskette, die Grenze des Alpengebiets, überschreiten werde, die bis dahin noch gleichsam ihre Barriere zu sein schien.

Jetzt steigt nun die große Unions- oder Central-Stadt Washington hervor *). Fast in der Mitte der Staaten gelegen, vereinigt sie nicht nur die so weit von einander entfernten Länder selbst, sie vereinigt ihrer Natur nach Alles, was diese zusammen genommen in jeder Rücksicht Merkwürdiges hervorbringen. Ihre Lage und der große Potomak bilden sie zugleich zu dem wichtigen Emporium der tausendfältigen Produkte des vielartigen Him-

*) M. s. das Kupfer.

melsstrichs der Staaten, und zu dem Umtauschungsplätze aller Waaren und Genußarten der alten Welt.

Ob dies nicht zu größerm Luxus, aber auch zu grösserer Entwickelung aller Vorzüge, wodurch ein Reich mächtig und angesehen wird, führen muß, diese Frage beantwortet sich wohl von sich selbst.

Mit Riesenschritten gehen daher die vereinten Staaten ihrem großen Gange zu höherer Vollkommenheit entgegen.

Durch die entschiedenste Toleranz gegen alle Sekten, durch die weise und milde Regierungsform, durch die ungeheure Masse der reichsten Ländereien, welche noch zum Urbarmachen viel tausend Ansiedler einladen, wächst mit jedem Jahre die Volksmenge, der Ackerbau, die Industrie, der Handel und zugleich die höhere Kultur. Die weiseste Staatsökonomie hat es dahin zu bringen vermocht, daß im Jahre 1801 die ganze Verwaltung des Inneren der Staaten nur 266500, und die der auswärtigen Angelegenheiten 68333 Dollars betrug. Das gesamte Militair kostete nur 485163, und die Marine 3775834 Dollars. Wie gering sind diese Summen in Verhältniß zu denen, welche man in unseren Staaten auf ähnliche Gegenstände verwendet! Dennoch werden dadurch 6 Millionen Menschen regiert, ihr ganzer Staatshaushalt, ihre innere Polizei wird in der besten Ordnung erhalten, sie werden gegen die Indier und Europäer geschützt, und die Vervollkommnung aller Fähigkeiten des

Geistes und des Körpers wird ihnen zugleich leicht und möglich gemacht. Freilich haben diese Staaten ihre Feinde bis jetzt nicht sehr zu fürchten. Die ihnen angrenzenden europäischen Kolonien, Canada und Neuschottland, Florida und Meriko können nur allein durch große Truppentransporte über das weite Meer furchtbar werden. Die Urbewohner, die Indianer, sind jetzt äusserst geschwächt, und täglich sinken sie an Zahl tiefer herab. Und wenn gleich die Landmiliz (Alarm list), nämlich die von 16 bis 60 Jahren aufgebotene Mannschaft der Staaten von 700000 Mann, nicht vorzüglich geübt seyn mag, so ist dennoch die in jedem Staate als wirkliches Militair zweimal, ja viermal jährlich exercierende Mannschaft (Train-list) wozu auch die berühmten Scharfschützen (Riflemen) gehören, zur Vertheidigung des Vaterlandes mehrfals hinreichend.

Haben wir es doch erlebt, wie schnell die Gefahr, die den Staaten in jenem Kriege für Unabhängigkeit drohte, aus Kaufleuten, Aerzten und Richtern vorzügliche Feldherrn schuf? Und mehrere Gefechte, z. B. die bei Bunkershill, Trenton, Guilford gaben keine unbedeutende Beweise von der Möglichkeit, die größere Volksmasse bald in tapfere Soldaten umzuschaffen.

Auch die selbst noch jugendliche Marine der Staaten hat bereits bedeutungsvolle Proben von ihrer künftigen Wichtigkeit abgelegt. Erinnert man sich dabei, wie der jetzt so blühende Handel der Staaten zu einer treflichen

Schule für Seeleute dienet, und wie die Natur die Staaten vorzugsweise mit Allem ausgerüstet hat, was zum Schiffbau erforderlich ist, so erblickt man ein Reich, das die Verwilderungen ruhig ansehen kann, welche heut zu Tage in der alten Welt hauptsächlich aus dem Mißbrauche der Aufklärung und der Talente hervorgegangen sind, und die noch täglich unter allen Ständen fortgehen. Erlebten wir es ja, wie selbst die verschmitzten und kühnen Plane, wodurch französische Volksverführer Rebellion und Anarchie in den Staaten beabsichtigten, dort fast eben so bald wie im Mutterlande, in England, scheiterten. Die weise Festigkeit der Regierung, und das große Uebergewicht der Proprietäre ließen bald die Stimme jener bösen Menschen kraftlos verhallen. Amerika benahm sich hiebei mit Würde und Anstand; es blieb seiner Constitution getreu; es nimmt jeden, der das Unglück hatte, durch unsere Neologien verjagt und verarmt zu werden, mit Zuvorkommenheit auf; und die durch Frankreichs Wahnsinn ins tiefste Elend gestürzten Bewohner von St. Domingo haben, nach den letzten von Louisiana uns zugekommenen Nachrichten, durch die mitleidsvolle Aufnahme der Staaten dort ein neues Vaterland gefunden.

Jede Größe hat freilich ihr Ziel, jede menschliche Einrichtung trägt ihre Fehler als so viele Keime ihres eigenen Untergangs in sich.

Die alte Welt scheiterte an der Aristokratie, und bei der sichtbaren Begierde des Amerikaners zum Gewinn, wird die Neue, wahrscheinlich an der Argyrokratie, scheitern. Unser übermäßiger Ahnenstolz wird dort wohl in den Stolz auf zu große Proprietäten ausarten, und so bilden sich mit dem Steigen des Reichthums, der Kultur und des Luxus, Casten, Abtheilungen und Partheien, Herrscher und Unterdrücker, in Westen wie in Osten.

Indeß sind solche Veränderungen dort vielleicht noch auf Jahrhunderte entfernt; denn welch ein unermeßlich großes Gebiet erwartet noch Landeigenthümer, also eine große Masse von Güterbesitzern jeder Klasse. Und eben hiedurch werden die Staaten noch lange an Macht und Wohlstand ununterbrochen fortwachsen; sie werden noch lange ein Asyl für den Unglücklichen auf unserer Halbkugel bleiben!

Dies möge genug seyn, uns zu einer deutlichen Vorstellung von dem dort angesiedelten Fremdlinge, von seiner heutigen Lage und der durch ihn bewirkten Umschaffung von Nord-Amerika zu verhelfen; jetzt müssen wir noch die ersten Bewohner der heutigen Freistaaten näher kennen lernen.

Die Originalbewohner innerhalb der heutigen Freistaaten.

Die Indianer.

Das mehr oder minder unstete Leben dieser Indianer, das nothwendige Umherziehen der von der Jagd lebenden Völker, läßt vorhersehen, daß sehr viele Stämme der uns bereits zuvor aus der Beschreibung von Canada bekannt gewordenen Indianer *) gleichfalls das Gebiet der heutigen Freistaaten bewohnen.

Dennoch sind besonders in Süden mehrere Völker für uns noch übrig.

Auch wird eine allgemeine Aufrechnung der Volksmenge von den uns bis jetzt bekannt gewordenen Stämmen der Nord-Amerikanischen Original-Nationen nicht unwillkommen seyn. Sie bietet zugleich einen neuen, redenden Beweis dar, wie höchst nothwendig die Kultur zur Vermehrung des menschlichen Geschlechts sey.

Jene Hauptstämme der Indier, welche wir unter dem Namen der Delawaren, der fünf Nationen und der neuen Conföderation des starken Hauses (Senekaer, Mo-

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 144 u. f.

hawks, Onondagos, Cajugas, Oneidas und Tuscoraras) kennen lernten, so wie die Tschippewäer, Nadowessier oder Sioux, und andere dort aufgeführte Völker, dürfen wir also hier mit Recht übergehen.

Die Völkerstämme, welche für uns hier die wichtigsten sind, bewohnen besonders die westlichen Theile der südlichen Staaten.

Zwar haben die Reisebeschreiber für diese Länder eine sehr große Zahl verschiedener Völkerschaften aufgeführt, denn es würde nicht schwer fallen, beinahe Hundert davon beizubringen; Imlay giebt wirklich gegen Neunzig namentlich an; de Lozieres zählt dagegen sogar gegen Hundert und Funfzig nur allein in Louisiana auf.

Die Völkerstämme, welche uns hier am meisten angehen, begreift Gatterer unter dem allgemeinen Namen der Scherokier; Tscherokesen nach Andren genannt. Er zerfället sie, in die eigentlichen Tscherokesen; ferner in die Krihks (Creeks), die Tschikasas, und die Tschaktas.

Zuerst von den eigentlichen Tscherokesen, denn andere Autoren trennen diese von den Krihks und den diesen untergeordneten oder zugesellten Stämmen.

Der Name der Tscherokesen soll dem Adair zufolge von Tschira (Chee-ra), Feuer, seinen Ursprung haben, so benennen sie ihren unteren Himmel, und daher ihre Zauberer, Cheera-tahge, Menschen voll göttlichen Feuers.

Ihr Land liegt gegen den 34sten Breitengrad, etwa 340 englische Meilen in Nordwest von Charlestown, und fast 200 Meilen nördlicher als das Land der Krihks. Imlay läßt sie zwischen der großen Biegung des Flusses Tenassie, der Bergkette in Westen von Georgien und den östlichen Armen des Flusses Mobile, wohnen. Morse rechnet sie zu dem Staate oder dem Lande südlich des Ohio (Territory south of Ohio). Bartram giebt die obersten Zweige des Flusses Savannah für die Grenzen zwischen ihnen und den Krihks an.

Vormals waren die Tscherokesen eine mächtige kriegerische Nation. Vor 60 Jahren fanden sie sich im Besitze von 64 volkreichen Städten und Dörfern, und stellten 6000 Krieger. Sie sanken aber, wie alle dortige Wilde, so sehr herab, daß man 1769 nur noch 2200, und 1793 gar kaum 1500 Krieger rechnen konnte. Bartram zählt 1777 noch 43 von ihnen bewohnte Städte oder Ortschaften. Sie theilen sich in obere, jenseits der Gebirge wohnende, und untere Tscherokesen. Erstere haben die Eigenheit, daß sie den Buchstaben R nicht aussprechen können; sie nennen sich daher Tschilakies (Cheelake); bei letzteren ist hingegen der Fall umgekehrt; diese können das L nicht aussprechen und benennen sich deshalb Tschirokesen. Uebrigens behauptet Barton, daß ihre Sprache im Grunde mit der Sprache der Sechs Indischen Nationen zutreffe.

Die Tschirokesen theilten dem Obristen Marbury eine höchst sonderbare Nachricht mit, deren Erwähnung hier im Vorbeigehen vielleicht einigen Lesern nicht unangenehm seyn möchte. Als sie zuerst in das Land kamen, welches sie anjetzt bewohnen, fanden sie daselbst eine mondäugige Menschenrace vor, welche beim Tageslichte nicht sehen konnte. Sie verjagten diese Schwächlinge. Vielleicht, sagt Barton, waren diese Vertriebene, die Vorfahren der Albinos, von welchen uns Wafer erzählte, daß sie den Isthmus von Darien bewohnen. „Denn, setzt Barton hinzu, es ist ge„wiß, daß sich die Spielart der Albinos unter dem Men„schengeschlechte oftmals auf sehr lange Zeit fortgepflanzt.

Zwar haben schon unsere Naturalisten angenommen, daß diese bleichen rothäugigen Menschen, welche sich unter den meisten Himmelsstrichen nur einzeln als kränkliche Individuen finden, und also keine eigentliche Varietät des Menschengeschlechts ausmachen, fähig sind, Nachkommen hervorzubringen; allein hier schiene gar eine ganze Völkerschaft davon vorhanden zu seyn, da doch der Engländer Wafer in seiner Beschreibung des Isthmus von Darien ausdrücklich sagt, daß die Kinder dieser Albinos ihnen nicht gleich wären, sondern die gewöhnliche Kupferfarbe der Vorfahren an sich trügen.

Uebrigens sollen die Tschirokesen, dem berühmten Macgillivray, Oberhaupte der Krihks, zufolge, sich selbst früher als die Krihks in den östlichen Ländern

des Missisipi angesiedelt haben. Daher nennen sie auch diese Letztern ihre jüngern Brüder.

Bartram sagt von den Tschirokesen, sie seyen die größte Menschenrace, die er je gesehen habe. Ausnahmen giebt es auch bei ihnen; so war ihr damaliger Kaiser von sehr kleinem Körperbau; er hieß Atta-kul-kulla, d. i. der kleine Zimmermann; nur allein seinen Talenten hatte er diese Würde zu verdanken. Bei ihrer Größe sind sie schlank, aber robust und wohl gebauet. Ihre Weiber sind von zartem Bau, ihre Züge sind symmetrisch; ihr Gang hat Grazie und Würde und ihr Betragen ist anständig. Barton stimmt mit Bartram besonders darin überein, ihnen eine hellere Farbe als den meisten übrigen nordamerikanischen Indiern zuzuschreiben.

Die Tschirokesen sind ernst und beständig, vorsichtig und zurückhaltend; auch behandeln ihre Rathsversammlungen alles sehr geheim. Dennoch ist es eine heitere und menschenfreundliche Nation. Sie hält streng auf Freiheit und Gerechtigkeit, und opfert diesen Gut und Blut auf. Durch die weit zahlreichere Uebermacht der Krihk-Indianer sieht sie sich indeß gezwungen, große Demüthigungen zu ertragen.

Anjetzt wird von ihnen neben der Jagd der Landbau mit vielem Fleiße betrieben. Bartram ritt durch schöne Pflanzungen von Korn (Maiz), Bohnen, Erdbeerenbeete, Gärten und Wiesen. Auch ziehen sie jetzt aus

tes Vieh und vorzügliche Pferde. Aus den Blättern und Knospen der Cassine Yapon, wovon sich unter ihrem milden Himmel ganze Haine finden, bereiten sie durch Aufguß ein starkes, sehr geschätztes Getränk. Diese Pflanze wird daher der geliebte Baum genannt. Ihre Ortschaften sind durch ordentliche Heerstraßen mit einander verbunden. Einige derselben bestehen aus mehr als 100 Häusern in einem länglichen Viereck zusammen gestellt, aber nur von einem Stockwerk. Sie erbauen diese Häuser aus abgeschälten Baumstämmen, welche an den Enden eingekerbt sind. Man verwandelt dann dieses Gebälk in eine Wand, durch Thon, der mit trocknem Grase gut vermengt ist. Das Ganze wird zuletzt mit Borke von Kastanienbäumen oder mit langen Schindeln gedeckt.

Ein solches Haus ist der Quere nach in drei Zimmer abgetheilt, die durch Thüren mit einander in Verbindung stehen. Einige Schritte von dem Wohnhause führt man aber noch ein kleines konisch geformtes Gebäude auf; es ist mit Erde oder Leimen gedeckt, und schützt besser gegen die Kälte; auch führt es den Nahmen des Winter- oder Heitzhauses.

Jede Stadt hat in ihrer Mitte ein großes starkgebauetes Versammlungs- oder Rathhaus. Es ist eine Rotunde von 30 Fuß Höhe, die auf einen künstlichen über 20 Fuß hohen, seit langen Zeiten vorgefundenen Erdhügel errichtet ist, und mehrere hundert Menschen fassen

kann. Ein solcher Versammlungssaal hat indessen nur eine einzige Thür, und wenn darin bei feierlichen Gelegenheiten Feuer gemacht wird, so muß diese gleichfalls dem Rauche zum Ausgange dienen.

Es wäre unrecht, diese Gelegenheit ungenutzt vorüber zu lassen, einige Nachricht von verschiedenen sonderbaren Ueberbleibseln zu geben, welche durch mehrere angesehene Schriftsteller als sehr merkwürdige Ruinen einer höheren Kultur der Vorzeiten der Amerikaner angekündigt worden sind. Diese künstlichen Hügel nehmen darunter keine unbedeutende Stelle ein.

Der berühmte schwedische Naturforscher Kalm, gab bereits 1748 in seinen vorzüglichen Reisebemerkungen durch Nord-Amerika von einigen ansehnlichen Monumenten Nachricht, welche die Franzosen auf einer Expedition von Canada aus, innerhalb der tief gegen Westen gelegenen Länder, aufgefunden hatten. Man wollte dort sogar Steine mit einer Inschrift entdeckt haben, die von gelehrten Jesuiten für tatarischen Ursprungs angegeben ward.

Mit mehrerer Bestimmtheit kennt man indeß die Monumente der Vorzeit, welche an dem Muskingum, gleich nördlich seiner Einmündung in den Ohio, also unweit Marietta, gelegen sind. Sie bestehen in aufgeworfenen zehn Fuß hohen Wällen. Diese bilden gleichsam regelmäßige Festungswerke mit Zugängen oder Einschnitten. Innerhalb dieser Werke finden sich theils kleinere Vierecke,

theils gleichfalls ansehnliche Erdhügel oder konische Erhöhungen, deren wir so eben in dem Lande der Tschirokesen erwähnten. Eine von jenen Ueberbleibseln der Vorzeit am Muskingum, wovon uns Barton eine Abbildung geliefert hat, enthielt zwei solcher Vierecke, mehrere einzelne geradlinigte Wälle, eine große Pyramide oder einen großen Erdkegel, neben welchem sich bogenförmige Erhöhungen fanden, und innerhalb des größten Vierecks traf man noch regelmäßige viereckige Erhöhungen an. Das Ganze befaßte einen Raum von 300 Ruthen in der Länge und 150 bis 120 in der Breite. Es schien daher ansehnlich genug, um eine Stadt genannt zu werden. Dies hat man dann zusammen genommen für Vertheidigungswerke oder Festungen weit älterer Nationen gehalten, indem die uns bekannt gewordenen Völkerstämme der Nord-Amerikaner nirgend ähnliche Verschanzungen aufgeworfen haben.

Der größte künstliche Erdhügel, den man bis jetzt in jenen unermeßlichen Gegenden entdeckt hat, befindet sich an einem kleinen Flusse, der Grave Creek genannt, der sich gleichfalls in den Ohio ergießt, 106 (engl.) Meilen unterhalb der Vereinigung der Flüsse Allegany und Monongahela, d. i. des Anfangs des Ohio; also in einem der nordwestlichen Theile Virginiens. Diese ungeheure Erhöhung, sagt Smith-Barton, scheint gänzlich aus sehr großen Erdmassen des umherliegenden flachen Landes genommen zu seyn, denn sie steht da in einer völli-

gen Ebene, weit von dem Alleganys-Gebirge. Sehr alt muß sie allerdings seyn, da ihre Höhe oben, eben sowohl als das sie umgebende flache Land, mit Bäumen besetzt ist, die da über vier Fuß im Durchmesser halten.

Aehnliche Erdkegel sind auch in mehreren Gegenden längst des Missisipi entdeckt; auch sahe Volney dergleichen unweit des Forts Ciucinnatus.

Dieser Erdkegel, neben welchem sich gleichfalls Erdwälle fanden, hatte 40 Fuß Höhe; ein andrer, der nur 35 Fuß hoch war, hielt unten in seinem längsten Durchmesser 150 und in seinem kleinern 100. Diese, sagt Barton, werden sehr viel von jenem großen Kegel am Grave Creek übertroffen. Die heutigen Indier wissen durchaus keine Auskunft über die Erdkegel und ihre Einfassungen zu geben.

Barton ist gegen die Meinung derer, welche annehmen, diese Kegel hätten zu Begräbnissen gedient; dahingegen Volney behauptet, man habe beim Nachgraben dort Menschenknochen und Waffen gefunden.

Um ihr Alter einigermaßen zu bestimmen, ließ der Obrist Sinclair einen der größten Bäume durchsägen, und da er 1432 Kreise oder Ringe des Wachsthums darin zählte, so glaubte man die Zeit des Ursprungs bis auf 1300 oder 1350 setzen zu können.

Spräche man übrigens diesen nur aus Erde zusammen gesetzten Denkmählern ein hohes Alterthum ab, so

scheint dies weniger thunlich bei solchen, welche aus wirklichen Ziegel- oder Backsteinen bestehen.

Kalm gab bereits Nachricht von Brunnen, die man in Neu-Jersey, in einer Tiefe von 20 Fuß entdeckt habe, und deren Wände von Ziegelsteinen aufgemauert waren. Ferner theilte ein Herr Miller dem berühmten Barton die Nachricht mit, daß man schon 1751 an der Ostküste von Nord-Amerika nicht nur ähnliche Brunnen vorgefunden habe, sondern sogar in der Nähe der Stadt Neu-York, 8 Fuß unter der Erde, eine so gemauerte Wand oder Mauer, welche 4 bis 5 Fuß in der Dicke, entdeckt hätte.

Da man weiß, daß die Original-Amerikaner keine Ziegel hatten noch kannten, so schloß man nicht ohne Grund, daß obige Werke von andern, früheren Nationen herstammen.

Zufolge einer alten Geschichte des Landes Wales von Powell, soll etwa 1170 ein damaliger Prinz Madoc, Amerika entdeckt und sich dort angesiedelt haben; dieser solle dann gleichfalls der Urheber jener Monumente seyn. Der vorzügliche Geschichtschreiber von Amerika, Robertson, spricht aber dieser Geschichte des Walliser Fürsten Madoc allen Glauben ab.

Barton scheint es nicht unwahrscheinlich zu finden, daß jene konischen Erdmassen und Festungswerke ihr Daseyn dem Volke der Toltecas, einer alten mexikanischen Nation zu verdanken haben.

Mag es hiemit seyn, wie es wolle; es schien nöthig, hier von diesen Antiquitäten der Nord-Amerikaner wenigstens so viel beizubringen, da man ihrer hin und wieder als etwas Außerordentliches gedenket, und sie noch jetzt in Amerika vorhanden sind, wär' es auch nur um ihre Unbedeutenheit zu zeigen, in Vergleich mit jenen großen Monumenten der Kunst, welche wir noch jetzt in Egypten und Klein-Asien anstaunen.

Wir kehren nach dieser wohl nicht uninteressanten Ausschweifung zu den Tscherokesen zurück.

Jene Rotunde oder das Versammlungshaus wird auch bei feierlichen Gelegenheiten zu öffentlichen Festen und Tänzen benutzt. In diesem Falle sitzen die Musiker, Vokal- und Instrumentalisten, in der Mitte nahe an dem großen Pfeiler, den Hauptträger des Saales, und die Tänzer führen dann ihren Tanz oder ihre Reigen um ein kleines Feuer, welches gleichfalls in dieser Gegend angezündet wird. Die Tänzerinnen treten bei solchen Gelegenheiten in langen weißen Röcken auf; sie sind mit Korallenschnüren, Armbändern und andern Bändern von den lebhaftesten Farben geschmückt. Die jungen Männer oder Krieger erscheinen dann gleichfalls sehr geputzt. Sie tragen silberne Armbänder, bunte Schuhe (Mocossins), hohe wallende Federn zum Kopfputze, und sind zugleich vielfarbig bemahlt. Sie führen dann häufig den Ballspieltanz auf. Hiebei wird eine sehr harte lederne Kugel mit Racketen dem Gegner zugeschlagen. Oftmals

geschieht dies mit solcher Gewalt, daß ein Arm- oder Beinbruch dabei nichts seltenes ist; dennoch entstehen hiedurch niemals Feindschaften oder Schlägereien.

Die Tscherokesen sind sehr gastfrei; und gegen die Weissen, mit denen sie in Frieden sind, äußerst zuvorkommend. Der Naturforscher Bartram erfuhr dies auf seiner Reise durch ihre Länder allerorten, auch fand er in ihren Städten nicht nur englische Handelsleute angesiedelt, sondern einige derselben hatten Tscherokesinnen geheirathet.

Diese Nation glaubt, wie die ihnen nahe gelegenen mächtigern Muskoguigen und die übrigen sie umgebenden Völkerstämme, an einen großen Geist und an ein künftiges Leben, feiert auch verschiedene religiöse Feste. Da sie in ihrer Regierung und in mehreren Gebräuchen und Ceremonien mit den gleich folgenden Völkerschaften viel Aehnliches zeigt, so dürfen wir dies alles bis dorthin versparen.

Weit beträchtlicher, und daher den vereinigten Freistaaten furchtbarer ist die Nation der Muskohgen, Muskoguigen oder Krihks, von den vielen Bächen oder kleinen fließenden Gewässern (Creek) ihres Landes also genannt. Das Gebiet der Krihks und der mit ihnen vereinigten Völker hat eine sehr große Erstreckung. Es begreift die ungeheuren Landstriche hinter Süd-Carolina, Georgien und Florida; und es würde allerorten bis an den Missisipi reichen, wann nicht eine

gleichfalls sehr beträchtliche, den Krihks feindliche Nation, die Tschaktas, einen Theil der an diesen Fluß grenzenden Länder einnähme.

Die Krihks theilen sich in die obern und untern Krihks; diese haben mehrere geringere Stämme unter ihren Schutz mit sich vereinigt.

Nicht nur die Tscherokesen sind von ihnen abhängig, sondern gleichfalls die Siminolen, die Tschikasas (Chikasas), die Natsches, die Akansas und andere minder bedeutende Stämme, die mit ihnen zusammen genommen 20 Völkerschaften betragen.

Die Hauptnation, die Muskogen, sollen zur Zeit, als Soto mit seinen Spaniern in Florida landete, also um das Jahr 1540, über den Missisipi gegangen seyn. Sie erzählen, daß man ihnen damals diese Eroberer als Menschen geschildert habe, die eine von der ihrigen ganz verschiedene Farbe hätten, und Donner und Blitz in ihren Händen trügen.

Diese Nachricht theilte Macgilvray selbst dem Hrn. S. Barton mit.

Alexander Macgilvray, oder wie er eigentlich geschrieben wird, M'Gillivray, ist schon als das Oberhaupt der Krihk-Nation angeführt worden, und man darf mit Recht fragen, wie gelangte ein Schotte zu dieser Würde? Folgende Nachrichten über ihn, welche nicht ohne Mühe zusammen gesucht sind, möchten daher hier wohl nicht unwillkommen seyn.

Er gehörte der Nation der Krihks zur Hälfte von Natur an; sein Vater, ein Schotte, hatte sich dort mit einer sehr angesehenen Indianerin vermählt, und war dadurch ein sehr bedeutender Mann geworden, zumal da er seine Töchter gleichfalls an einige Häupter der Krihks verheirathete.

Um seinem Sohne eine anständige Erziehung zu geben, sandte er ihn, nicht, wie Einige behauptet haben, nach London, sondern 1759, in einem Alter von zehn Jahren, nach Charlestown, der Hauptstadt von Süd-Carolina. Hier lebte er in dem Hause eines Mannes, der mit seinem Vater verwandt war, mit Nahmen Farguhar M'Gillivray, und ein dort sehr berühmter Lehrer, Sheed, mußte ihn im Englischen unterrichten. In den alten Sprachen genoß er des Unterrichts eines Lehrers der dortigen Freischulen, William Hendersons, nachmaligen Mitarbeiters an dem berühmten Critical Review in London. Im 17ten Jahre verließ er Charlestown und kam auf das Handelskomptoir des General Elberts in Savannah, von dort auf das Komptoir der Kaufleute A. Ingles. Allein der junge M'Gillivray zog die Wissenschaften, und besonders die Geschichte, allen kaufmännischen Geschäften so sehr vor, daß man den Vater bat, ihn von dort wieder zu sich zu nehmen. Nach seiner Zurückkunft stieg sein Ansehn unter den Krihks immer höher. Indeß sagt eine andere Nachricht, welche Morse beibringt, er habe nachmals von neuem eine Zeitlang

innerhalb der Freistaaten von Amerika gelebt, habe aber im Revolutionskriege für die Königliche Parthei gefochten; und da er zu Ende des Krieges als Loyalisie seine Besitzungen in Georgien eingebüßt habe, so sey er zu seinen Verwandten und Freunden, den Krihks, zurück gegangen, um sich dieser Nation ganz zu widmen.

Milfort, ein französischer Brigade-General, der sich rühmt, nachmals sein Schwager geworden zu seyn, fand ihn 1775 unter dieser Nation, wie er behauptet, zwar in Ansehn, allein er war damals noch nicht das Oberhaupt der Krihks, sondern führte nur den Nahmen oder Charakter eines Estechako, d. i. des Vielgeliebten. Nur erst nach dem Jahre 1780 soll M'Gillivray, wenn anders Milforts Nachrichten genau mit der Wahrheit zutreffen, auf dessen Ansuchen zu der höchsten Würde, nämlich zu der eines Kaisers der Krihks erhoben worden seyn, und so nannte er sich auch 1792 bei allen öffentlichen Angelegenheiten. In den Jahren von 1780 bis 1790 wird er aber stets in den amerikanischen periodischen Blättern der General der Creeks M'Gillivray genannt; auch kam diese Würde einem vormaligen englischen Officier zu, besonders da der König von Spanien ihm zugleich den Charakter eines Brigadegenerals beigelegt hatte.

Es scheint daher eben so wenig begreiflich, wie Milfort ihm die Kriegstalente absprechen könne, als wie ein nur erst kürzlich unter den Creeks angekommener Fremder

diese Nation habe ersuchen müssen, den unter ihnen groß gewordenen M'Gillivray zu der obersten Reichswürde zu erheben. Gehörte doch M'Gillivray den Krihks von mütterlicher Seite an; hatte sehr bedeutende Verwandte unter dieser Nation; hatte sich ihr seit mehreren Jahren ganz gewidmet und redete, als eingebohrner Krihk, sicher die Sprache der Krihks geläufig, obgleich auch dies ihm von jenen Franzosen abgesprochen wird. In dem erwähnten Zeitraume findet man von ihm bald Traktate zwischen den Anglo-Amerikanern und den Krihks und den ihnen untergeordneten Nationen, bald Briefe über politische Angelegenheiten dieser Nation. Alle sind gut geschrieben, und zeigen zugleich einen Mann von hoher Rechtschaffenheit, dem das Wohl und die Erhaltung der Anglo-Amerikaner, wie der Krihks, am Herzen lag, und der eben als ein solcher in den Freistaaten sehr geschätzt wurde. Er hielt stets streng auf Gerechtigkeit; suchte jeden Zwist mit den Georgiern auf das billigste beizulegen, und bemühete sich, Kultur und Aufklärung unter die Krihks zu bringen. Hievon gab er besonders im Jahre 1792 dazu ein Beispiel, daß er damals seinen Unterthanen oder vielmehr Landesleuten aus den vereinigten Staaten einen geschickten Lehrer in der Rechenkunst und in der englischen Sprache zu verschaffen suchte.

Man findet in den größern englischen Karten zwischen den 32 und 33sten Grad der Breite an dem Flusse Alibama, im Lande der Krihks, eine eigene Stadt mit

seinem Nahmen bemerkt (M'Gillivrays Town). Neuern Nachrichten zufolge ist er vor einiger Zeit verstorben; sein Todesjahr ist mir aber nicht genau bekannt. Nimmt man nach obigen Anzeigen an, daß er im Jahre 1749 geboren wurde, dann wäre er nur einige funfzig Jahre alt geworden.

Wir gehen jetzt zu den Krihks oder Muskogen zurück.

Sie sind nach den Berichten mehrerer Reisenden kupferbraun, von mittlerer Größe, gut und kraftvoll gebauet; sie ertragen anhaltende Strapazen, und machen Fußparthien von ein Paar hundert Meilen. Ihr schwarzes Auge ist voll Feuer, ihr ganzes Wesen zeigt kriegerischen Geist, hohen Muth und Stolz. M'Gillivray hat besonders das Verdienst, ihre Rohheit und Wildheit gemildert, und den Werth des ruhigen Lebens ihnen annehmlicher gemacht zu haben. Dennoch sind sie stets furchtbare Krieger, auch wird bei ihnen der größte Werth nach der Anzahl erschlagener Feinde und ihrer Kopfhäute (Skalps) geschätzt; doch sollen sie jetzt ihre Kriegsgefangenen nicht mehr lebendig verbrennen.

Sie leben unter der Regierung ihrer Aeltesten und Weisen; an deren Spitze steht das große Oberhaupt der Nation, der Micco, ein gewählter König oder Kaiser, wie sich M'Gillivray selbst nannte. Dieser ist aber auf keine Weise eigentlich der Herr der Nation; er hat nur den Vorsitz bei allen Berathschlagungen, und beruft gleich-

falls das Volk, oder vielmehr die Krieger und ersten Männer bei nöthigen Vorfällen zusammen, nimmt von fremden Gesandten, z. B. von denen anderer indischen Nationen oder der Freistaaten, der Spanier, der Franzosen, die Audienz an, und kann über den öffentlichen Schatz disponiren.

Dieser öffentliche Schatz besteht in einem großen Kornmagazine. Es entsteht durch das Korn, das ein jeder, der einen Acker besitzt, von seiner Erndte dem Staate darbringen muß; also durch eine bestimmte jährliche Abgabe in Korn, welches sie in die sogenannte Königs-Scheure oder Magazin (Kings-crib) niederlegen.

Die Krihks haben also wirkliches Privat-Eigenthum wie jede regulirte Nation, denn jedes Individuum bringt das übrige, auf dem ihm zugetheilten Acker gewonnene Getraide, in eigene Verwahrung, nachdem er dem Staate jene Art von Zehnten geliefert hat. Indeß ist die Bearbeitung der Felder selbst eine gemeinschaftliche, eine Nationalsache. An einem festgesetzten Tage des Frühlings giebt ein eigener Aufseher dem Volke, vermittelst einer Trompete (man bedient sich dazu großer Seeschnecken, Kinkhörner, Buccinum) zum Aufbrechen nach dem Ackerlande. Dann eilt jeder mit Grabscheit und Hacke ins Feld, und bebauet den ganzen Acker der Ortschaft. Wenn die Saaten reif sind, so geht auf ähnliche, gemeinschaftliche Weise die Erndte vor sich, und sie wird mit einem allgemeinen Erndtefeste beschlossen.

Dies Fest hebt damit an, daß der noch übrige Vorrath des alten Getraides, so wie die Hausmeublen, z. B. Töpfe, Pfannen und ähnliches Geräthe zerschlagen und verbrannt wird. Man reinigt und fegt die ganze Stadt; die Einwohner erhalten von ihren Priestern und Aerzten eine Reinigungs-Arznei. Es wird ein allgemeiner Fasttag gehalten und alles Feuer wird ausgelöscht.

Bald darauf zündet der Oberpriester durch Zusammenreiben trockner Holzstücke, an einem öffentlichen Versammlungsplatze, neues, gleichsam reines Feuer an, und jedes Haus wird nun von hieraus damit versehen.

Alsdann holen die Weiber neues Korn und neue Früchte vom Erndtefelde; bereiten sie auf das beste zu, und bringen sie nebst Getränk zu dem Versammlungsorte, wo das ganze Volk auf das beste gekleidet, zusammen speiset; die Männer zuerst, und nachher die Weiber und Kinder. Das Fest beschließt mit Tanz und Gesang bis zum andern Morgen.

Dies ist das Hauptfest der Krihks, und Milfort behauptet, daß sie sonst keine religiöse Ceremonien, ja keine Religion überhaupt hätten, doch gesteht er ihnen die Idee eines höchsten Wesens zu. Bartram bezeugt hingegen, daß sie an ein Leben nach dem Tode und an eine Geisterwelt glauben, auch haben sie ihre Priester, die zugleich Zauberer und Aerzte sind.

Aehnliche Reinigungstränke bereiten die Priester bei wichtigen Staatsangelegenheiten, besonders als Vorbe-

reitung zum Kriege. Diese Tränke sollen aber, sagt Milfort, nicht blos zur Reinigung dienen, sondern sie sollen auch die Krieger von den starken Getränken abhalten; denn man muß sich einige Zeit vor dem Genusse dieser Tränke durchaus aller berauschenden Getränke enthalten haben.

Um die Krieger zu einem großen Kriegs-Rathe einzuladen, fodert der Tastanegy (dies ist der Titel des obersten Heerführers, der zu dieser, nur bis zum Ende des Kriegs dauernden Würde durch Proben und Ceremonien eingeweihet wird, die denen ähnlich sind, deren wir bereits im vorigen Jahrbuche gedacht haben) alle angesehene Oberhäupter durch eine roth gemahlte Keule, nebst einer bestimmten Anzahl kleiner Holzpflöcke zusammen. Auf diese Weise wird der Tag der Versammlung angedeutet, von dem Tage der Sendung angerechnet.

Im Kriege beobachten sie so strenge Mannszucht, daß sie sogar nicht ohne Befehl ihrer Anführer essen oder trinken. Um den Feind in der Anzahl ihrer Krieger zu täuschen, marschiren sie Mann vor Mann; der Nachfolgende tritt sogar in die Fußstapfen seines Vormannes, und der Letzte bedeckt diese Fußstapfen wieder mit Gras. Die Krieger aus den ältesten, tapfersten Familien gehen stets voran.

Sie lagern sich in die Runde und lassen nur einen Ausgang für einen Mann. Der Tastanegy giebt Morgens und Abends das Zeichen zum Aufbrechen und Hal-

kennachen. In der Schlacht selbst befindet sich der Tastanegy gewöhnlich im Centrum des Heers; von hieraus vertheilt er die Truppen dahin, wo er die größte Gefahr bemerkt.

Uebrigens fechten die Krihks lieber nackend, als bekleidet, denn sie wollen bemerkt haben, daß die Wunden durch die leicht darin zurückbleibende Leinewand weit schwerer heilen.

Ist der Tastanegy in Gefahr, so stürzt alles zu seiner Rettung herbei; fällt er aber demungeachtet, dann skalpirt ihn der nächststehende Krieger selbst, um dem Feinde wenigstens die Ehre des Haarschopfs zu entziehen. Der Verlust einer Schlacht dient indeß gewöhnlich nur zu größerer Anstrengung für die folgenden.

Ist aber der Feldzug glücklich beendigt, dann wird der Tastanegy, wie im Triumphe, eingeholt. Die beiden ältesten Hauptleute heben ihn vom Pferde und entkleiden ihn völlig; zwei andre reichen ihm Baumblätter und Bast, woraus er sich einen neuen Gürtel macht. Seine Kleider werden zerrissen; jedes Oberhaupt einer Parthei eignet sich ein Stückchen davon zu, und bewahrt es als einen Talisman in einem eigenen Säckchen, worin sie beim Feldzuge ihr Maizmehl als Proviant mit sich führen.

Gleich den übrigen Wilden sind auch die Krihks und die ihnen zugehörenden Nationen dem Putze ergeben. Die gewöhnliche Kleidung der Männer besteht hauptsäch-

lich in einem in Falten gelegten Hemde von Leinewand, und in einem Stücke blauen Tuchs, das etwa 18 Zoll breit ist, und das wie die Schurzhosen der schottischen Hochländer von den Weichen bis auf die Knie herabfällt. Oft ist dieser Schurz, dessen Enden zwischen die Schenkel durchgezogen werden, mit Glaskorallen und Spitzen von Flittergold verbrämt.

Das Kopfhaar ist weggeschoren bis auf einen zwei Zoll breiten Haarbüschel, der von der Scheitel anfängt, gegen das Ende etwas breiter wird und aufwärts gekräuselt ist.

Den Kopf selbst ziert ein etwa vier Zoll breites Diadem, bald mit Steinen, bald mit Glaskorallen, mit Wampunschnüren oder mit Stacheln vom Stachelschwein ausgeschmückt; vorn an der Stirn stehet ein wallender Busch hoher Reiherfedern. Vorzüglich wenden sie ihren Putz auf das Ohr. Um mehr hineinhängen zu können, lösen sie schon frühe den knorpelichen Ohrenrand zum Theil ab; heilen die Wunde mit Bärenfett und hängen nach und nach schwerere Gewichte hinein. Hiedurch wird der auf diese Weise abgelöfete Knorpel zu einer grossen Länge ausgedehnt. Man umwindet ihn dann mit Silberdraht, biegt ihn halbmondförmig und hängt die weichen Federn des weißen Reihers hinein.

Die hier beigefügte Zeichnung des Mico Chlucco der Siminolen, giebt einen deutlichen Begrif von der Kleidung des obern Körpers. Freilich trägt dieser König

oder dieses Oberhaupt noch außerdem einen Schultermantel, der oft aus dem feinsten scharlachenem Tuche besteht und mit goldenen Franzen, mit kleinen Glocken und, wie hier, mit den großen schönen rothen Federn des Flamingo (Phoenicopt. L.) geziert ist. Auch hängt bei den Vornehmen oft ein silberner Halsschmuck, in Gestalt eines halben Mondes, auf die Brust herab.

Die Krihks tragen Stiefel von Tuch, die bis zu der Wade reichen, und ein Stillipica oder Mokossin (der Schuh) von weichen Rehfellen, hat einige Aehnlichkeit mit den Sandalen der Alten.

Die Kleidung des andern Geschlechts weicht in mehreren Stücken von der männlichen ab. Sie tragen keine Hemden, sondern kurze Jacken von Kattun, Leinewand oder feinem Tuche, die mit Spitzen oder Glaskorallen eingefaßt sind. Hingegen ist die Knieschürze oder der Rock bei ihnen um vieles länger und breiter; er reicht bis auf die Mitte des Beins herab. Auch tragen sie nur Halbstiefel, die aber wieder bis dahin hinaufreichen.

Das Haar schneiden sie nicht ab; sie legen es vielmehr in Flechten, schlagen diese in die Höhe und heften sie mit einer großen silbernen Nadel auf dem Scheitel fest. Dieser Aufsatz wird dann mit vielen seidenen, fast bis zur Erde herabhangenden Bändern von mehreren Farben geschmückt. Nur allein leichtfertige Mädgen schminken sich.

Der hier beschriebene Anzug der Krihks wird freilich nicht bei jeder Gelegenheit getragen. So sind z. B. die Krieger, wie bereits oben angezeigt ist, gewöhnlich beim Gefechte ohne Kleidung, und hüllen sich nur des Nachts oder bei kalten Märschen in Mäntel ein.

Noch erwähnt Bartram einer sonderbaren Auszeichnung der jungen Priester. Sie kleiden sich nämlich in einen weißen Mantel, und tragen, als ein Zeichen der Weisheit, eine ausgestopfte Eule mit Augen von Glaskorallen, statt des Federbusches auf dem Kopfe, oder auch in der Hand. Dabei treten sie mit vielem Ernste einher und singen für sich Lieder oder Hymnen.

Von den bessern und feinern Kleidungsstücken wird aber bis jetzt nichts bei der Nation selbst verfertigt. Sie erhandeln das Tuch, die Metalle, so wie auch Alles, was zum Schießgewehr gehört, von den Anglo-Amerikanern, welche eigene Handlungsbediente und Magazine in mehreren Städten der Krihks erhalten.

Der ganze Kunstfleiß dieser Indianer erstreckt sich bis jetzt nur auf einige wenige Produkte. Die Männer verstehen Hütten zu bauen, Kanote auszuhöhlen, den Adlerschwanz in eine Kriegsstandarte zu verwandeln, steinerne Pfeifen und hölzerne Trommeln, nebst andern Kleinigkeiten zu verfertigen.

Die Weiber spinnen und weben Gürtel und Kopfbinden, machen auch Spitzen und Franzen, und verfertigen die Schuhe (Mocossins).

Weniger als andere indiſche Nationen zahlen ſie den Freiſtaaten für ſtarke Getränke. Denn Bartram behauptet nicht nur, daß ſie hierin ſehr enthaltſam ſind, er führt ſogar Beiſpiele an, da einigen Kaufleuten, welche mehrere Tonnen ſtarker Getränke zum Verkauf gegen Peltereien dort einführen wollten, die Fäſſer zerſchlagen wurden, und man den Rum unangerührt in den Sand laufen ließ.

Dies wäre denn nicht der einzige gute Unterſchied zwiſchen den Krihks und andern wilden Völkerſtämmen dieſer Weltgegend. Statt ihre hülfloſen Eltern zu erſchlagen, ehren ſie vielmehr die Greiſe und ſuchen ſie auf alle Weiſe zu erhalten. Bartram führt auch hievon ein merkwürdiges Beiſpiel an.

„Ihr liebt mich, rief ein völlig abgelebter Alter den „Seinigen zu, aber was kann ich noch thun, um eure „Achtung zu verdienen? Nichts; ich tauge durchaus zu „nichts mehr; weder das Reh vermag ich zu ſchießen, „noch den ſtarken Bären zu erlegen. Ich bin euch zur „Laſt, und habe genug gelebt. Laßt jetzt meinen Geiſt „davon eilen. Mich verlangt die Krieger meiner Jugend „im Lande der Geiſter wieder zu ſehen. Hier, fuhr er „fort, indem er ſeine Bruſt entblößte, hier iſt das Beil, „nehmt es und tödtet mich!“

Alle antworteten mit einer Stimme: „Wir wollen „nicht, wir können nicht! Wir wünſchen dich ferner „unter uns!“

In Ansehung ihrer Ehen haben sie die sonderbare Einrichtung, daß diese nur vorerst auf ein Jahr geschlossen werden. Indeß erneuert man sie nach Ablauf desselben. Der Antrag des Bräutigams ist sehr einfach. Der Liebhaber kommt zu der Wohnung der Geliebten und steckt in Gegenwart seiner Freunde dort senkrecht ein Rohr in die Erde. Steckt alsdenn das Mädgen ein Rohr daneben, dann ist das Jawort gegeben. Man wechselt nämlich die Röhre, und diese werden als ein Dokument der geschlossenen Ehe beigelegt; durch ein Gastmahl wird sodann die Hochzeit gefeiert; der Stadtrath befiehlt darauf dem neuen Paare ein Haus zu erbauen, und in einem Tage sieht sich das neue Paar völlig eingerichtet.

Uebrigens herrscht bei den Muscogulgen die Vielweiberei, doch ist die erste Frau die Gebieterin; die übrigen werden nur als Mägde angesehen.

Der Ehebruch ist bei ihnen etwas sehr seltenes. Er wird mit dem Abschneiden der Ohren bestraft; Mord hingegen mit dem Tode; kleinere Vergehen nur mit Schande.

Die Todten haben ihr Grab in ihrer eigenen Wohnung. Dies besteht in einer viereckigen Oefnung mit Cypressenrinde ausgelegt. Man begräbt sie in einer sitzenden Stellung; und legt ihre Waffen, ihre Pfeifen und andere Sachen von Werth ihnen bei. Die erste, vornehmste, Frau darf sich indeß verschiedenes von des

Verstorbenen Habseligkeiten auswählen, das Uebrige theilten die übrigen Weiber.

Außer den Krihks verdienen ihre Feinde, die Tschaktas, noch einer besondern Erwähnung; denn die jenen zugesellten Nationen, z. B. die Siminolen u. a. haben sehr vieles von den Sitten der Hauptnation angenommen, ja zum Theil die Sprache; dies soll z. B. der Fall des sonst so berühmten Volkes der Natsches seyn.

Die Tschaktas waren schon längst als ein außerordentliches Volk bekannt. Sie hatten nämlich in frühern Zeiten die wunderbare Gewohnheit, ihren neugebornen Kindern den noch weichen Kopf eine flachere Form zu geben, und hießen deshalb die Flachköpfe (Têtes-plates; Flat-heads.)

Gleich nach der Geburt, sagt Bartram, legt die Mutter oder die Amme das Kind ausgestreckt auf den Rücken in ein hölzernes Behältniß, woran derjenige Theil, in welchem der Kopf ruhet, der Form nach, einem Backsteine ähnlich ist. In dieser tragbaren Maschine bindet man den Knaben fest, und legt auf seinen Vorderkopf einen Beutel voll Sand, der durch stetes, mähliches Drükken dem Kopfe eine dem Modell des Backsteins ähnliche Form giebt. Barton glaubt, diese Gewohnheit habe anjezt aufgehört. Stets bleibt es zu bewundern, wie das Gehirn selbst hierunter nicht gelitten hat, denn die Tschaktas werden dennoch sogar von ihren Feinden für eine kluge Nation geachtet.

Uebrigens waren sie stets als eine sehr Kriegerische und mächtige Nation bekannt, die den Krihks jederzeit den muthigsten Widerstand leistete.

Ihr Gebiet, etwa vom 34sten bis 37sten Breiten Grade, nimmt einen sehr großen Raum ein, und bildet, dem Adair zufolge, ein länglichtes Viereck. Im Süden wird es von Florida, in Westen von dem Missisipi, im Norden von der Nation der Chicasas und in Osten von den Krihks begrenzt.

Sie sollen nebst den Tschikasas zuerst aus Mexiko, wahrscheinlich als Vertriebene, in diese Gegend gekommen seyn; doch behauptet man, später als die Krihks, denn diese nennen sie ihre jüngere Brüder. Im Jahre 1793 setzte Barton die Anzahl ihrer Jäger noch auf 6000 Mann. Volney giebt dagegen jetzt nur 2000 Krieger an. Freilich ist die Rechnung nach Jägern etwas von der nach Kriegern verschieden, da zu erstern auch weit jüngere Mannspersonen brauchbar sind, dennoch haben auch sie sich unstreitig sehr vermindert.

Milfort theilt die Tschaktas in die nördlichen und südlichen. Die letztern mahlt er uns als eine faule, träge, nichtswürdige Menschenrace. Diese sind es dann, wovon die Beschreibung von Louisiana sagt, daß sie als Bettler den dortigen Kolonisten zur Last fallen. Die Einwohner von Neu-Orleans, Pensacola und andern Städten haben sie nun schon so sehr zu Allmosen verwöhnt, daß sie jährlich parthienweise von dort eine festgesetzte Gabe,

eichsam als einen Tribut abholen. Man ernährt sie nicht nur während ihres dortigen Aufenthalts, und beschenkt sie mit alten Kleidungsstücken, sondern man giebt ihnen noch Proviant auf die Reise, um ihrer nur los zu seyn, denn sie sind äußerst unreinlich und ernähren sich sogar, im Fall der Noth, von stinkendem Pferdefleische.

Die nördlichen Tschaktas zeichnen sich dagegen durch sehr viele löbliche Eigenschaften aus. Sie sind sehr tapfer, und werden, sagt Bartram, allgemein als gescheute fleißige Ackerleute geachtet; besitzen sehr große Pflanzungen, und verwenden viel Zeit auf die Verbesserung ihres Landwesens. Daher ist auch ihr Gebiet viel besser angebauet und auch viel volkreicher als irgend eins der übrigen Indianer; ja sie sollen sogar die Muskogulgen an Volkszahl übertreffen, obgleich ihr Land kaum ein Viertel von dem der Krihks ausmacht.

Sie sind ferner unter den übrigen indischen Nationen so berühmt wegen ihrer Dichtkunst und wegen ihrer Musik, daß man bei ihnen darin Unterricht nimmt. Bartram führt hievon an, daß er selbst nebst vielen andern Zuhörern von den Liedern, welche ein Indier bei den Tschaktas erlernt hatte, bis zu Thränen gerührt worden sey. Der Inhalt des Liedes war folgender:

Die Menschen müssen sicher sterben,
Doch keiner weiß wie bald;
Kommt aber einst die Stunde,
So kann der Ausgang fröhlich seyn.

Die Melodie zu diesem Liede war sehr feierlich.

Die Tschaktas haben übrigens noch einige sonderbare Gewohnheiten und Sitten, wodurch sie von den übrigen sie umgebenden Völkern abweichen. Hieher gehören besonders: die Bestrafung des Ehebruchs; die Behandlung ihrer Kranken; und die Beerdigung ihrer Todten.

Ist eine Frau im Ehebruch ergriffen, so führt sie der Mann auf einen großen ofnen Platz, auf welchem er eine Menge Volk zusammen erbeten hat. Diesem erklärt er die Ursache, warum er seine Frau bestrafen und verstoßen wolle. Hierauf wird in einer sehr ansehnlichen Distanz ein Pfahl, der zu einem Ziele dienen soll, aufgerichtet.

Der Ehemann führt sodann die Verbrecherin an der Hand der ganzen Versammlung vor, wiederholt die Anzeige ihres Vergehens, zieht ihr die Leibjacke aus, und stellt sie völlig nackt mit den Worten hin: „Jetzt lauf. „Kannst du jenen Pfahl erreichen ohne eingeholt zu wer„den, dann bist du frei, wirst du aber eingeholt, dann „kennst du das Gesetz.“

Kaum hat er diese Worte geendigt, so setzt sich die Frau mit größter Schnelligkeit in Lauf. Aber die jungen Leute, welche bisher ruhig saßen, erheben sich gleichfalls und jeder sucht nun die Frau einzuholen. Die Tschaktas sind sehr geübte Läufer, und gewöhnlich wird sie daher eingeholt. Dem, der sie einholt, muß sie sich zuerst Preis geben, und nach ihm allen übrigen jungen

Männern. Diese Strafe wird indeß für eine große Schande gerechnet; ist sie aber überstanden, dann ist die Frau völlig frei.

Milfort war Zeuge einer solchen (sogenannten) Bestrafung einer Ehebrecherin, sie mußte sich hiedurch 30 Männern überlassen; dennoch schien sie am folgenden Tage ziemlich heiter. Sollten unsere Schönen in ähnlichen Fällen wohl alle Kunstgriffe Atalantens zu ihrer Rettung aufbieten?

Das Behandeln der Kranken bei den Tschaktas ist gleichfalls höchst sonderbar. Sie haben einen durchaus blinden Glauben an ihre Priester; und diese sind zugleich die Aerzte. Sie lassen sich daher die Kur sehr theuer bezahlen; hat aber der Kranke hiezu kein Vermögen mehr übrig, so suchen die Priester die Familie zu überreden, die Krankheit sey unheilbar, man müsse sich daher des Kranken entledigen. Nun gehen seine Anverwandten zu ihm, und indem sie ihn nach seinem Befinden befragen, fallen sie über ihn her und erdrosseln ihn.

Ein Kranker sah diese Scene sich nähern und hatte die Geschicklichkeit sich durch die Flucht dem Tode zu entziehen. Er floh in einen dichten Wald, ernährte sich da von Beutelratzen und Wurzeln. Nach einiger Zeit ließ er sich indeß wieder bei den Seinigen sehen. Diese hielten ihn für einen Schatten, der dem Reiche der Geister entflohen sey, und wiesen ihn mit Nachdruck dorthin zurück. Da er sich so übel von den Seinigen aufgenom-

men sah, so gieng er zu den Krihks, lebte hier einige Zeit, und wußte von dort aus endlich seine Anverwandten von seinem wirklichen Daseyn und von der Betrügerei der Priester zu überzeugen. Jetzt ließ man ihn zurückkehren, und ermordete aus Rache die Priester.

Bartram und Milfort stimmen in der Art, wie die Tschaktas ihre Todten beerdigen, ziemlich überein. Gleich nach dem Tode des Kranken errichten sie in einem Haine nahe an der Ortschaft ein Gerüst von etwa 20 Fuß Höhe, legen die Leiche darauf, und bedecken sie mit einem leichten Gewande. Hier ruhet der Körper und wird stets von seinen Verwandten besucht bis das Fleisch so weit in Verwesung übergegangen ist, daß es sich leicht von den Knochen absondern läßt. Dann nehmen die Priester das Fleisch von den Gebeinen ab, und zwar, sagt Milfort, muß diese widerstehende Operation nur allein mit den Nägeln geschehen. Bei dieser Ceremonie ist die ganze Verwandtschaft gegenwärtig und bezeugt durch Trauergesänge, Heulen und verzweiflungsvolle Gebärden ihren Schmerz. Das abgelöste Fleisch läßt der Priester zum Verbrennen auf dem Gerüste, hingegen werden die Knochen sorgfältig in Tücher gewickelt, in eine eigene Kiste gelegt und in der allgemeinen Begräbnißhütte der Familie beerdigt. Ein Todtenmahl von gekochtem Fleische beschließt die Ceremonie; bei reichen Familien schlachtet man oftmals hiezu drei Pferde.

Bartram behauptet, man stelle die Knochenkisten pyramidenförmig übereinander, und bedecke sie dann mit Erde. Hieraus wollen Einige, jene zuvor angezeigten konischen Monumente herleiten.

Von den vielen noch übrigen Völkerstämmen dieser Weltgegend verdienen für uns kaum 5 bis 6 einer besondern Anzeige. Die meisten bei der Entdeckung von Amerika so berühmten Nationen sind entweder vertrieben, oder fast ganz eingeschmolzen.

Eine der noch jetzt ziemlich zahlreichen Nationen sind die Chicasas oder Tschikasas; nördlich von den Tschaktas, zwischen dem Missisipi und dem Tenassi wohnend. Ihr Land ist durch reichliche Bewässerung von Natur fruchtbar. Volney nimmt jetzt bei ihnen nur 200 Krieger an. So sehr ist nun wohl ihre Population von jenen 10000 Kriegern, deren sie sich bei ihrem Auswandern aus den westlichen Theilen von Mexiko rühmten, noch nicht gesunken; denn Barton setzt noch 1793 ihre Jäger auf 600 Mann, und Morse behauptet, sie hätten 1725 noch 575 Krieger ins Feld gestellt; auch läßt ihnen Imlay noch jetzt 500 Krieger. Smith, der ihnen 750 Krieger giebt, rechnet sie zu den bravesten Nationen, die besonders den Engländern stets zugethan gewesen und sich durch ihre schöne Pferdezucht und tapfere Cavallerie, besonders gegen die Spanier, ausgezeichnet hat. Ihre Sprache, die so wie ihre Nation überhaupt zur Zeit von Soto's Eroberung von Florida berühmt war, soll jetzt

mit der der Muskogulgen zusammen geschmolzen seyn, wenigstens ist sie nicht mehr stark verbreitet; ihre Sitten haben vieles mit denen der Nachbaren gemein.

Nicht minder berühmt waren vormals die Apalachen, die Natches, die Akansas, die Katabaws.

Mit Recht wundert man sich, wenn man die weitläuftigen Nachrichten des Rochefort oder Lafiteaus von dem großen gesitteten Volke der Apalachen lieset; von ihrer vorzüglichen Policei und andern schätzbaren häuslichen Einrichtungen; von ihren ansehnlichen Tempeln und ihrem feierlichen Feste zur Ehre der Sonne auf dem berühmten Berge Olamy, unweit der Hauptstadt Mellot, wovon uns sogar Zeichnungen aufbehalten sind. Alles dieses ist anjetzt fast gänzlich verschwunden, denn wenn man auch weiß, daß das Land dieser gesitteten Indier zwischen dem 34sten bis zum 37sten Grade der Breite lag und nach der Ostseite von dem noch jetzt sogenannten Apalachischen Gebirge begrenzt ward, so würde es dennoch schwer fallen, die eigentliche Lage dieses Hauptsitzes der Apalachiten, nämlich der Stadt Mellot, anzugeben.

Die Natsches sind freilich gleichfalls zu einer bestimmten Unbedeutenheit herabgesunken, indeß rechnet doch Smith noch 150 ihrer Krieger und sieht sie noch jetzt für eine eigene Nation an. Sie waren ebenfalls vormals berühmt, wegen ihrer höheren Ausbildung, bessern

civilen Einrichtung und wegen ihres Sonnendienstes; denn auch die Oberhäupter dieser Nation hielten sich für Abkömmlinge der Sonne, und beteten diesen ihren Urvater in eigenen Tempeln an. Jetzt lebt ihr Ueberrest in einem Winkel von West-Florida, unweit des Missisipi's, wo man daher noch den Namen, Felsen der Natches, angezeigt findet; auch lassen sie sich an der Ostseite dieses Stroms hin und wieder noch finden.

Sicherer sind die Akansas wenigstens der Aufbewahrung ihres Nahmens, als die beiden so eben benannten Volksstämme, da noch jetzt ein beträchtlicher Fluß diesen Nahmen führt. Der Akansas entspringt ziemlich weit nördlich gegen den 40sten Grad in Osten vom Missisipi, in dem Lande einer einzeln weit verbreiteten, nicht sehr genau gekannten Völkerschaft, nämlich im Lande der schwarzen Panis, denen Smith 2000, Imlay hingegen nur 1000 Krieger zuschreibt. Er ergießt sich unter 33 $\frac{3}{4}$ Grad Breite in den Missisipi; und in dieser Gabelung beider Ströme soll jetzt der Hauptsitz der Ueberreste jener vormals so berühmten Nation der Akansas leben.

Sie wurden besonders durch die Reise des Franzosen la Salle bekannt, so wie bei den nachmaligen wilden Projekten der Missisipi-Compagnie des Law und Tonti. Die Franzosen beschrieben sie als die schönste, ausgezeichnetste Menschenrace dortiger Gegenden. Nicht nur an Wuchs und Schönheit übertrafen sie alle ihre Nachbarn, sondern sie hatten im Kontraste mit jenen,

große blaue Augen und blondes schönes Haar. Hr. von Pauw fand sich eben durch sie noch in größerer Verlegenheit, die Amerikaner, von denen ihnen gegenüber gelegenen Asiaten, z. B. den Tunguſen u. a., herzuleiten, da diese ganz ausgemacht wenig Anspruch auf solche Schönheiten machen dürfen. Einige Reisende glauben, die Akansas hätten gleichen Ursprung mit den noch nördlicher wohnenden Kanses am Missouri, von denen wir bis jetzt noch weniger wissen.

Ein ähnliches Verlöschen des Ruhms und der Population, als wir bei den hier erwähnten drei Völkerschaften bemerkten, hat auch bei den Katabaw's statt gefunden. Der Sitz dieser Nation ist in den westlichen Gegenden der Grenzen von Nord- und Süd-Carolina, unfern von den Bruschy Mountains. Am Flusse Catabaw besitzen sie noch unter 34° 49′ Br. eine Stadt gleiches Nahmens. Sie hält noch 450 Menschen, worunter etwa 150 streitbare Männer gezählt werden. Vormals waren sie so mächtig und tapfer, daß sie bis in das Gebiet der Sechs Nationen eindrangen, ein Unternehmen, dessen sich keine andere indische Nation rühmen konnte.

Smith schätzt die Größe ihres Gebiets, noch zu Ende der amerikanischen Revolution, auf 150000 Morgen des fruchtbarsten Landes; freilich ein sehr Geringes für das große Land was sie ehemals besaßen, denn fast das ganze heutige Nord-Carolina war ihr Eigenthum. Es ist

merkwürdig, daß diese Nation den Nachrichten des Gouverneurs Martins zufolge, noch jetzt ein eigenes Fest zur Erinnerung ihrer vormaligen Größe feiert; denn was kann wohl demüthigender seyn, als eine solche Erinnerung!

Das schöne Geschlecht ist bis zur Verheirathung äußerst freigebig mit seinen Reizen, deshalb werden aber die Mädgen nie minder zu Ehefrauen gesucht; nur suchen sie durch die widernatürlichsten Mittel den Folgen davon zuvorzukommen. Indeß liegt offenbar hierin ein Grund von der schnellen Depopulation dieser Völkerschaft; und es wird nicht unzweckmäßig seyn, bei dieser Gelegenheit die Ursachen des allgemeinen Abnehmens aller amerikanischen Original-Nationen etwas bestimmter anzugeben.

Daß der rohe Stand des Jägers eine der Hauptursachen ist, weshalb eine Nation bei solcher Lebensart nicht schnell zunehmen kann, dies war bereits mehrmalen auseinander gesetzt worden *).

Auch fühlen die geschentesten Männer unter den Indiern selbst den unermeßlichen Vortheil des civilisirten Lebens gegen die eines Jägervolks, in Rücksicht der Bevölkerung. Nichts ist hierüber treffender, als dasjenige, was einer der berühmtesten Anführer der Miamis, bei den Seinigen Michinakoua, bei den Anglo-Ameri-

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang dieses Taschenbuchs, S. 208 u. f.

kanern hingegen die kleine Schildkröte (Little-turtle) genannt, über diesen Gegenstand vortrug.

„Eine unbegreifliche Sache, sagte er, ist es mit der „Bevölkerung der Weißen. Kaum sind zwei Menschen„alter (jedes zu 80 Jahren angenommen) verflossen, seit„dem die Weißen ihren Fuß auf unsern Boden gesetzt „haben, und schon bedecken sie ihn wie Fliegen und „Wespenschwärme, während das wir Andern, die dar„auf, wer weiß wie lange, zu Hause sind, noch so dünne „darauf gesäet bleiben, wie die Hirsche."

„Freilich hat es aber auch mit Euch eine ganz an„dere Bewandniß, als mit uns. Ihr Weißen habt Mit„tel ausfindig zu machen gewußt, in einem kleinen Fleck, „nicht größer als die Hand, eine reichliche überflüssige „Nahrung zu sammlen. Aus einem Raume, der 15 bis „20mal so groß ist, als diese Stube, erzielt ein Weißer „so viel Nahrungsmittel, daß er davon ein ganzes Jahr „hindurch leben kann. Hiezu nimmt er noch etwas Land „mit Gras und Kräutern bewachsen, und erzieht darauf „sein Vieh und dies versieht ihn dann mit Milch und „Fleisch."

„Wir rothen Menschen hingegen bedürfen eines un„geheuern Gebiets, denn der Hirsch, den wir tödten und „der uns kaum auf zwei Tage ernährt, hat ein groß „Stück Land nöthig, um zu wachsen und seine gehörige „Größe zu erreichen. Und wenn wir 2 oder 300 Hirsche „erlegen, so ist es gerade eben so gut, als ob wir alles

„Gras und alles Gehölz, wovon diese lebten, ver-
„zehrten.“

„Bei dieser Lage der Dinge ist es gar nicht zu ver-
„wundern, daß die Weißen von Jahr zu Jahr uns vom
„(atlantischen) Meere stets weiter gegen den Missisipi
„hingedrängt haben. Sie dehnen sich aus wie Oel auf
„einer Decke; wir hingegen schmelzen wie der Schnee
„an der Frühlingssonne, und wenn wir nicht bald einen
„andern Weg einschlagen, so ist es gänzlich unmöglich,
„daß die Race der rothen Menschen noch ferner fort-
„daure.“

Wenn aber auch der Mangel des Ackerbaues und des daher entspringenden Grundeigenthums, eine Hauptursache des mähligen Verlöschens der Original-Bewohner ist, so giebt es noch andere, die theils minder, theils mehr mit jener zusammen hangen.

Einige dieser Ursachen sind allerdings direkte Folge jenes unsteten, traurigen und daher dürftigen Lebens, also des Mangels der Civilisation. Die als bloße Lastthiere oder wenigstens als elende Sklaven behandelten Frauen, suchen sich der Frucht auf irgend eine Weise zu entledigen; die Kinder selbst werden verwahrloset, und die, welche mangelhaft zur Welt kommen, sogleich getödtet.

Auf gleiche Weise sind ihre ewig daurenden Fehden, von Nation zu Nation, die ihren Ursprung aus unaufhörlicher Rachsucht nehmen, ihre schrecklichen Kriege,

wobei die Gefangenen *) fast alle getödtet werden, natürliche Quellen der Abnahme ihrer Bevölkerung.

Zwei andere Uebel, welche den Untergang der Indier früh oder spät befördern, fallen dagegen den Europäern zur Last. Das erste ist die Epidemie der Kinderblattern. Es ist unglaublich, was diese Krankheit für Verheerungen unter den Indiern angerichtet hat. Sie, die diese neue Pest durchaus nicht kannten, behandelten sie wie ihre gewöhnlichen Krankheiten. Fast alle werden bei ihnen entweder durch Beschwören und zuweilen Einritzen der Haut, aber ganz vorzüglich durch erhitzende Medikamente, und endlich durch Schwitzen behandelt.

Um Letzteres zu bewirken, heitzen sie die Cabane des enge darin eingeschlossenen Kranken, durch große glühende Steine und gießen Wasser darauf, da denn bekanntlich dieses in heiße Dämpfe aufgelöset, einen erstaunlichen Grad der Hitze hervorbringt, und dem Kranken einen starken Schweis austreibt. Hierauf nöthigen sie den Kranken, vom Schweiße triefend, völlig nackt die Hütte zu verlassen und sich in ein nahes, tiefes, kaltes Gewässer zu stürzen. Man denke, was für Wirkung diese Kurart bei den Blattern hervorbringen muß! Ließ bereits die vorhergegangene unpaßliche Kurart den Kranken stets in der größten Lebensgefahr, so schnitt ihm dies-

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang.

ser letzte Schritt völlig alle Hofnung zur Genesung ab. Auch wurden Hunderttausende der Indianer unausbleiblich ein Opfer dieser Krankheit; und nur erst in unsern Tagen ist es den Freistaaten bei einigen wenigen Volksstämmen geglückt, ihnen bessere Heilungsmethoden, ja sogar die Einimpfung und Vaccination beizubringen. Allein, bei wie höchst wenig Stämmen ist dies bis dahin der Fall?

Gleich schreckliche Verheerung als diese Krankheit, hat dann der Gebrauch der starken Getränke unter den sogenannten Wilden angerichtet, und richtet sie noch täglich an.

Umfreville, Lang, Smith, ja fast alle übrige Reisende sprechen mit Abscheu von dem Unglück, welches die englischen Handelsleute durch Einführung der starken Getränke unter den armen Indianern hervorbringen. Sobald diese zu den Faktoreien kommen, sucht man sie trunken zu machen, zum Theil, um sie im Handel zu übervortheilen. Mehr als 40 Fälle, sagt Umfreville, könnte er nur allein von den Indiern, die die Forts an der Hudsonsbay des Handels wegen besuchten, anführen, da die Trunkenheit Mord und Zerfleischung ganzer Familien nach sich zog. Die kanadischen Pelzhändler wissen sich dieses unwiderstehlichen Hanges der Wilden zu unserm Brandtewein so zu Nutze zu machen, daß sie oftmals, um nur nicht der Gefahr der Ermordung ausgesetzt zu seyn, Opium unter den Rum mischen.

Fast jede Unterhandlung hebt damit an, daß man ihnen einige Fäßchen dieses Giftes Preis giebt. Die Weiber, welche die unseligen Folgen davon vorhersehen, bringen sodann jede Art von Waffen und alle Messer heimlich bei Seite. Dennoch ist es kaum möglich, alles Unglück zu verhüten. Sie greifen sich sogar mit ihren Zähnen an. „Siehe hier," sagte ein Indianer, indem er mit einem Stücke seiner Nase in der Hand in das englische Fort trat, „hier ist meine Nase, die soll mir Euer „Wundarzt wiederum anheilen; mein Vetter hat sie mir „gestern im Trunke abgebissen und ich fühlte es nicht!"

Hierbei ist es denn bewundernswürdig, daß diese Menschen, nachdem sie den Rausch ausgeschlafen haben, nie weiter auf Rache denken. Die Väter, die Brüder oder die Kinder der im Trunke Erschlagenen bleiben nachmals die besten Freunde mit den Mördern.

„Der starke Geist machte mich toll, sagen sie, und „dieser, nicht ich, that dir Leides."

Auch hat der Trunk noch überdies die Folge, daß diejenigen, welche ihm ergeben sind, ihren Hausstand und ihre Jagden vernachlässigen, und in die bitterste Armuth versinken. Wiederum kommen mehrere derselben dadurch um, daß sie in der Hitze des Trunks sich zum Abkühlen plötzlich in das kälteste Wasser stürzen, und sich hiedurch unheilbare Krankheiten zuziehen.

Fügt man endlich diesen Ursachen der beständigen Abnahme der Indianer noch folgende hinzu, daß sie nun-

lich, im Ganzen genommen, bei jedem Kriege gegen die Weißen, wegen unserer Ueberlegenheit im Kriege und in den Waffen stets den Kürzeren ziehen; so kann es nicht mehr befremden, wenn sie die Europäer tödtlich hassen, und wenn ihre gescheutesten Männer den völligen Untergang der rothen Menschen mit Gewißheit vorhersagen.

Man sehe auch nur auf die Beispiele von der eben so starken als schnellen Abnahme ihrer angesehensten Völkerschaften.

Fast alle hier aufgeführte Volksstämme waren bis zu dem Zehn- ja Zwanzigfachen ihrer vormaligen Stärke vermindert, und jetzt ist ein ungeheures Land von etwa 200000 d. Quadratmeilen schwerlich durch eine halbe Million dieser Original-Menschen belebt.

Smith und Imlays neuere Rechnungen, und sogar die neuesten von Volney treffen in dieser Rücksicht sonderbar genug mit einander zu, nur muß man bei ersterem seine Zahl nicht für die Anzahl aller Individuen, sondern nur der Krieger dieser Nationen annehmen; und die Richtigkeit dieser Annahme ergiebt sich auch aus allen einzelnen Datis.

Imlay rechnet 60000; Smith hingegen 58930 Krieger. Dortigen Angaben zufolge setzt Smith etwa ein Drittel dieser Zahl für abgelebte Männer; hieraus ergäben sich denn über 88500 Mannspersonen, die die Mannbarkeit erreicht hätten. Um hiedurch die ganze Summe der Individuen (Männer, Weiber und Kinder)

allen uns einigermaßen bekannt gewordenen indianischen Nationen zu bestimmen, nimmt er jene Zahl sechsfach, und bringt auf die Weise für alle Indier von Nord-Amerika dennoch nur 531400 Menschen hervor.

Daß Imlays Rechnung gleichfalls nicht viel mehr geben kann, erhellet von selbst aus der geringen Differenz der beiden Grundzahlen.

Zwar bestimmt Volney nach einzelnen Angaben die gesamte Menschenmasse der Wilden von ganz Nord-Amerika auf mehr als 800000; allein er gesteht selbst, daß da er hiebei für die Nationen, deren Nahmen bei ihm unbestimmt sind (la Masse des autres Sauvages de tout le continent jusqu'a la mer glaciale et la mer de Noutka-Sound) 600000 gerechnet hätte, diese Zahl wohl um die Hälfte zu groß angenommen sey. Und so scheint auch sicher der Fall zu seyn, denn dies ergab sich schon großentheils aus der dürftigen Bevölkerung jener ungeheuren Gegenden zwischen den fünf großen Seen und dem sogenannten Südmeer, die der vorjährige Jahrgang genauer auseinander setzte.

Alle diese, auf Thatsachen beruhenden, Rechnungen beweisen, wie gegründet das Urtheil war, welches bereits vorhin *) im Allgemeinen über die Population von Amerika gefället wurde. Nämlich, daß wenn man auch hier

*) Seite 19.

wirklich statt einer halben Million Indier 600000 zugeben wollte, so ergäbe sich dennoch hieraus auf 200000 Quadratmeilen nur eine Dichtigkeit von drei Menschen für jede einzelne Quadratmeile.

In Europa, wo Italien, Deutschland und England weit über 2000 Menschen auf einer Quadratmeile reichlich ernähren, wo sogar auf dem von den Elementen so schrecklich behandelten Boden von Island, 16 Menschen leben, ist ein solches Faktum durchaus unerhört.

Selbst das russische Reich, welches im Ganzen gegen seine ungeheure Ausdehnung nur dünne bevölkert ist, hat nur bis jetzt ein einziges Gouvernement aufzuweisen, das eine gleiche Dürftigkeit an Menschen darbietet. Dieser Fall betrift aber ein Gouvernement, dessen grösster Theil unter dem traurigsten Himmel, unter der Eiszone selbst gelegen ist, und wo selbst der Boden im Sommer nur bis auf 3 Fuß Tiefe aufthauet, nämlich das Gouvernement Irkutsk, von mehr als 126000 Quadratmeilen. Allein wenn die Dichtigkeit dieser asiatischen Provinz nur jenen amerikanischen gleichkommt, so bedenke man, daß letztere nicht einmal so weit nach Norden hinauf reichen, als wo jener Theil Asiens nur erst anfängt; und daß dagegen jene Länder von Amerika größtentheils eines milden Himmels genießen; ja daß selbst ein äußerst beträchtlicher Theil derselben, in Rücksicht der Fruchtbarkeit seines Bodens, der Vorzüglichkeit seiner Bewässerung

und der Güte seines Klimas, sich völlig den schönsten Erdstrichen von Europa zur Seite setzen darf.

Die hier noch aufzuführenden Nationen, die Pawnis, Paducas, Missouris, Cadodaquis und andere, in Quivira umherirrenden und weit nach Mexiko hinuntergehenden Völkerschaften sind uns alle nur äußerst unbestimmt bekannt. Sie sind aber, so viel man nur von ihnen weiß, gleichfalls sehr dünne gesäet, und leben den Sitten nach ziemlich wie die übrigen Wilden, welche wir hier kennen lernten.

Smith giebt der großen Nation der Paducas nur 500 Krieger; dennoch nehmen sie ungeheure Länder oberhalb von Neu-Mexiko ein; und wir werden bei der Beschreibung von Californien sehen, daß auch alle die daran grenzenden vasten Provinzen des spanischen Amerika, den gültigsten Zeugnissen zufolge, eben so dürftig bevölkert sind.

Diese Uebersicht der indischen freien Nationen, legt zugleich ein gültiges Zeugnis ab, daß die Zweifel, welche Hr. v. Pauw gegen die ungeheure Bevölkerung, die, den spanischen Angaben zufolge, bei der Entdeckung von Amerika dort soll angetroffen seyn, völlig gegründet sind.

Kann man es nämlich wahrscheinlich finden, daß wenn Cortez nur allein in Mexiko 30 Millionen vorgefunden hätte, er diese in so wenigen Monaten durch ein Paar hundert Spanier bis auf jene geringen Ueberbleibsel hätte aufreiben können, deren wir unter den Na-

nien der Muskogen, der Tschaktas, Tschikasas, Akansas u. a. gedacht haben? Der Engel des Herrn hätte sie, wie das Heer des Sanheribs, legionweise schlagen müssen; denn einzeln sie zu ermorden, fehlte es sicher an Zeit und Gelegenheit. Wie behutsam muß man überhaupt diese ältern Schriftsteller benutzen, vornämlich so bald sie von Begebenheiten und Sachen reden, die ihrer eigenen Nation zur Glorie gereichen können. Dies ist auch unstreitig der Fall in Rücksicht der übertriebenen Beschreibung der prachtvollen Palläste des Motezuma, und von seinen ungeheuren Schätzen; wenigstens gewährten uns die zuvor angeführten Proben amerikanischer Monumente, keine sehr glänzende Beispiele von der Kultur und der Größe dieser anjetzt zertrümmerten Staaten.

Louisiana.

Die hier und in dem vorigen Jahrgange dargestellten Nationen der Ur-Einwohner des größten Theils von Nord-Amerika, führen uns sehr schicklich zu der neuen Acquisition der Freistaaten, zu Louisiana hinüber. Denn dieses große schöne Land ist großentheils von eben den Volksstämmen bewohnt, deren Sitten und Haushalt wir zuletzt auseinander setzten.

Schon lange war es vorauszusehen, daß die Freistaaten ein ihnen so treflich gelegenes Gebiet nicht aus den Augen verlieren würden.

Man werfe nur einen Blick auf die Karte; da zeigt sich der vaste Missisipi mit allen seinen großen, in ihn hineinströmenden Flüssen, als der Haupthandelskanal des ganzen inneren Weltgebiets (Western-Territory), ja selbst aller westlichen Theile des Alpen-Gebiets, und der südlichen Freistaaten. Und dieser wichtigste Handelsweg, wodurch ganz Westindien mit jenen großen Ländern in Verkehr gesetzt wird, war bisher von einer fremden Macht abhängig. Ein jeder Zwist konnte ihn für die Freistaaten verschließen.

Wenn man nun hierneben weiß, wie schläfrig Spanien Louisiana behandelte, wie es über der ihm bei weiten zu lästigen Masse der vielartigsten und reichsten auswärtigen Besitzungen, auch dies herrliche Land fast gänzlich vernachläßigte und der rohen Natur überließ, dann konnte man schon längst Louisiana im Voraus zu seinen künftigen (nun jetzigen) Besitzern Glück wünschen, ja es ist die Frage, ob dies nicht nach einiger Zeit der Fall für Florida werden wird?

Die Grenzen von Louisiana werden von allen Schriftstellern bis dahin schwankend angegeben. Selbst die Nachrichten, welche so eben der Congreß der Freistaaten darüber hat bekannt machen lassen, gestehen diese Unbestimmtheit ein.

Es nahmen die meisten Geographen den Missisipi, von seinen Quellen angerechnet, für die Ost-Grenze an; der Congreß giebt dies gleichfalls bis auf den 31sten Breiten-Grade zu; allein von dort aus setzt er sie anjetzt, alten Rechten zufolge, weiter gegen Westen bis zu dem Fluß Perdigo, der östlich vom Flusse Mobile in den mexikanischen Busen strömt. Um so viel wird mithin dem westlichen Florida der Spanier entzogen.

Auf die Art läge denn auch die Hauptstadt von Louisiana, Neu-Orleans, nicht in Florida, welches nach den bisher angenommenen östlichen Grenzen dieses Landes offenbar der Fall war. Dennoch befremdet es, daß die Staaten sich hiemit begnügen, denn eine der jüngsten französischen Beschreibungen von Louisiana dehnt diese Grenze in Osten gar bis zu der Bay der Apalachen, also um drei Grade weiter gegen Osten aus.

In Norden rechnen fast alle Geographen Louisiana von dem weißen Bären-See, als den Ursprung des Missisipi, obgleich die Quellen dieses großen Stromes weit mehr in Nordwesten entspringen, und der Strom nur durch einen kleinen Fluß mit dem weißen Bärensee in Verbindung steht. Andere rechnen Louisiana von dem noch etwas höher liegenden (gegen den 48sten Gr. d. Br.) Rothen-See an; Morse läßt gar diese Grenze unbestimmt gegen Norden laufen. Der Congreß setzt gleichfalls weder die nördlichen noch auch die Grenzen in Westen fest; bei Andern heißt es von letzteren nur im Al-

gemeinen, Louisiana sey westlich durch Neu-Mexiko begrenzt.

Man sieht indeß schon hieraus, daß es, bis zu einer genaueren Bestimmung der Grenzen durch die Freistaaten, vergeblich seyn würde, die Areal-Größe von Louisiana hier angeben zu wollen.

Es ist, wie die französischen Nachrichten mit Recht sagen, ein ungeheures Gebiet, von vorzüglichstem Boden, unter dem mildesten Himmel, aber bis jetzt fast gänzlich unbenutzt und größtentheils die unbebauete Heimath roher Nationen.

Man theilt es gewöhnlich in Nieder- und Ober-Louisiana ein. Die Theile, welche aber hiedurch entstehen, sind in Ansehung ihrer Größe von ganz außerordentlicher Verschiedenheit. Der südliche oder untere Theil reicht nämlich nur bis zum 30° der Breite, dahingegen der obere von dort bis zu den ungewissen Grenzen in Norden, jedoch wenigstens bis über den 50sten Breitengrad hinauf reicht. Dies gäbe mithin beinahe einen Unterschied von 19 Breiten Graden, da hiernach das untere nur etwa 2 Breiten-Grade, vom 29sten bis 31sten ausmacht.

Die übrigen geographischen Abtheilungen gehören hier nicht her; aber wohl einige allgemeine Bemerkungen über jene beiden Theile.

Der südliche, wenn gleich bei weitem der kleinere Theil, ist indeß, als Kolonie betrachtet, von äußerst über-

liegendem Werth. Die Population der Kolonie beläuft sich, den letzten Nachrichten zufolge, fast auf 100000, mit Einschluß eines Theils von Florida finden sich dort nämlich außer 50150 Weißen, noch 39820 Neger und 9740 Mann Miliz.

Dagegen enthält das nördliche, unermeßliche Gebiet wenig über 7000 Köpfe. Volneys Rechnungen ergeben noch weit weniger; nach ihm waren, in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts dort nur etwa 2500 Franzosen.

Alles dies rührt aber von dem geringen Anbau des nördlichen Theils. Die darin vagabond lebenden Stämme der Indier, welche hier freilich nicht mit gerechnet wurden, sind auch hier, so wie in den zuvor durchgegangenen Provinzen, von äußerst geringer Menschenzahl.

Der untere Theil hat durch den Miſſiſſipi eine weit südlichere Erstreckung erhalten, als er ohne diesen mächtigen Strom haben würde.

Indem dieser nämlich, dem Nil gleich, periodisch vom April bis zum August anschwillt, überschwemmt er, wie jener, ungeheure Länder, und drängt eine erstaunliche Masse sandigen und leimigten Bodens mit sich über die Länder hin, tritt weit aus seinem hin und wieder seichtem Bette, spühlt alles, selbst starkes Gemäuer, ja, wie Volney bezeugt, ganze Festungen mit sich fort.

Da er übrigens nur ein flaches Land vor sich findet, also nirgend stark eingezwängt wird, nirgends festen Wi-

verstand trift, so ist die von ihm angerichtete Verheerung nicht so fürchterlich, als dies Anfangs scheinen möchte. Auch bewohnen die Louisianer seine Ufer seit langer Zeit mit Gleichgültigkeit und Ruhe, so gewiß sie seine Ueberschwemmungen auch zuvor sehen.

Dieses Treiben des Flusses wäre indeß noch stärker, würde sein Lauf nicht durch vielfache Biegungen gebrochen.

Ehe wir aber seine Mündung betrachten, verdient ein solcher Strom, der mit Recht der Vater der (dortigen) Flüsse (Messa chipi) genannt wird, hier eine genauere Ansicht.

Seine weite Reise, vom weißen Bären-See bis zur Balise gerechnet, beträgt den besten Karten zufolge über 460 deutsche Meilen. Der Arm, der von diesem See aus, ihn bilden hilft, denn eine größere Wurzel kömmt tiefer aus Nordwesten, heißt bei den dortigen Indiern Wadappa-Tongo-Soter. Etwa 40 deutsche Meilen südlich von jenem See, zeigen sich die Fälle, welche der Missionair Hennepin mit dem Nahmen des heiligen Antons belegte. Hier stürzt der Strom 250 (engl.) Ellen breit von 30 Fuß Höhe herab; und da man sich von allen Seiten dem Falle frei nähern kann, und das Land umher sehr schön ist, so gewährt dies einen reizenden und merkwürdigen Anblick. Dieser wird dadurch erhöhet, daß auf einer kleinen Distanz, unterhalb des Falles, ein Inselchen gelegen ist, etwa $1\frac{1}{2}$ Mei-

gen Landes groß. Es ist mit einer großen Anzahl Eichen bedeckt, deren starke Aeste fast durchgängig mit Adlernestern besetzt sind. Denn der Instinkt hat diese Vögel gelehrt, diesen unzugänglichen Ort als sicheren Zufluchtsort für ihre Brut auszusuchen. Es findet sich gleichfalls nicht weit von diesem Falle ein schönes Lager von schwarzen Marmor.

Bald darauf nimmt der Missisipi den ersten Strom von Bedeutung in sich auf. Er kommt aus uns unbekannten westlichen Ländern, unter dem indischen Namen Wadappa-mene-Soter, bei uns St. Peters Fluß genannt; der berühmte Reisende, Capt. Carver, will an ihm im Jahre 1766 unter den Nadowessiern überwintert haben; daher auch ein kleinerer, in den St. Peters Fluß hineinströmender, den Namen dieses Reisenden erhalten hat.

Unweit der Gabelung dieser beiden Ströme findet sich eine merkwürdige Höhle, der Eingang ist 10 Fuß hoch, das Innere aber 15. In ihr findet sich ein großer unergründlicher See. Die Nadowessier, welche diese Gegenden bewohnen, nennen sie Waekon-tibe, die Wohnung des großen Geistes. Sie hegen eine große Verehrung gegen diese Höhle, und haben in der Nähe derselben ihren allgemeinen Begräbnißplatz.

Etwa zweihundert engl. Meilen weiter gegen Süden hinab, erweitert sich der Hauptstrom zu einem See, der See Pepin genannt. Er wird sodann durch den Fluß

der Tschipewäer und durch den gröſseren, zwischen felsigten Ufern sich durchwindenden Strom Ouisconings, von Osten her, beträchtlich verstärkt.

Mehrere kleine Flüsse ergieſsen sich jetzt in ihn von beiden Seiten bis zu dem aus Osten kommenden groſsen Flusse der Illinesen, der von den dort umher wohnenden und auf ihm herabkommenden Völkern so benannt wird. Da er seine Wurzeln bis gegen den See Erie erstreckt, so wird er in Rücksicht des Handels wichtig. Etwa 10 engl. Meilen tiefer gegen Süden nimmt er den gröſsten der westlichen Flüsse, den Missouri in sich auf.

Auch von dem Missouri kennt man die Quellen nicht. Einige Geographen lassen ihn weit über dem 50sten Breiten-Grade tief in Westen entspringen, da er dann durch die vielen Windungen bis zu seinem Eintritt in den Hauptstrom sicher einige hundert deutsche Meilen machen müſste. Er bringt gleichfalls durch regelmäſsige Anschwellungen beträchtliche Ueberschwemmungen von schleimiger Erde hervor, und die Panis, Padoucas und andere Nationen kommen weit aus Westen auf ihm zum Handel nach Louisiana.

Von Westen her erhält er den kleinen Kanse-Fluſs, der besonders wegen eines Salzfelsen unter dem 38sten Breiten-Grade merkwürdig ist. Die Natur hat nämlich hier einen ungeheuren Salzstock niedergelegt; ein Salzgebirge, das 120 engl. Meilen in der Länge, und 48

breit seyn soll, es scheint dem Salzberge in Tegaza, in Afrika, ähnlich. Dies Gebirge soll aus nackten Salzfelsen zusammen gesetzt, ohne irgend eine Bedeckung von Bäumen und Gesträuchen, da stehen, und man hat davon Salz nach Louisville und nach Marietta zur Probe gebracht.

Zwischen diesen beiden letzteren Flüssen und dem Ohio fängt nun Ober-Louisiana an, wegen der Niederlassungen bedeutender zu werden. Denn hier kommen vor: Kahokias, Kaskias und das Fort Chartres auf der Ostseite; auf der Westseite aber St. Louis und St. Genevieve, nebst seinen Salzwerken; ferner nicht weit von dort die berühmten Minen von Maremey und la Motte, und endlich die Kolonie von Neu-Madrid. Ueberhaupt soll dieser Theil der Westseite viele Vorzüge vor der Ostseite des Missisipi haben, sowohl in der Höhe der Ufer der umliegenden Landschaften, als auch in Rücksicht der Produkte. Die Westseite besteht nur größtentheils aus einem niedrigen Sumpfboden, der vormals besonders den wilden Büffeln zur Weide diente; da hingegen das höhere entgegengesetzte Ufer abwechselnde Aussichten gewährt, und reich ist an Vegetation und an Mineralien. Außer den angeführten Fossilien kommen hier nämlich auch Salpetergruben, Marmor, Kupfer, Eisen, silberhaltiges Blei und andere Metalle vor. Man hat Proben des besten Salpeters von 400 Pfund nach Neu-Orleans verkauft.

Unter den indischen Volksstämmen, welche die westlichen Länder hoch hinauf am Missuri bewohnen, sind besonders die Aricaras von Bedeutung; sie sollen 700 Krieger stellen, und leben 450 (engl.) Meilen vom Mississipi. Sechzig Meilen weiter findet man die Mandanen, ein Volk von gleicher Stärke; der Sioux und Dowessier ist schon vorhin gedacht worden, und die über jenen beiden zuerst genannten Völkern wohnende Stämme sind nur sehr wenig gekannt; sie sollen wild und grausam seyn, und daher die Handlung oftmals stören. Gleich schlimme Eigenschaften giebt man der mächtigern Nation der Osager schuld. Sie wohnen an dem Flusse gleiches Nahmens, der in den Missouri von Süden her eintritt. Sie sind fast von riesenmäßiger Statur und stellen 1000 Krieger.

Tiefer gegen Süden durchströmt der Mississipi die Länder der Akansas, und der Cadodaquis. Bei den Ersten erhält er den beträchtlichen Fluß gleiches Nahmens; bei den Letztern, einer braven, gutgearteten Nation von 400 Kriegern, aber den rothen Fluß. Auch verdiente die Nation der Mahas am (Riviere platte) seichten Flusse, 300 (engl.) Meilen vom Hauptstrome, erwähnt zu werden, noch vor wenigen Jahren enthielt sie 500 Krieger.

Nach vielen Windungen langet denn endlich der Strom in Nieder-Louisiana an. Hier hat er sich wahrscheinlich seit den ältesten Zeiten in mehrere Zweige getheilt

d dadurch Eilande und Bayen gebildet. Das große mpfige Land, welches von der Bay der Hostiones ein- efaßt wird, und an dessen Ostseite sich das Vorgebirge Baratavia befindet, ist durch einen westlichen Seitenzweig ind den Hauptstrom erzeugt. Dieser letzte theilt es in- deß noch in Osten; bringt mit dem Flusse Iberville (auch Manschak genannt) eine neue, lang gestreckte Insel her- vor, in welche die Seen Maurepas und Pontchartrain in Osten tiefe Einschnitte machen, da in Westen das Meer selbst hoch hinauf tritt, und durch einen doppelarmigen Kanal mit dem Hauptstrome unweit der Hauptstadt Neu-Orleans in Verbindung steht. Letzterer läuft aber nun gegen Osten hinab, und hat sich jetzt in drei Arme oder Mündungen sternförmig ins Meer ergossen. Einer derselben, die Balise (die Warnungs-Stange der Schif- fer), ist von ihnen der berühmteste, denn man rechnet die Distanze längst des Flusses davon an.

Diese gegenwärtige Bildung der Mündungen ist ganz unleugbar neueren Ursprungs. Charlevoix bezeugte be- reits (1712), daß man damals seit 20 Jahren eine Men- ge Sandbänke und Inseln durch die vom Strome herbei- geschlemmte Erde, Schilf und Bäume dort habe entste- hen sehen, und daß diese Veränderung desto deutlicher werde, je mehr man sich dem Meere nähere.

Die Fahrt auf dem Missisipi ist stromab sehr be- quem; die kleinen Stürzungen sind nicht gefährlich, auch liegen sie nicht auf dem am meisten befahrnen, für den

Handel wichtigem Theile des Stromes, nämlich nicht auf dem Theile von seiner Vereinigung an mit dem Ohio bis zu der Mündung. Von hier aus reiset man mit Bequemlichkeit in drei Wochen bis zu den Mündungen; obgleich dies einen Weg von 260 d. Meilen beträgt. Man bedient sich dazu platter Fahrzeuge, 12 Fuß breit und 40 Fuß lang; und diese werden, wie bei unserer Donau-Fahrt, nach ihrer Entladung zerschlagen und verkauft, da sie zur Rückfahrt stromau unbrauchbar sind.

Die Rückfahrt kann nur in Böten mit Rudern unternommen werden; und dennoch gebraucht man, wegen der Schnelligkeit des Stroms, hiezu wohl drei Monate.

Zur Zeit der Ueberschwemmungen läßt sich der Fluß mit größern Schiffen befahren.

Die Waaren, welche auf ihm herabkommen, bestehen in den Produkten der Plantagen, nämlich in Taback, Zucker, Baumwolle u. dgl. ferner in Salz, Blei und andern Mineralien. Peltereien der indischen Nationen kommen deshalb weniger vor, weil diese leichter in Canada und den anliegenden Theilen der Freistaaten abgesetzt werden können. Dagegen verschifft Kentucky und das westliche Gebiet auf dem Missisipi, Mehl, Hanf und sonstige Produkte dieser Provinzen.

Der Missisipi, der auch wegen seiner Fischereien grossen Werth hat, wird gleichfalls bei seinem Anwachsen im März und den drei folgenden Monaten zur Bewässerung der Reisfelder, vermittelst kleiner Wasserleitungen benutzt.

Auch bedienen sich die um ihn wohnenden Nationen und Kolonisten des Wassers zu ihrem beständigen Getränk, so schleimig oder trübe es auch ist, ohne Unbequemlichkeiten davon zu verspüren. Dennoch giebt eine halbe Pinte dieses Wassers einen Bodensatz von einem ganzen Zoll mergelartiger Erde.

Der größte Werth von Louisiana beruhet bis jetzt auf seinen südlichen Kolonien. Vier tausend franz. Quadrat-Meilen, sagt der anonyme Beschreiber dieses Landes, fassen alle dortige Etablissements. Der Zucker gehört zu den einträglichsten Produkten. Ein Pariser Morgen Landes giebt ungefähr 1200 Pfund Zucker, und 50 Gallonen Rum. Im Ganzen sollen über 25000 Orhoft Zucker, und 12000 Punchions (zu 84 Gallon.) jährlich erzielt werden. Im Jahre 1802 wurden hievon 1,576933 Pfund Zucker in die vereinigten Staaten eingeführt.

Nach dem Zucker ist der Anbau der Baumwolle das Wichtigste. Man rechnet jetzt 20000 Ballen Baumwolle, den Ballen zu 3 Centner. Von einer besondern Art animalischen Baumwolle werden wir weiter unten reden; sie gehört bis jetzt nur zu den Naturmerkwürdigkeiten.

Endlich ist der Indigo kein unbedeutendes Erzeugniß. Jetzt, da er im Verfall ist, wurden dennoch für 100000 Dollar ausgeführt.

Den Werth der von allen 800 Plantagen gelieferten Produkte, nebst den Peltereien, den Metallen, dem Holze und übrigen Artikeln giebt der Congreß zu 2 Millionen

158000 Dollars an. Das weitere Detail des Handels kann man in dessen über Louisiana bekannt gemachten Aufsatze nachsehen.

Wir sagen nur noch etwas von den Produkten des Landes überhaupt; von seiner Entdeckung und von der Hauptstadt der Kolonie, und gehen alsdann zu einem andern nicht weit entfernten Theile der neuen Welt.

Einem Lande, wie Louisiana, unter dem schönsten Himmel gelegen, durchschnitten von einem der größten Ströme, fast in jeder Richtung bewässert von mehreren bedeutenden Flüssen, welche sich in den Hauptfluß ergiessen, kann man schon eine treffliche Vegetation, und eine reiche Faune zutrauen. Und da es in seinem nördlichen Theile mit keinen ganz unbedeutenden Gebirgen schattirt ist, so fehlt es auch sicher nicht an Mineralen. Die letztern haben wir bereits zuvor kennen gelernt. Das leichte Gewinnen der Erze in den Minen von Miramey und la Motte war auch eine der Ursachen, die Frankreich zu jenen übertriebenen Hofnungen des Missisipi Systems, zur Zeit von Law und Tonti hinriß.

Bis jetzt hat kein Botaniker uns die reiche Flore dieses großen Landes bestimmt kennen gelehrt. Baudry de Lozieren's naturhistorische Nachrichten darüber, zeigen nur eigentlich, wie viel sich dort hoffen läßt; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die von dort aufgeführten Gewürznelken, Zimmt und Campferbäume, neue, den ostindischen vielleicht ähnliche, Vegetabilien, seyn könnten,

obgleich einem Lande, dessen Stapelwaaren der Zucker, der Indigo und die Baumwolle sind, viele Pflanzen Ostindiens zukommen mögen.

Auch ist es gewiß, daß hier die ganze Flore der Magnolien, Tillandsien, Goedonien, Papajen, der Opuntien, verschiedene Palmen, und andere treffliche Produkte der warmen Zone, welche Bartram in den südlichsten Theilen von Georgien und in Florida vorfand, in gleichem Ueberflusse zu Hause sind. Ebenfalls scheint es nicht zweifelhaft, daß unter mehreren Medicinal-Kräutern dort der wahre Ginseng zu finden sey, da man ihn in nahe gelegenen Theilen von Amerika antrift.

Aber auch die vorzüglichsten Hölzer zum Bau und zur Bemastung der Schiffe führt de Lozieres dort auf. Er nennt hiezu mehrere Arten Nadelhölzer, Eichen und Eschen, und hiemit stimmen alle übrigen Nachrichten überein.

Vom Thierreiche finden sich hier verschiedene Gattungen wilder Katzen, besonders auch der Kuguar (Felis Concolor L.); ferner Bäre, Wölfe, wilde Büffel, virginische Hirsche, Elendthiere, Stachelschweine, Beutelratzen, Bieber, Fischotter und sicher noch mehr bisher unbekannte Quadrupeden.

Dies ist gleichfalls der Fall in Rücksicht der Ornithologie, Ichthyologie und Insectologie. Für sie muß noch ein grosses Feld zu bearbeiten übrig seyn. Ein

höchst merkwürdiges und nutzbares Insekt wird nachmals besonders angezeigt werden.

Von Amphibien kennt man schon jetzt eine große Anzahl Schlangen und Eidechsen; der Allegator ist hier gleichfalls zu Hause.

Zur kurzen Geschichte dieses Landes kann etwa Folgendes dienen. Wenn gleich der Spanier Soto bereits 1541 gegen den 34sten Breiten-Grad den Missisipi entdeckte, so verdankt man dennoch das eigentliche Bekanntwerden von Louisiana den Franzosen.

Nach dem Jesuiten Marquet, der von Quebeck aus 1673 westlich des Sees Michigan einige nördliche Theile dieses Stroms kennen lernte, bereiseten 1679 und 1680 der Pater Hennepin und Dacau diesen Strom; sie giengen daran gegen 300 fr. Meilen weit nach Süden hinab. Zwei Jahre darauf entdeckten de la Salle und der Ritter Tonti Louisiana, von dem Flusse der Illinesen an, bis zum mexikanischen Meerbusen. Sie nahmen damals davon für Ludwig XIV. Besitz, errichteten mit einigen wilden Nationen Bündnisse, wie auch die beiden Forts St. Louis und Creve Coeur. Im Jahre 1699 führte der Capt. d'Iberville durch die Mündung des Missisipi Kolonisten und Truppen nach Louisiana, und erbauete ein Fort in der Bay von Biloxi, unweit Paskagula. In den folgenden Jahren sandte Frankreich stets neue Kolonisten; 1712 bestimmte Ludwig XIV. die Grenze des Landes, trat aber die Kolonie

selbst einem gewissen Crozat ab, der sie indeß bald wiederum aufgab, da denn Ludwig XV. das Land 1717 der westindischen Kompagnie übertrug. Diese erbauete damals die Hauptstadt Neu-Orleans. Im folgenden Jahre entstand die berühmte Mississipi-Compagnie unter Law.

Wie dieses Land nachmals (1765) an Spanien, jetzt wieder an Frankreich kam, und endlich in diesem Augenblicke von den Freistaaten erkauft ward, dies alles ist hinreichend bekannt. Nun erst ist es in solchen Händen, die es am besten benutzen können, und die es sicher am besten anbauen. Wir werden bald sehen, wie schnell die Industrie unter weisen Einrichtungen fortschreitet; wie schnell die Population der Hauptstadt, welche jetzt kaum 10000 Einwohner (Franzosen) hält, so wie die des ganzen Landes sich verdoppelt; wie der große Strom mit den fünf Seen in Verbindung gesetzt, den Handel unermeßlich hebt; und wie aller Orten neue Pflanzungen, neue Landgüter hervorgehen. Hiemit eröfnet sich dann gleichfalls für die Geographie und für die Natur- und Menschenkunde die schönste Aussicht.

Californien.

Solche Hofnungen gewährt vorerst Californien noch nicht. Kaum sind es funzig Jahre, daß man bestimmt

weiß, ob dieses Land eine wirkliche Insel oder nur eine Halbinsel ist. Denn die spanischen Missionäre gestehen selbst, daß nur erst die Untersuchungs-Reise des Paters Conzag im Jahre 1746 diese Ungewißheit gehoben habe; sonderbar genug, da Cortez, der Californien entdeckte, es bereits als eine Halbinsel angab.

Man rechnet die nördlichen, also die Landgrenzen derselben bis zu dem Flusse Colorado, mithin etwa bis zum 33sten Breiten-Grade. Da aber die Missionen der Spanier längst der Küste des Südmeers gegen Neu-Albion hin, nach Norden hinaufgehen, und da es nicht unmöglich ist, daß Spanien diese Missionen künftig noch nördlicher anlegt, so muß man allerdings die Landgrenzen in Norden noch für unbestimmt annehmen. In Westen und Süden wird Californien vom großen Ocean (dem Südmeere) eingefaßt; in Osten findet es sich durch einen Arm eben dieses Meeres vom festen Lande abgeschnitten. Auf ähnliche Weise als Kamtschatka, und das ihm noch nähere Alaschka liegt da als ein Monument einer mächtigen Erdrevolution im großen Ocean. Durch eine konvulsivische Bewegung trennte er diese Länder von dem übrigen Continente und schnitt sie durch sein Eindringen von Süden nach Norden zu großen Erdzungen aus. Der dadurch entstandene Meerbusen, das sogenannte Mare Vermejo, zeuget aber durch die vielen Inseln von verschiedener Größe, womit es so zahlreich besetzt ist, noch

lebhafter für den ehemaligen Zusammenhang Californiens mit dem gegenüber liegenden Lande von Amerika.

Von seiner südlichsten Spitze, dem Vorgebirge St. Lucas, (gegen den 23° Br. nach la Chappe) bis zu dem Flusse Colorado hin, beträgt die Länge dieser Erdzunge über 180 d. Meilen. Die Breite von Osten nach Westen ist dagegen sehr geringe und abwechselnd. Die größte Distanz giebt, den Karten zufolge, etwa 40 Meilen; selbst gegen seine Mitte finden sich einzelne Stellen, welche nur 15 Meilen halten und weiter zu dem Ende hinab verliehrt es noch mehr an Breite.

Diese beträchtliche Halbinsel ist ein durchaus felsigtes höchst trauriges Land. Hier zeigt sich kein einziger Fluß von Bedeutung, und der Himmel ist acht Monate hindurch gleichsam verschlossen. Nur vom Junius bis Ende des Oktobers erquickt er die erstorbenen Felder durch einzelne Regenschauer; aber in diesen Monaten steigt auch zugleich die Hitze zu einer erstaunlichen Höhe.

Wer darf von diesem Boden bedeutende Produkte erwarten? Kein Wald, ja kein großer Baum gewährt dem Wanderer Schatten, und oft irrt er viele Meilen umher, um nur aus einem halb versiegten Bache den brennenden Durst zu löschen.

Freilich ist das Klima selbst der Vegetation äußerst günstig. Jedes, unweit eines Sumpfs angebauete feuchte Land, gewährt den schönsten Weizen, Maiz, Reis, Melonen, Baumwolle von zweierlei Art, Orangen, Trau-

ben und Oliven. Allein wie wenig kommen solcher Plätze vor? Daher müssen fast alle Lebensmittel für die Missionen und für die deshalb dort unterhaltene Miliz, eingeführt werden.

Dieses traurige Gemählde scheint sich indeß mit der eigentlichen Halbinsel zu endigen. Das noch jetzt zu Californien gerechnete feste Land in Norden gegen Neu-Albion hin, zeigt sofort einen andern Anblick. Hier strömt der Fluß Colorado schon mit einer Weite von einer viertel Meile in den Meerbusen. Er kommt aus weit entlegenen Gebirgen von Neu-Mexiko, und wird von dort aus durch den Rio de los Apostolos verstärkt.

Spanien rechnet aber nicht blos die Halbinsel Californien zu dem Gouvernement von Mexiko, es sieht vielmehr ein längst der Küste des Südmeers höher nach Norden laufendes Gebiet als mit dazu gehörend an. Die nördlichsten Besitzungen hievon sind, die Mission von St. Franciscus und das dazu gehörige Presidio. Es ist unfern der Bay gleiches Nahmens (37° 48½′ Br. und 237° 52½′ L. v. Grenwich nach Van-Cover) gelegen.

Ein Presidio, ein militärischer Schutz für die Mission, ist ein Viereck durch Erdwälle befestigt, die mit ein Paar Kanonen besetzt sind. Hierin befindet sich das Commandantenhaus nebst der Kirche, und einige schlechtere Häuser mit völlig unverwahrten Fensteröfnungen für das Militär. Letzteres besteht nicht aus einer genau bestimmten Anzahl, oftmals sind es nur einige dreißig Mann, die

UNIV. OF MICH.

nebst ihren Weibern und Kindern in dieser dürftigen Festung leben.

Eine Mission *) ist mit keinen Festungswerken oder Wall eingefaßt. Sie enthält außer der Kirche, die Pfarrhäuser der Missionarien; ferner Kornmagazine und eigene Säle für Wollenmanufakturen, Weberstühle und Spinnereien. Hierin arbeiten viele der Eingebornen, nämlich solche Californier und besonders Californierinnen, die sich zur Annahme des Christenthums von den Missionaren unterrichten lassen. Die guten Väter geben sich unbeschreibliche Mühe, diese rohen Kinder der Natur nur in etwas auszubilden, ihnen Begriffe der Religion beizubringen, ihre stumpfen Geisteskräfte zu erhöhen und sie dem elenden Zustande eines vagabonden, unsichern Lebens zu entreißen. Sie wählen zu dem Ende besonders Kinder, junge Mädgen und Frauen; die ersten lassen sich nämlich leichter erziehen, die andern aber dienen den Missionaren zugleich als Unterpfänder für ihre eigene Sicherheit, da sie die traurige Erfahrung gemacht haben, daß, so blödsinnig auch die Californier an sich sind, sie dennoch oftmals gegen die Patres aufstanden und sie ermordeten.

Die von den Californiern gewebten Decken und Tücher fanden sogar die Engländer nicht schlecht; es fehlte ihnen nur, um wirklich vorzüglich zu werden, das Walken.

---

*) M. s. die Zeichnung.

Diese Produkte der californischen Industrie werden aber nur allein zur Bekleidung der Indianer selbst angewendet, vorzüglich solcher, welche sich zum Christenthum bekennen wollen. Und alle diese Wolle ist das Erzeugniß des dortigen Landes selbst.

Es sind nämlich diese Gegenden ihrer Natur nach sehr von der steinigten unfruchtbaren Halbinsel Californien verschieden. Hier zeigt sich ein fruchtbarer Boden, und es wechseln reiche Weiden und Waldungen von Eichen und andern Bäumen mit schön bewachsenen Hügeln ab. Man sieht treffliche Waizenfelder, Obst und Gartenfrüchte, und nur die Unkunde ist schuld, wenn der Weinstock nicht vorzüglich gedeihet. Hier ist ein größerer Vorrath von Lebensmitteln aller Art, als je die Anbauer des Landes verbrauchen. Große Heerden Schafe und Ochsen weiden, selbst in beträchtlicher Entfernung von den Kolonien, auch ist die Pferdezucht nichts weniger als schlecht. Alle diese Thiere leben aber fast beständig in der Wildniß, um sie dann zu benutzen, z. B. als Schlachtochsen, so geht man ordentlich gegen sie auf die Jagd.

Als die englischen Schiffe, welche unter der Führung des Weltumseglers Van-Cover den nordwestlichen Theil des großen Oceans untersuchten, im Hafen St. Franciskus anlegten, und von dort aus einen Besuch bei den Spaniern abstatteten, wollte man ihre Schiffe mit frischem Proviant versehen, und fieng zu dieser Absicht einige 20 Ochsen auf folgende Weise ein.

Mehrere gut berittene Soldaten bewafneten sich mit starken und langen ledernen Riemen, deren eines Ende mit einer Schleife oder Schlinge versehen ist. Jetzt suchten sich zwei Reuter einem Ochsen von zweien Seiten so zu nähern, daß sie im Stande waren, jeder von seiner Seite dem Thiere die Schleife über die Hörner zu werfen. Sie befestigten den Riemen an ihren sehr hoch hervorstehenden Sattelknopf, und gaben sich nun eine solche Wendung, wodurch der Strick, mithin die Schleife selbst, scharf angezogen ward und das Thier zwischen beiden Reutern in der Mitte stark festgehalten, mit ihnen fortgehen mußte, ohne doch selbst bei seiner Wildheit ihnen oder den Pferden Schaden zufügen zu können. So ward der Stier zur Schlachtbank gezogen und hier wartete seiner ein dritter Mann, der, während des steten Stoßens und Schlagens des Stiers ihm mit einer besondern Fertigkeit einen andern Strick um die Hinterbeine zu werfen verstand, und ihn hiedurch zu Boden riß, worauf man dem Thiere augenblicklich die Kehle abschnitt.

Wir kehren jetzt wieder zu dem eigentlichen Californien zurück. Hier giebt es ähnliche Missionen; diese sind (oder waren wenigstens 1768) mit dem Presidio näher vereint; nämlich etwa auf einen Büchsenschuß von der Mission lag die oft unbedeutende Garnison von 8 bis 10 Mann.

Unter den 15 Missionen, die sich vor Aufhebung der Jesuiten dort befanden, konnte man die von Loreto als

die Hauptstadt ansehen. Auch diese lag im dürresten Sande, und ihre Vorrathskammern waren nur mit dorthin geführtem Proviant angefüllt.

Die vorzüglichsten vegetabilischen Nahrungsmittel, wodurch die hier so kärgliche Natur die Einwohner einigermaßen schadlos gehalten hat, scheinen selbst, wie Begert sagt, den Fluch, womit dieses Land belegt, anzudeuten, sie tragen nur Dornen und Disteln. Es ist dies nämlich das Geschlecht der Cactus oder Schüplinge, Pereskien (Cactus Icosandria Monogynia Linn.). Bei uns sind einige Arten davon bekannt, z. B. die des Cereus, dessen prächtige Blumen wir in den Treibhäusern bewundern, und der Opuntien, des indianischen Feigenblattes. Unter den mehreren Arten dieser stachelichten Gewächse ist besonders die große Fackeldistel (Cact. Cereus L.) hier von großer Wichtigkeit. Schon im ganzen Gebiet von Mexiko zeigt sich dieses Pflanzengeschlecht. Ein neuerer Naturforscher fand dort gegen zehn verschiedene Arten. Einige unter ihnen erreichen eine Höhe von mehr als 40 Fuß. Der Stamm, der selbst 16 Fuß hoch ist, hält gegen 6 Fuß im Umfange; und die aus ihm hervorgetriebenen Aeste stellen einen prächtigen Armleuchter von meergrüner Farbe und sonderbarer Schönheit dar. Die Stacheln sind stärker als die größesten Nähnadeln; die eierförmige Frucht bekommt, wenn sie reif wird und sich öfnet, eine hochrothe Farbe, und die Einwohner nehmen das Fleisch, von sehr angenehmen

Geschmack, mit Löffeln heraus. In den Stämmen dieser Fackeldisteln nisten die Vögel. Das Abfallen der Blätter ist sehr gefährlich. Es sind Balken oft 20 Fuß lang, und einen Fuß breit, mit scharfen starken Stacheln bewafnet, die unstreitig den Unglücklichen, auf den sie herabfielen, auf das schmerzhafteste tödten würden. Dennoch wagen es die dürftigen Californier, diese Balken zu besteigen, theils um die Frucht herauszuholen, theils um darauf, wie auf einer Warte, Wildpret aufzuspüren. Man nennt diese Art dort Cardon.

Die nützlichste Art dieser Gewächse ist für die Californier die Pitahahia (Cactus Pitajaya Linn.) *). Zwar erreicht diese Fackeldistel nur etwa 10 Fuß Höhe, auch ist ihre Frucht nicht stachlicht, sondern nur mit Schuppen besetzt. Sie ist von der Größe eines kleinen Hühnereies; auswendig braun, inwendig purpurfarbig und ihr Inneres, worin sich kleine schwärzliche Samenkörner befinden, ist wohlriechend, und von einem säuerlichen, angenehmen Geschmack, wie Himbeeren.

Begert führt verschiedene Arten Pitayen an, wovon er die eine die säuerliche Pitaya nennt. Sie soll zusammenziehend seyn, aber, mit Zucker gegessen, viel geschmackvoller als die süße. Von dieser Art ist die Staude so niedrig, daß sich ihre Zweige fast bis zur Erde fort-

*) M. s. im Hintergrunde der Tafel, worauf die Californier abgebildet sind, einige Arten dieser Gewächse.

ranken, aber gleichfalls mit scharfen Stacheln besetzt. Die Californier essen sie ohne weitere Zubereitung.

Die Zeit des Reifens dieser Pitayen ist die Ernde der Californier. Sodann mästen sie sich hiedurch bis zum Unkenntlichwerden. Ebenfalls genießen sie die (feigenartigen) Früchte einiger Opuntien. Verschiedene Nachrichten sagen, die Californier genössen gleichfalls die Wurzeln einer Yucca, so wie die Köpfe einer Aloe, dort Mescal genannt; diese müssen aber zuvor in Gruben, die durch glühende Steine geheizt sind, eßbar werden.

Gegen den Fluß Colorado hin sollen schon mehrere Arten von Bäumen, z. B. der Mastix, die Mannäsche, wie auch Bäume mit pflaumenartigen Früchten vorkommen.

Die übrige Flora Californiens ist noch fast durchaus unbekannt, doch gesteht selbst Begert, daß viele kleine Kräuter und Medicinal-Pflanzen dort wachsen.

Von Thieren hat dieses sonst traurige Land dennoch einige die mit Recht merkwürdig sind. Hierunter nimmt der Tage wohl den ersten Platz ein. Dieses Thier hat die Größe, die Füße und die Gestalt einer Kuh von anderthalb Jahren; allein sein Kopf ist ein wirklicher Widderkopf und trägt zwei sehr große, stark gekrümmte Hörner. Sein Fell ist wie das Fell einer Gems, nur feiner von Haaren; der Schwanz ist kurz. Andere Nachrichten nennen dies Thier geradezu den wilden Widder, und nach aller Wahrscheinlichkeit ist es der Argali oder

Muflmom, welcher sich ebenfalls auf den gegen Amerika hinlaufenden Gebirgen Sibiriens findet.

Vor mehreren Jahren benutzte ich dieses Thier, um den vormaligen Zusammenhang der beiden Welten noch mehr zu bestätigen *).

Der Tage findet sich auch hoch nach Norden in Neu-Albion, ja gegen Nootka hin; den englischen Weltumseglern wurden wilde Widderfelle dort zu kauf gebracht.

Von andern wilden Ziegenarten spricht Begert nicht, wohl aber die Nachrichten der übrigen Missionaren. Auch reden diese von einem Thiere, das dem Biber ähnlich sey, aber nicht baue. Der Pater Taraval sahe davon eine ganze Heerde längst der Seeküste, und man darf sie höchst wahrscheinlich für die Seeotter (Lutris L.) annehmen.

Ferner giebt es auf Californien Hirsche, Hasen, Bären, Wölfe, den Cuguar und noch andere große Katzenarten, Füchse und eine Gattung der Stinkthiere **), den Zorille (Viverra Zorilla Schreb.).

Von Vögeln ist hier gleichfalls eine sehr bedeutende Anzahl, worunter sich auch Löffelgänse (Onocrotalus) und Colibris befinden. Sicher ist sowohl hier als unter den Amphibien, Insekten und dem Gewürme noch eine reiche Erndte für den Naturforscher übrig.

---

*) Zool. geogr. III. B.

**) M. s. S. 53.

Mit Fischen und andern See-Thieren ist sowohl das Südmeer, welches Californien in Westen umgiebt, als auch der Arm desselben, der Meerbusen Californiens (Mare Vermejo) reichlich versehen; schade, daß es uns bis jetzt an einem systematischen Verzeichnisse davon mangelt, denn sicher würden sich noch viele unbekannte darunter finden.

Besonders ist aber Californien schon seit länger als ein Paar Jahrhundert wegen seiner Perlen berühmt.

Die spanischen Nachrichten nennen die dortigen Perlen sehr rein und glänzend. Die Austern oder Perlmuschelbänke sind daselbst in großer Anzahl, liegen nur etwa 3 bis 4 Klafter tief, und das Wasser ist dort völlig helle und durchsichtig. Dies giebt der Perlenfischerei in Californien einen großen Vorzug vor der von Ostindien, woselbst die Taucher gezwungen sind, sich sehr tief ins Meer hinab zu lassen.

Es sammlen sich zum Perlenfischen in Californien die Einwohner aus Neu-Gallicien, Culiacan und den benachbarten Provinzen. Regert macht dagegen ein weit weniger vortheilhaftes Gemählde von diesem berühmten Perlenfange. Er besteht, sagt er, darin, daß alle Jahr im Sommer 8 bis 12 arme Spanier und ausgemusterte Soldaten der umherliegenden Provinz, in kleinen Nachen auf dem californischen Gestade anlangen, um ihr Glück zu versuchen. Wann jeder von ihnen, nach Verlauf von sechs bis acht, in Schweis und Elend ver-

UNIV. OF MICH.

lebten Wochen, nach Abzug ihrer Kosten, ein Paar hundert rheinische Gulden gewonnen hat, so hält er es für ein großes Glück. Den ganzen Werth der jährlichen Fischereien an Perlen schätzt der Missionär etwa auf 1000 Pesos oder 2000 Gulden.

Diese Halbinsel ist gleichfalls von einigen Autoren für reich an Metallen ausgegeben worden. Die dortigen Minen sind nur etwa seit 50 Jahren bekannt.

Diese Bergwerke, welche in dem Bezirke von St. Antonio und St. Anna, unweit des Vorgebirges St. Lucas gelegen sind, hatten im Jahre 1767 etwa 400 Bergleute; sie arbeiteten auf Silber. Allein die Erze waren sehr arm, und die Arbeiter in einem elenden Zustande. Indeß ist Californien bis jetzt noch nicht mit Sachkunde mineralogisch untersucht worden. Wir kommen jetzt zu den Eingebornen dieser Halbinsel.

Die Original-Bewohner von Californien selbst beschreiben sowohl die Missionare als die dort gelandeten Engländer, als eine Race von den niedrigsten Stufen der Menschheit.

Der Californier ist dem Aeußern nach von mittlerer Statur. Van Cover giebt dem Einwohner der nördlichen Gegenden noch eine geringere Größe, dabei sollen sie schlecht gebauet und sehr häßlich seyn. Die der eigentlichen Halbinsel nennt Vegert mit den übrigen Missionairen, wohlgestalt und in Rücksicht der Farbe den übrigen Amerikanern ähnlich. Sie haben sehr schöne

Zähne, so wenig sie auch darauf achten. Ihr Haar ist, wie bei jenen, straff und von der tiefsten Schwärze; vom Barte spürt man nur sehr wenig. Von den Augen bemerkt Begert als etwas Besonderes, daß beide Augenwinkel, gegen die Nase hin, nicht zugespitzt, sondern rund sind, wie ein Bogen.

Sie tragen sich sehr gerade, sind sehr fertige schnelle Fußgänger und so gelenk, daß sie mit den Zehen Steine und Hölzer aufheben.

Die Bevölkerung Californiens ist äußerst gering. Im Jahre 1767 wurden in allen 15 Missionen nur überhaupt 12 tausend Menschen gezählt. Bei dieser Gelegenheit macht der Missionair folgende Bemerkung, die dasjenige bekräftiget, was zuvor von der geringen Volksdichtigkeit der neuen Welt überhaupt beigebracht ist. „Auf meiner „Reise durch Mexiko, von Guadalaxara bis an den Bach „Hiagui, ein Landstrich von 400 Stunden, traf ich nicht „mehr als 13 indianische Dörflein an; und Charlevoix meldet in seinem ersten Briefe an die Herzogin „von Lesdiguieres, daß er auf seiner Reise durch Neu„Frankreich oft 50 Meilen (Lieues) zurücklege, ohne „einen Menschen, außer seinen Reisegefährten, gesehen „zu haben."

Diese wenigen Bewohner von Californien theilen sich dennoch in eine Menge Völker oder Stämme.

Besteht die ganze Volkszahl einer Mission nur aus 1000 Menschen, so macht diese oftmals 10 und mehr ver-

schiedene Völkerschaften aus, deren Nahmen hier anzuführen überflüssig scheint. Die Californier nennen ihre ganze Nation Monquis. Die südlichen sind besonders bekannt unter dem Nahmen der Edu oder Edues, welche auch Pericues genannt werden; die nördlichen und zahlreichsten aber heißen Caymones oder Quimoes.

Zwar ist die Sprache aller wilden Völker arm; indes scheint die der Californier noch weit dürftiger zu seyn, als die der Irokesen, oder der meisten übrigen indischen Stämme von Nord-Amerika, deren wir zuvor erwähnten. Nach den wenigen Proben, welche uns die Missionaire davon geliefert haben, zu schließen, so wäre es völlig für einen Californier unmöglich, eine solche Rede zu halten, oder ein solches Gedicht zu verfertigen, dergleichen wir bei jenen Indiern mit Recht bewunderten.

Es fehlen ihnen fast alle Worte, welche einen Bezug auf Geistesfähigkeiten, auf Neigungen des Gemüths haben; dabei sind sie völlig ohne alle Präpositionen und Conjunctionen, und ihre Verba sind äußerst mangelhaft. Selbst für Dinge, die bei jeder andern rohen Nation ausgedruckt zu sein pflegen, fehlen ihnen die Worte. So z. B. haben sie unter vielen andern keinen Ausdruck für Tod, Wetter, Kälte, Hitze, Regen, Freund, Jungfer, Friede, Ehe, Glied u. a.

Wie schwer muß es daher seyn, ihnen Begriffe von gänzlich fremden Gegenständen beizubringen, z. B. von

der christlichen Religion! Folgendes mag hier zur Probe dienen.

Der Anfang des Vater Unsers in der dortigen Hauptsprache oder in dem Hauptdialekt, in dem Waikurischen lautet, nebst der wörtlich darunter stehenden Uebersetzung folgendermaßen:

Kepè-dáre tekerekáda tembà dai
Unser Vater gebogene Erde du bist
(Himmel)

Der Anfang der 12 Artickel des Glaubens aber nach eben dieser Art:

Irimánjure pè Dios Tiare ureti-pu-puduéne.
Ich glaube an Dios sein Vater machen alles könnend.
(alles machen könnend.)

Hier fehlt ihnen sogar der Ausdruck für Gott, den doch die übrigen Indier, den großen Geist nannten.

Vieles drücken sie metaphorisch aus, z. B. einen Missionär nennen sie tia-pa-tu, d. i. der sein Haus in Norden hat; ein spanischer Hauptmann heißt, wild oder grausam; der Wein, böses Wasser.

Begreiflich ist dann der Californier auch in seiner Rechenkunst sehr zurück. Die meisten rohen Völker hatten, durch die Anzahl der Finger gelehrt, 5 und 10 zählen gelernt. Die Californier hingegen gehen nur bis zur Zahl 4, Andre bleiben gar bereits bei 3 stehen. Alles, was

über 6 reicht, heißt bei ihnen Viel, sey es 50, 100 oder mehr.

Das Reifwerden oder die Erndte der Pitahahia dient ihnen zum Berechnen der Jahre. So sagen sie, es sind 3 Ambia (dies ist der Nahme der Pitahahia) nämlich drei Jahre vorüber.

Ueberhaupt kommen alle Reisende darin überein, daß diese Nationen, selbst die nördlichen bei Monte Rey nicht ausgenommen, äußerst stumpfsinnig und in jeder Art von Seelenkräften eingeschränkt sind. Van Cover, der sicher unpartheiischer ist, als irgend ein Missionair, sagt ausdrücklich von ihnen: „Sie sind ganz ausgemacht eine der „elendesten Menschen-Racen, die ich je sah, wenn ich „höchstens die Bewohner von Van Diemens Land (Neu-„Holland) ausnehme. Sie sind völlig taub für jeden „Unterricht (der Missionairen) und bleiben stets in dem „allerniedrigsten Zustande der Uncivilisation (Rohheit). „Auch deuten ihre Gesichtszüge nichts als Dummheit und „Stupidität an, und sind leer von jedem Ausdruck einiger Geschenheit. Für die Reinlichkeit zeigen sie den „größten Abscheu, sowohl in Rücksicht ihrer Person als „ihrer Wohnungen. Diese Hütten, von conischer Form, „halten unten 6 bis 7 Fuß im Durchmesser, und bestehen aus Stangen von Weidenzweigen kreisförmig neben einander in die Erde geschlagen, welche man, da „sie biegsam sind, oben in einem Punkt mit einander vereinigt. Hierzwischen flechten sie dünne Zweige, so daß

„das Ganze eine Art von Korbwerk bildet, von 10 bis „12 Fuß Höhe. Ganz zu oberst befindet sich eine kleine „Oefnung für den Rauch und für das Tageslicht. Der „Eingang des Hauses ist nur ein kleines Loch an der Erde, „das mit genauer Noth einen einzigen Menschen auf ein„mal zuläßt. Das Ganze wird mit starkem Grase und „Binsen bedeckt. Eine solche Wohnung dient für eine „ganze Familie. Unweit der Missionen finden sich ganze „Dörfer solcher elenden Wohnungen."

Die Nachrichten der Missionaren sagen indeß, daß die Häuser der Californier in andern Theilen der Halbinsel viereckig, aber freilich ebenfalls äußerst klein und dürftig und unreinlich sind.

Hiernach wird man sicher nichts von dem übertrieben finden, was die Jesuiten den Californiern zuschreiben.

Gefühllosigkeit, daher Undankbarkeit selbst gegen Eltern; Trägheit, Lug, Trug und Dieberei sind ihnen wie angeboren. Dennoch zeigen sie, besonders bei letztern estmals keinen geringen Grad von Schlauheit.

Sie haben einen so unbegreiflichen Hang zur Faulheit, daß sie sich todtkrank stellen und die letzte Oelung verlangen, nur allein den Arbeiten, wozu die Missionare sie anhalten, zu entgehen. Einer, Nahmens Clemens, wollte aus ähnlicher Absicht den Sterbenden spielen. Da er aber nie einen Menschen sterben sahe, so ahmete er das sterbende Vieh durch Herausstreckung der Zunge u.

dergl. so natürlich nach, daß ihm daher stets der Beinahme Clemens Vacca verblieb.

Die Faulheit ist es hauptsächlich, welche sie zu den unreinlichsten Menschen macht. Um nur ohne Mühe zu genießen, essen sie nicht nur ihr eigenes Ungeziefer, sondern sie verzehren, im eigentlichen Verstande, die Körner der Pitahahias zweimal.

Von Natur sind sie furchtsam; dennoch führten sie sonst häufig Krieg gegen einander. Ihre Waffen hiebei sind Bogen und Pfeil, und dieser bedienen sie sich sehr geschickt zum Erlegen der Hirsche.

Sie überfallen zuweilen die Missionaren und ermorden sie, so bald aber nur die elende Miliz zu Hülfe kommt, machen sie sich eiligst auf die Flucht.

Wollte man dem Verfasser der natürlichen und bürgerlichen Geschichte von Californien allein Gehör geben, so fänden sich bei den Californiern nicht nur bestimmte Begriffe von der Gottheit, sondern sogar Kenntnisse von der Dreieinigkeit. Allein der wahrheitliebende Begert behauptet geradezu das Gegentheil. Diese Nationen, heißt es bei ihm, haben, man sage was man wolle, nicht den mindesten Gedanken von einem Urheber der Natur. Die Frage, ob sie niemals darauf gedacht hätten, wer die Sonne, den Mond, oder das, was ihnen am schätzbarsten ist, die Pitahahias, hervorgebracht hätte, beantworteten sie stets mit Vara, Nein.

Dennoch haben sie Zauberer, die zugleich ihre Aerzte sind; sie erkennen also den Einfluß höherer Wesen auf ihr Schicksal an. Diese Zauberer erscheinen bei ihren Beschwörungen und Kuren in ungeheuren Perucken oder Aufsätzen von Menschenhaaren, und in großen Mänteln von eben diesem Stoffe. Sie haben indeß so viel Kenntniß vom menschlichen Körper, daß sie, bei einigen Krankheiten mit scharfen Steinen sowohl Blut lassen als schröpfen. Auch blasen sie durch eigne Röhren Tabacksrauch gegen den Kranken.

Uebrigens herrscht begreiflich unter dem ganzen Volke die tiefste Unwissenheit, und daher auch Mangel aller Industrie.

Ihr ganzer Anzug beschränkt sich auf einen kleinen Schurz von den Hüften herab, der aus den Fäden der Aloe oder aus Binsen, oder endlich aus einem Stücke ungegerbten Hirschleders besteht; bei dem andern Geschlechte ist der Schurz länger und bildet einen kurzen Rock.

Vormals durchbohrten sie sich gleichfalls den Nasenknorpel, um darin Hölzer u. dergl. zu tragen, anjetzt ist dies nur der Fall mit den Ohren. Bei feierlichen Gelegenheiten bemahlen sie sich den ganzen Körper mit rother und gelber Erde.

Die getauften Californier tragen anjetzt Hemder von Flanell oder von Baumwolle; auch haben sie Sandalien oder Unterschuh von rohem Hirschleder. Ihr Hausrath

besteht, außer ihren Waffen, in flachen Körben zum Einsammlen der Früchte, und bei denen, die am Meere wohnen, in Kähnen, welche aus Baumrinde künstlich genug zusammen gesetzt sind.

Vor Ankunft der Missionaren waren sie Polygamen; man heirathete selbst mehrere Schwestern zugleich. Der Ehebruch war bei ihnen äußerst selten und ward für ein großes Verbrechen gehalten.

Merkwürdig scheint es mit Recht, daß das Benehmen der Californier bei ihren Begräbnissen so sehr viel Aehnliches mit dem Betragen verschiedener Insulaner des Südmeers zeiget.

Nicht nur herrscht auf Californien die Gewohnheit, bei dem Tode oder auch schon bei der Krankheit einem Verwandten des Kranken den kleinen Finger der rechten Hand abzuschneiden, sondern sie zerfetzen ebenfalls, wie jene Bewohner des Südmeers, unter dumpfem Geschrei, Hu hu hu, und heftigstem Weinen, den ganzen Kopf mit scharfen Steinen, bis das Blut über die Achsel herabrinnt.

Setzt man zu dieser Aehnlichkeit die Gewohnheit hinzu, den Nasenknochen zu durchbohren, welche sie gleichfalls mit einigen Einwohnern von Australien gemein haben, und endlich die Nähe dieses fünften Welttheils selbst, so giebt dies zusammen genommen Stoff genug an die Hand, den Verwandschaften dieser Völker näher nachzuspüren.

Einige Merkwürdigkeiten des Erdbodens innerhalb der hier beschriebenen Theile von Nord-Amerika.

Der Reichthum der hieher gehörenden Gegenstände verlangt eine überlegte Beschränkung; ihre Verschiedenheit aber eine Eintheilung.

Die größern Phänomene, die des Erdbodens selbst, nehmen mit Fug die erste Klasse (A) ein; hierauf mögen in einer zweiten (B) einige bedeutende Naturprodukte folgen.

A.

Wasserfälle und Hölen gehören mit zu denjenigen Merkwürdigkeiten der physischen Erdkunde, welche gewöhnlich die Aufmerksamkeit der Reisenden rege machen, und daher von ihnen umständlich beschrieben werden.

Von den Wasserfällen, die sich in diesen Theilen von Nord-Amerika befinden, haben wir bereits mehrere und zwar sehr ansehnliche kennen gelernt *). Es scheint daher

*) M. s. die Beschreibung der Stürzungen des Ohio und des Niagara Falls im vorigen Jahrgange.

überflüßig, die kleinern, z. B. die des Connecticut und anderer Flüsse, hier aufführen zu wollen.

Hölen mußten sich innerhalb der Erdkruste fast überall bilden.

Die einstens weiche Erdrinde mußte stets beim Aufblähen, sey es auf dem trocknen oder nassen Wege, durch Feuer oder durch Wasser, Blasen werfen, und diese erzeugten denn beim Wiedererhärten Hölen; auch konnten diese durch Erderschütterungen und durch Ausspühlen entstehen.

In jeder Rücksicht scheint also die Eintheilung in Hölen durchs Feuer und durchs Wasser, oder wie Herr Fabri kürzer sagt, in Feuer- und Wasserhölen, sehr passend.

Von letztern wäre es sehr leicht eine Anzahl nur allein aus den Freistaaten von Amerika hier beizubringen. Maddisons Höle, unweit der blauen Berge, ist darunter die berühmteste. Jefferson giebt von drei sehenswerthen Hölen in Virginien Nachricht. Auch diese kommen darin mit den bekannten Hölen der alten Welt überein, daß sie sich in Kalchstein finden; ein Beweis ihrer Jugend, und zugleich ihrer Entstehungsart.

Merkwürdiger schienen mir dagegen die hier folgenden Phänomene. Das erste findet sich ebenfalls in Virginien.

12) Die Felsenbrücke. *)

Sie ist eines der erhabensten Werke der Natur, und der ganze Canton hat davon seinen Nahmen (Rockbridge County) erhalten.

Da niemand sie genauer beschrieben hat, als der Engländer Weld, so folgen hier seine eigenen Worte.

„Die Brücke liegt ungefähr 10 (engl.) Meilen vom „Flywanna, und eben so weit von den blauen Gebirgen. „Sie geht über einen tiefen Spalt in einem Berge, der, „durch irgend eine große Naturbegebenheit, vom Gipfel „bis zum Fuß aus einander gerissen worden ist. Der „Spalt ist beinahe zwei Meilen lang, die Tiefe wechselt „nach der Höhe des Berges ab; wo dieser am höchsten „ist, ist der Spalt 300 Fuß breit; auch ist die Breite „nicht überall gleich, aber nach dem Gipfel zu ist der „Spalt am breitesten."

„Daß die beiden Seitenwände des Risses einst ein „Ganzes ausmachten, erhellet theils daraus, daß die „hervorstehenden Felsenstücke an der einen die nämliche „Gestalt haben, als die Vertiefungen in der andern, und „theils aus der Gleichheit der Erd- Sand- und Lehm- „schichten in beiden."

„Der Bogen der Brücke besteht aus einer dichten „Steinmasse, oder doch aus so fest in einander gefügten „Steinen, daß er aus einem Stücke zu seyn scheint. Als „der Berg gespalten wurde, ist diese Steinmasse wahr-

*) M. s. das Kupfer.

„scheinlich über den Spalt hinüber gerissen worden, weil „sie an der einen Seite fest, und an der andern nur „in einem Erdlager war. Dies dünkt mich wenigstens „wahrscheinlicher, als daß der Berg an dieser einzigen „Stelle nicht sollte von oben bis unten gespalten worden „seyn, und daß das Wasser nachher die Oefnung gemacht „hätte."

„Der Weg nach der Felsenbrücke geht durch dichten „Wald und über einen Hügel; hat man diesen fast bis „an den Gipfel erstiegen, so hören die Bäume plötzlich „auf, man thut einige Schritte nach dieser ofnen Stelle „hin, und sieht sich, zu seinem nicht geringen Schreck, „am Rande eines fürchterlichen Abgrundes. Unwillkühr„lich starrt man zurück und hält es für ein Werk der „Phantasie. Man ist auf der Brücke selbst. Auf der „einen Seite kann man sich dem Rande derselben ohne „alle Gefahr nähern, sich überbeugen und senkrecht in „den Abgrund hinunter schauen, weil der Felsen selbst „hier eine Brustwehr bildet. Auf der andern Seite „kann man das aber nicht ohne Gefahr, denn es ist keine „Brustwehr da, und von der einen Seite des Fahrwegs „an, der ziemlich über die Mitte der Brücke geht, ist „diese bis an den Rand hin abschüssig. Der Abhang ist „mit großen Bäumen, meistens Fichten und Zedern, be„wachsen. Auch die andere Seite war sonst mit Bäu„men besetzt, und man hat über die Brücke gehen kön„nen, ohne zu ahnen, daß man darauf war, denn sie ist

„80 Fuß breit. Neugierige aber haben die Bäume ab„gehauen, um zu ſehen, wie ſie in den Abgrund hinun„ter ſtürzten.“

„Einige Fuß von der Brücke windet ſich bis in den „Grund hinab ein ſchmaler Fußſteig längſt der einen „Seite des Spaltes zwiſchen ungeheuren Felſen und Bäu„men hindurch, und hier iſt die Anſicht hinreiſſend groß. „Der bewundernswürdige Bogen ſteht nämlich in ſeiner „ganzen Pracht da, und je genauer man ihn betrachtet, „deſto erhabener und bewundernswürdiger findet man „ihn. Das Ganze ſcheint von Menſchenhänden mit dem „Meißel vollendet zu ſeyn. Die höchſte Höhe der Brücke „iſt 213 Fuß, die Dicke des Bogens 40, die obere Span„nung deſſelben 90, der Raum zwiſchen den Widerla„gern, welche aus feſten Kalkſteinen beſtehen, 50 Fuß.“

„Ein kleiner Bach, Cedar Creek (der Zederbach) „genannt, rauſcht über Felſenſtücke zwiſchen den Spalt „durch und giebt der Scene noch mehr Schönheit und „Leben.“

„Hart an der Brücke nimmt der Spalt und ſo auch „der Bach eine plötzliche Wendung, ſo daß, wenn man „unten ſteht und durch den Bogen hinblickt, man nur „150 Fuß weit ſehen kann; der Spalt geht alſo nicht, „wie Herr Jefferſon ſagt, gerade aus und endigt „ſich mit einer ſchönen Ausſicht auf die Nordgebirge. „Die beiden Seitenwände des Riſſes ſind dicht mit Bäu-

„men bewachsen, zwischen welchen hin und wieder große „Massen von Kalkfelsen hervorragen.“

„Noch größer als hier von unten hinauf, ist die An„ficht von dem Gipfel einiger auf einander liegenden gros„sen Felsenstücke, die 50 Fuß unterhalb der Oberfläche „des Spalts liegen; denn hier sieht man den Bogen in „seiner ganzen Schönheit und Größe und zugleich den „Abgrund, über welchem er steht.“

2) Brennbare Dampf- oder Gasquelle am großen Kanhaway.

Die alte Welt zeiget bei Baku am Caspischen Meere, oder in der Pietra Mala, im Toskanischen, ein sich sofort entzündendes Erdfeuer und Naphta, welches seit langen Jahren hervorsiößt, brennend emporsteigt, oder wenigstens sofort in Flamme zu setzen ist. In der neuen Welt bietet Virginien ein gleich merkwürdiges Phänomen dar. Jenseit der Gauley Gebirge gegen dem 38sten Breiten-Grade findet sich in den niederen Gründen des großen Kanhaway-Flusses, sieben (engl.) Meilen über der Einmündung des Elendthier-Flusses (Elk-River) in denselben, eine Oefnung, welche gegen 40 Gallons fassen kann. Aus ihr strömt beständig ein bituminöser Dunst mit solcher Heftigkeit, daß der Sand ihres Randes daurend fort wie in einer kochenden Bewegung erscheint. Nähert man sich mit einem brennenden Lichte

oder mit einer Fackel, so entzündet sich dieser Dampf, inflammable Gas, und bildet eine Feuersäule von etwa 18 Zoll im Durchmesser und 4 bis 5 Fuß Höhe. Oftmals dauert dies Feuer nur 20 Minuten, ein andermal hingegen brennt es wohl drei ganzer Tage fort. Der Geruch ist völlig wie Steinkohlen. Zu Zeiten sammlet sich sehr kaltes Wasser in dem Becken; der Dampf oder Dunst tritt durch dasselbe in die Höhe und setzt es in eine kochende Bewegung. Entzündet man sodann den Dampf, so wird dies Wasser sehr schnell so sehr dadurch erhitzt, daß es in kurzer Zeit gänzlich verdunstet.

Der Grund, aus welchem dieses entzündbare Gas hervordringt, gehört, nebst dem umliegenden Lande, dem Präsidenten Washington und dem General Louis.

3) Basaltähnliches Gebirge ohnweit Monte-Rey. *)

Monte-Rey, auf Neu-Albion, ist der Hauptort der dasigen spanischen Niederlassungen, nämlich der Missionen, der dazu gehörenden Presidien und der Pueblos oder Dörfer von Creolen und andern Spaniern.

Da nun zugleich der Hafen bei Monte-Rey selbst vorzüglich ist, so ward er von Van Cover bei seiner wichtigen Untersuchungs-Reise der nordwestlichen Küsten von

*) M. s. das Kupfer.

UNIV. OF MICH.

Amerika, nicht blos mehrmalen besucht, sondern die Engländer verweilten daselbst lange, und zogen von den dortigen Etablissements der Spanier sichere Nachrichten ein. Sie sind um desto schätzbarer, je geheimer die Spanier über alles sind, was der Welt einige Aufschlüsse über ihre mexikanischen Besitzungen geben könnte.

Die Engländer machten bei dieser Gelegenheit mehrere Excursionen ins Innere des Landes, und schildern es, wie schon zuvor bemerkt wurde, als sehr fruchtbar und reizend. Diese Fruchtbarkeit, sagt Van Cover, nimmt aber stets zu, je weiter man sich von der Küste entfernt.

Bei einer von diesen kleinen Reisen landeinwärts war es, daß Van Cover im Jahre 1794, auf ein Gebirge stieß, welches er für eine der größten Merkwürdigkeiten der Natur ausgiebt. Dieses Gebirge liegt in einem Thale, in welchem der kleine Fluß Monte-Rey selbst fließt. An einer Seite stellt der Berg die Ueberbleibsel eines prächtigen, aber verfallenen Gebäudes dar. Die Säulen scheinen mit außerordentlicher Arbeit und vielem Fleiße gemacht zu seyn; sie waren sehr groß, von einer eleganten Form, und bestanden aus einem gelblichweißen (cream colourd, rohmfarbigen) Gestein. Zwischen diesen prächtigen Säulen fand man tiefe Aushölungen; sie hatten das Ansehen von Eingängen zu dem Innern des vermeinten Gebäudes, wovon das Dach gänzlich von den Säulen getragen zu werden schien; denn diese gien-

gen genau lothrecht in die Höhe. Das Ganze stellte ein sehr schönes Werk der menschlichen Kunst dar; da es aber wegen der äußersten Rohheit der heutigen Bewohner dieser Gegend durchaus unmöglich wäre anzunehmen, daß es von ihnen herrührt, so muß es unstreitig ein Werk der Natur seyn; und es scheint nicht widersinnig, setzt der Engländer hinzu, anzunehmen, daß der Mensch von dergleichen Naturprodukten seine architektonischen Kenntnisse geborgt habe.

B.

Merkwürdige Produkte des Pflanzen- und Thierreichs.

1) Der Fliegenschnapper, die Fliegenklappe, Dionaea Muscipula L. Venus Flytrap. (Decandria Monogynia.)

Selbst den Alten waren bereits die Lebenskräfte der Pflanzen bekannt. Theophrast führt einen Baum in Egypten an, dessen Blätter sich bei der geringsten Berührung herabsenkten und dann wie verwelkt schienen, bald darauf aber sich wieder in die Höhe richteten.

In Indien hat man in neueren Zeiten mehrere Gewächse von ähnlichen Eigenschaften vorgefunden, darunter gehören nur allein aus dem Geschlechte der Mimosen

UNIV. OF MICH.

neun verschiedene Arten; aus dem der Aeschynome aber vier Arten.

In den letzten Zeiten ist aber vorzüglich das Hedysarum gyrans, der drehende Hahnenfuß aus Ostindien, in dieser Rücksicht ein Gegenstand der Bewunderung geworden. Seine Blätter bewegen sich oftmals stundenlang; indem nämlich das eine sich senkt, erhebt sich das ihm entgegengesetzte; und dieses sonderbare Spiel wird durch das Sonnenlicht vermehrt, und durch den Schatten vermindert.

Dennoch ist hiebei auch nicht die mindeste Spur einer willkührlichen Bewegung zu finden; hiedurch bleibt also wohl stets die Demarkationslinie zwischen dem Thiere und der Pflanze richtig gezogen.

Die hier vor uns liegende Pflanze *) ist indeß eine von denen, bei welchen man sich leicht könnte hintergehen lassen, etwas Willkührliches oder vielmehr Ueberlegtes in der Bewegung anzunehmen.

Sie wächst in den wärmsten Theilen der beiden Carolinen, und in dem Freistaate von Georgien.

Bartram (der jüngere) fand sie in großer Menge auf den Savannen, an dem kleinen sumpfigen Wiesenfluß (Little River) auf der Grenze zwischen Nord- und Süd-Carolina.

---

*) M. s. das Kupfer. Fig. 1.

Der Stengel der Pflanze ist etwa 6 Zoll hoch und mit dem Blumenstrauß, worin er sich endigt, steigt die ganze Pflanze noch ein Paar Zoll höher hinauf. Die milchweiße Blume hat fünf etwas hohl eingebogene Blätter, worin sich zehn gleichlange Staubfäden (Filamenta) und ein Stempel mit einem rundlichen Knopfe (Pistillum) befinden. Der Griffel (Stylus) ist fadenförmig, und die Narbe (Stigma) ist offen. Auch sind in der Blume schmale, spitze Blumenblättchen (Bracteae). Die Frucht besteht aus einer rundlichen Kapsel mit einer einzigen Zelle, worin viele kleine eiförmige Saamenkörner.

Die Blätter sind aber diejenigen Theile dieser Pflanze, welche die größte Aufmerksamkeit verdienen. Zahlreich sitzen sie unten am Stengel in einem Kreise. Sie sind saftig, etwas unterwärts gebogen und bestehen jedes aus zwei Gliedern. Das untere, zunächst des Stengels, ist platt, mit zwei hervortretenden Ecken versehen, und länglicht herzförmig. Das obere Glied des Blattes, oder vielmehr der Ansatz an dasselbe, besteht aus zwei Lappen (Lobi), jeder von einer halb ovalen Gestalt. Sein Rand ist mit einer Reihe steifer Borsten besetzt, wie Augenwimpern, die sich in einander legen, wenn das Blatt sich schließt.

Die innere Fläche dieses vordern Blattgliedes, ist mit kleinen rothen Drüsen bedeckt, deren jede, vergrößert, einer zusammen gedruckten Erdbeere gleicht.

Zwischen diesen Drüsen in der Mitte jedes Lappens, befinden sich drei aufrecht stehende Spitzen oder kleine Stacheln *).

Im ruhigen Zustande liegen die beiden Lappen dieses untersten mit Spitzen besetzten Theils des Blattes, beinahe ganz flach aus einander gebreitet da.

So bald dagegen in diesem Zustande ein Insekt irgend einer Art, Wurm, Fliege o. dgl. die innere, besetzte Seite nur berührt, oder sich gar darauf setzt, so schlagen die Lappen gewaltsam zusammen; die Wimpern oder am Rande stehenden Haare greifen in einander, während daß die drei innern Spitzen der Drüsen sich entweder in das Thierchen hineindrücken, oder es gar zerfleischen, und es auf die Weise so lange festhalten **) bis es keine Spuren des Lebens durch seine Bewegung mehr von sich giebt. Nur erstlich alsdann öfnen sich diese beiden Fallthüren, die Lappen des vordern Ansatzes des Blattes, und das todte Thierchen kann sodann davon herabfallen.

Ein genaueres Nachdenken über die Natur dieses Zusammenschlagens führt offenbar dahin, daß durch dieses Berühren ein Reiz entsteht, der, so wie er bei den Mimosen das Hinwegbeugen der Blätter, oder bei jenem lebendigen Hahnenklee durch das Licht die periodische Be-

---

* Fig. 1. a.

**) Fig. 1. b.

wegung befördert, hier bei der Fliegenklappe das Zusammenschlagen der Lappen unwillkührlich zuwege bringt.

Wenn man daneben aber die überall vorwaltende Weisheit und daher Zweckmäßigkeit der Natur kennt, wenn man zugleich weiß, daß das Innere des Blattansatzes mit Drüsen besetzt ist, also mit Körpern, welche zum Einsaugen fähig, ja dazu gebildet sind, dann darf man allerdings annehmen, die Pflanze suche dadurch Nahrung zu sich zu nehmen, daß diese offnen Drüsen aus dem Körper, welcher zusammen gedrückt und festgehalten wird, Feuchtigkeit aussaugen. Warum sollten auch animalische Säfte nicht vorzügliche Nahrung für die Pflanze gewähren? Gedeihet doch ein Baum treflich durch an die Wurzel gegossenes Blut?

Freilich findet dieser Reiz, und daher dieses Zusammenschlagen des Blattes auch statt, wenn todte Körper sein Inneres berühren. Allein dis widerlegt unser Raisonnement hierüber nicht. Fängt doch selbst die Spinne oftmals in dem ersten Augenblicke freund, todte in das Netz geworfene Körper lebhaft auf, verläßt sie aber, so bald sie ihre Untauglichkeit spürt. Die Klebrigkeit des in den Drüsen der Pflanze abgesonderten Safts macht es wahrscheinlich, daß er ein Anlockungsmittel für die zu fangenden Insekten seyn mag.

Der Reiz oder das Empfindungsvermögen, welches sich an der Sonnenthau (Drosera, Ros Solis) äußert, nebst denen rothen klebrigen Drüsen, mit welchen auch

bei dieser Pflanze die runden hohlen Blätter besetzt sind, scheinen die Aehnlichkeit beider Pflanzenarten in dieser Rücksicht zu bestätigen.

2) Der Ahorn-Zucker.

Der Ahorn-Zucker ist ein sehr bedeutendes Produkt der Freistaaten, zugleich ist seiner bereits in dem vorhergehenden Jahrgange dieses Taschenbuchs mehrmalen gedacht worden; es wäre daher in zwiefacher Rücksicht unrecht, hier keine bestimmtere Anzeige davon zu finden.

Der Baum, aus welchem man diesen Zucker zieht, ist von Canada bis selbst zu den südlichsten Freistaaten zu Hause. Er gehört unter die Pflanzen mit vermengten, halbgetrennten Geschlecht (Polygamia Monoecia L.) und ist auch wegen seines schnellen Wuchses und wegen der Güte seines Holzes zum Anbau sehr zu empfehlen.

In einigen der nördlichen Staaten giebt es große Gebiete, die damit bis zum Ueberflusse angefüllt sind.

Die Cantone von Pensylvanien, Lucern, Northampton, Northumberland, Lucany und Allegany, sind damit auf das reichlichste versehen.

Der Zucker-Ahorn, der oft über 50 Fuß Höhe erreicht, unterscheidet sich besonders dadurch von den übrigen Bäumen dieses Geschlechts, daß seine Blätter sehr tief, fast bis zur Basis eingeschnitten, und durch scharf zugespitzte Zähne am Rande zertheilt sind. Die Blatt-

stiele sind roth, die Blumen sind blaßgrün, und wachsen in traubenförmigen Büscheln.

Das Haupt-produkt, weshalb der Ahornbaum außer seinem treflichen Holze berühmt ist, der Zucker, war den Indianern schon lange bekannt. Die Canadier bedienten sich des aus ihm gezogenen Zuckers, als einer stärkenden Nahrung auf weiten Jagd- oder Kriegs-Parthien. Sie vermischten ihn hiebei mit Maizmehl.

Die europäischen Kolonisten haben diese Eigenschaft nun systematischer benutzt. Ein Baum, der etwa 10 Jahr alt ist, giebt gegen 4 Pfund Zucker, und wenn er mit Vorsicht behandelt wird, kann man ihn hiezu viele Jahre hinter einander benutzen.

Die Methode, diesen Zucker zu gewinnen, ist sehr einfach.

Im Februar, wenn der Saft in die Bäume tritt, macht man vermittelst eines eigenen Eisens oder Bohrers einen Einschnitt in die Bäume, der aber nicht zu tief und nicht zu offen seyn muß. Der Saft fließt sodann, wie in ähnlichem Falle bei unsern Birken, reichlich aus der Wunde. Man fängt ihn auf in darunter gestellten Gefäßen; in der Nacht ist der Ausfluß gewöhnlich minder. Das Fließen des Saftes dauert etwa 6 Wochen, und ein Baum giebt über 50 Pinten Saft, woraus 4 bis 5 Pf. Zucker gesotten werden.

Der so aufgefangene Saft wird durchgelassen oder geseigert, dann in großen Kesseln gekocht; stets geschäumt

und bis zu einem Syrup verdickt. Nachdem der Syrup von neuem durchgeseihet ist, läßt man ihn ein Paar Tage zum Erkälten ruhig, und kocht ihn sodann zum Granuliren ein. Hiezu füllt man die Kessel nur zu Hälfte. Um hiebei das Uebersteigen des Zuckers zu verhüten, wird etwas Fett, von der Größe einer Wallnuß, mit in den Zucker geworfen. Nachdem man sich durch einzelne Proben überzeugt hat, daß der Zucker die gehörige Consistenz erhalten, so wird er in Körbe gethan, durch deren feine Oefnungen der zu flüssige Theil abrinnt.

Dieser Zucker ist des Raffinirens fähig. Pennington, Rush u. a. haben daraus Brodt-Zucker verfertigt, der dem schlechtern Zucker des westindischen Rohrzuckers völlig gleich kam.

Man behauptet, daß nur allein der Canton Northumberland in Pensylvanien über 250000 Morgen Zuckerahornland enthalte, und das sey hinreichend, die vereinigten Staaten mit Zucker zu versehen. Dennoch ward hiebei nur 4 Pfund Zucker auf den Baum gerechnet. Diese Rechnung würde noch viel weiter führen, wenn man nach Einigen für ganz Pensylvanien und Neu-York über anderthalb Millionen Morgen Zuckerahornland und auf jedem nur einige 20 Bäume annimmt.

Da der ganze Bedarf von westindischem Zucker, den die Staaten jährlich einführen (1790), nur etwas über

48 Millionen Pfund betrug, so ergiebt sich durch iene Rechnung ein Ueberschuß von wenigstens 70 Mill. Pfund, die zur Ausfuhr, oder auch zu andern dortigen Bedürfnissen angewendet werden könnten. Denn der Ahorn-Zucker gewährt überdies noch andre sehr nützliche Produkte.

Man bereitet daraus sehr guten Essig; ferner Cyder und endlich eine Art Wein.

Bis jetzt ist indeß nur der eigene Verbrauch der Staaten, nicht aber die Ausfuhr dieses Zuckers in Betracht gekommen. Wahrscheinlich ist es, daß das schlechtere Ansehen, nicht aber die geringere Güte, hieran schuld war. Man hat es nämlich noch nicht dahin gebracht, ihn so hoch zu raffiniren, als den Rohrzucker.

Der Anbau des Zucker-Ahorns wäre übrigens nur solchen Ländern anzurathen, welche große, noch nicht stark angebaute Gegenden besitzen, z. B. Rußland.

Auch giebt der Baum, wenn er dicht neben einander gepflanzt wird, weniger Zucker, als wenn man ihn weit von einander abgesondert pflanzt. Den Ertrag eines allein stehenden Baumes giebt Liancourt zu 6 bis 7 Pfund Zucker an, hingegen den des mitten im Holze stehenden nur zu 3 Pfund.

3) Die großblumige Magnolie *), (Polyandria Polygynia L.)

Dieser Baum, gleichfalls ein Produkt der Freistaaten, zeichnet sich durch seine außerordentliche Schönheit aus. Er ist nur in den südlichen Provinzen der Staaten, und dem ihnen benachbarten Florida einheimisch.

Er gehört zu den Pflanzen, deren Blumenkelch aus drei und die Blumenkrone aus 9 Blättlein besteht. Die Blume ist eine der größten aller Pflanzen; sie hält bis zu 8 und mehr Zoll im Durchmesser. Daher sie auch beim Catesby Magnolia altissima flore ingenti candido heißt. Die Baumblätter sind lancettförmig und perennirend, dunkelgrün und auf der untern Seite braun.

Der Stamm, sagt Bartram, der ihn oft die Lorbeer-Magnolie nennt, wird gegen 100, ja noch mehr Fuß hoch; er ist vollkommen gerade, erhebt sich in Gestalt einer schönen Säule und trägt eine Krone, die einem stumpfen Kegel gleicht. Die Blumen sitzen an den äussersten Enden von den Unterabtheilungen der Zweige im Mittelpunkt einer Krone, welche dunkelgrüne, glänzende, eiförmig gespitzte Blätter trägt; sie sind breit, völlig

*) M. s. die Zeichnung, Fig. 1.

weiß und, gleich einer Rose in voller Blüthe, ausgebreitet. Sie haben viele Blumenblätter, 15, 20 bis 25. Diese sind von einem dicken, lederartigen Gewebe, ausgehöhlt. Im Mittelpunkt steht der junge Zapfen; er ist groß, fleischfarbig, mit einer goldfarbigen Narbe geziert, und im Herbste zu einem großen karmoisinfarbigen Zapfen gereift. Dieser trägt eine Menge großer, rother, korallartiger Beeren, welche einige Zeit an einem weißen, feinen seidenartigen Faden herabhangen. Das Saamengehäuse und die Beeren haben einen angenehmen, gewürzartigen Geruch und einen aromatischen bittern Geschmack. Das Holz ist, wenn es trocken geworden, von Strohfarbe, dicht und fester als das Holz des Pappelbaums.

Alle Reisebeschreiber reden davon mit Enthusiasmus. Sie nennen ihn den Fürsten der Bäume. Seine Majestät fällt schon sehr weit in die Augen; man sieht die Blumen bis auf eine engl. Meile, und sie verbreiten zugleich einen herrlichen Geruch weit um sich her.

Diese beiden schätzbaren Bäume mögen uns zu einem ihrer häufigen Bewohner des Thierreichs führen, der gleichfalls in seiner Art sehr merkwürdig ist, nämlich zu dem

4) Baltimore-Vogel *). Oriolus (Baltimore) nigricans, subtus fasciaque alarum fulvus L.

Dieses schöne Thier, eine Art Golddrossel oder Pyrol, etwa 7 Zoll lang, gehört zu den vorsichtigen Vögeln, welche ihre Jungen durch gescheiten Bau ihres Nestes in Sicherheit zu setzen suchen.

Der obere Körper dieses Vogels ist schwärzlich, der untere nebst einem großen Theile des Oberflügels hingegen orangefarb. Der Schnabel dunkel, die Beine bleifarb.

Er bewohnt die meisten Freistaaten von Amerika, gehört indeß unter die Zugvögel. Seine Heimath besitzt einen Ueberfluß von wilden Katzen und andern kleinen Raubthieren, besonders aber von Schlangen. Die Natur begabte daher diesen kleinen, wehrlosen Vogel mit einem besondern Instinkt, seine Jungen dagegen zu schützen.

Deshalb hängt er sein Nest so künstlich an die äussersten, feinsten Zweige der Tulpen, Ahorn, Magnolien u. a. Bäumen auf, daß jene Raubthiere, wegen ihrer zu großen Schwere, sich nicht auf diese zerbrechlichen Zweige hinwagen. Zu dem Ende flechtet er den Rand

*) M. s. das Kupfer, Fig. 2.

seines Nestes durch die beiden dünnesten, gabelförmig auseinander laufenden Zweige *). Hier hängt es kesselförmig gebildet, und gegen die größern Verfolger seiner jungen Brut hinreichend gesichert.

Die Hauptfeinde der jungen Vögel sind dort die Schlangen. Diese winden sich von einem Zweige zum andern mit Schnelligkeit so weit in die Höhe, als die Stärke der Zweige sie trägt, und verzehren Mutter und Junge. Hierunter gehören vorzüglich dort die schwarze Schlange, die Peitschenschlange u. a.

Minder hingegen das hier folgende Geschlecht.

5) Die Klapperschlange.

Diese berüchtigte Thierart war, wie die neue Welt selbst, eine neue Entdeckung. Wenigstens hatte die weit größere östliche Halbkugel kein Geschlecht unter den Schlangen, welches ihm, in Ansehung der Klapper, ähnlich gewesen wäre. Allein man kann aus mehreren gültigen Schriftstellern darthun, daß die merkwürdige Eigenschaft, welche der Klapperschlange besonders zugeschrieben worden ist, nämlich der Zauber, auch einigen unserer schon zuvor bekannten Schlangenarten schon längst beigelegt ist.

---

*) M. s. das Kupfer, Fig. 3.

Der Wohnsitz des Geschlechts der Klapperschlange fängt bereits mit dem an Canada gegen Süden angrenzenden Amerika an, geht durch die wärmeren Klimate durch, und endigt nur erst mit den Grenzen Brasiliens.

Man zählt über 5 Arten dieser furchtbaren Amphibien. Linne bezeichnet sie mit dem Nahmen Crotalus (Klapper). Sie haben Schilder am Bauche, Schilder und Schuppen unten am Schwanze, und letzterer endigt sich in einer aus hornartigen Gelenken zusammen gesetzten Klapper *).

Sie gehören unter die wegen ihres Giftes gefährlichsten Schlangen. Dieses Gift sondert sich in besondern Drüsen ab, wird dann in eignen Bläschen aufbewahrt, und durch zwei röhrenförmige, einzelnstehende, wie Haken gekrümmte Giftzähne, die sich mit einer Oefnung endigen **), in die Wunde geführt. Hr. Hofr. Blumenbach hat (in seinen Abbildungen nat. hist. Gegenstände T. 37.) eine schätzbare Zeichnung von dem Rachen der Schlangen geliefert, wodurch man den charakteristischen Unterschied der giftigen Schlangen von den giftlosen genau gezeichnet findet. Es ist höchst merkwürdig, daß die Ersten, außer den kleinen Zähnen des Gaumens, nur zwei große Fang- oder Giftzähne besitzen, da hingegen

*) Fig. 5. Der Durchschnitt.

**) Fig. 6.

bei den Giftlosen der ganze Rand der obern Kinnlade bis nach hintenzu mit Zähnen bewafnet ist.

Der Farbe nach herrscht unter den Klapperschlangen eine bedeutende Verschiedenheit. Die hier vorgestellte (Crotal. Duvissus L) ist bräunlich gelb, und hat in die Quere laufende dunkle Streifen. Der Kopf ist braun, so wie die Klapper. Die Augen sind roth.

Die Größe der Klapperschlangen ist sehr verschieden. In dem heißen Amerika erreichen sie 6 Fuß Länge und fast die Dicke eines Arms. Catesby sahe in Carolina eine solche Schlange, welche gegen 8 Fuß lang war. Die Anzahl der Klappern soll mit dem Alter bis auf 40 zunehmen.

Die Klapperschlange greift fast nie einen Menschen ungereizt an. Bartram sucht sogar durch mehrere, selbst erlebte, Erfahrungen ihre Großmuth gegen den Menschen darzuthun. Wird sie aber gereizt, getreten oder sonst angegriffen, dann, sagt er, rolle sie sich augenblicklich in eine Spirallinie zusammen. Ihr Schwanz gleicht dann, bei der schnellen Bewegung, einem Dampf und einem zitternden Schall. Ihr ganzer Leib schwillt vor Wuth auf, steigt und fällt beständig, wie ein Blasebalg; ihre schöne bunte Haut wird, wie sie sich erweitert, gefleckt und rauh. Der Kopf und der Hals werden breit, die Backen schwellen an, die Lippen ziehen sich zusammen und zeigen die tödtlichen Zähne. Die Augen

gleichen einer glühenden Kohle; die hin und her schwingende gespaltene Zunge erhält eine Feuerfarbe und drohet stets Tod und Verderben. Doch verwundet sie nicht eher, bis sie ihres Ziels gewiß ist.

Dies Geschlecht nährt sich von kleinern Thieren, Mäusen, Eichhörnern, Fröschen und Vögeln. Es ist aber von Natur ein sehr langsames, träges Thiergeschlecht.

Um jene schnellen Thiere zu haschen, legen ihm sehr gültige Schriftsteller, ja sogar Eingeborne von Amerika, die merkwürdige Eigenschaft bei, Thiere in der Entfernung zu bezaubern, und sie nur allein durch ihren Blick zu zwingen, sich unwillkührlich in ihren ofnen Rachen zu stürzen.

Die schnellen Eichhörner, die lebhaften Vögel, sagt man, kommen, sobald die Klapperschlange ihren Zauberblick auf sie heftet, unter ängstlichem Geschrei und traurigen, klagenden Tönen, oben aus der Höhe der Bäume von einem Zweige auf den andern hüpfend, herab, nähern sich stets mehr und mehr ihrem ruhig liegenden, aber unverwandt sie mit den Augen fesselnden Todfeinde, und stürzen endlich, wie in wahrer Verzweiflung, besinnungslos in seinen offenen Rachen.

Unmöglich scheint es nun wohl nicht, daß ein so furchtbares Ungeheuer, wie eine sich aufblähende vom

Gifte angeschwollene Schlange (denn man giebt jene Zauberkraft auch mehreren Schlangenarten schuld) mit funkelnden Augen, und nach obiger Beschreibung ein wirklich gräßliches Ungeheuer, ein kleines Thier, welches dasselbe als seinen Todfeind kennt, in verzweiflungsvolle Angst, und daher in völlige Verwirrung und Unfähigkeit setzen könnte, sich seiner Glieder zum Entfliehen zu bedienen, und auf die Weise die Beute der Schlange wurde. Allein stets schienen die Beschreibungen hievon über alles hinaus zu reichen, was man von den Wirkungen eines heftigen Entsetzens kennet.

Hiedurch ward einer der vorzüglichsten Naturkundiger von Amerika veranlaßt, diese Sache genauer zu prüfen, und folgende sind des berühmten Smith-Bartons Resultate.

Er fand dann, daß diejenigen Arten der dortigen Vögel, von denen man besonders behauptet, sie würden durch jene Zauberkraft der Klapperschlange gezwungen, sich selbst ihr zum Opfer zu bringen, gerade solche sind, welche ihre Nester entweder an der Erde, oder auf niedrigem Gebüsch erbauen. Hierunter gehört vorzugsweise der carolinische Fliegenschnapper (Muscicapa Carolin. Linn. the Cat-bird); denn von diesem hat man die meisten Fälle solcher Bezauberung, und er bauet auf niedrigem Gebüsch an kleinen Bächen, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der Schlangen.

Auch die Klapperschlange liebt diese feuchten Orte, und man hat keine Erfahrung, daß sie Bäume besteigt.

Ferner fand Hr. Barton, daß die Zeit, da die Vögel dieser Zauberkraft am meisten unterworfen sind, gerade ihre Brutzeit ist. Wer kennt aber nicht die heftige Mutterliebe der Vögel? Selbst den Menschen suchen sie von ihrem Neste, durch mehr als einen Kunstgriff, selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens, zu entfernen; oder, wenn er die noch im Fluge minder geübten Jungen verfolgt, sich dem Jäger zu nähern, ihm sich gleichsam preis zu geben, ja, wie z. B. die Kibitze, mit angstvollem Geschrei auf ihn herab zu schießen.

Dies ist auch durch die Erfahrung auf die Schlangen anwendbar gefunden. Man hat gesehen, wie die Mutter sowohl auf die schwarze Schlange, als auf die Klapperschlange in ähnlicher Lage herabschoß, mit lautem Geschrei auf sie losgieng, und sie von der Annäherung entweder zum Neste oder zu den schwach umherflatternden Jungen mit Angst und Heftigkeit zu verscheuchen suchte, und sie wirklich oftmals verscheuchte. Rittenhous, der berühmte Präsident der Societät der Wissenschaften in Philadelphia, war selbst Augenzeuge, wie die Purpur-Drossel (Turdus Phoeniceus) auf einer großen schwarzen Schlange saß, mit Angst und Wuth auf sie losshackte, während das gefräßige Thier schon mehr als eins ihrer Jungen verschlungen hatte und

noch im Freſſen begriffen war. Muß es ſich in dieſer Lage der Dinge nicht zu Zeiten ereignen, daß auch die gegen die Schlange anſpringende Mutter dem Thiere zur Beute wird? Nur eine mit eigenem Fleiß unternommene genaue Unterſuchung der Natur löſet die Banden des Aberglaubens und des Irrthums, und wir verdanken es dem Hrn. Barton, daß er durch Zuſammenſtellung aller Umſtände und durch eigene ruhige Beobachtung uns dieſes wundervolle Räthſel entziffert hat.

Ein Phänomen aus der Inſektologie mag die hier aufgeſtellten Merkwürdigkeiten der Natur beſchließen. Zwar iſt es aus einem Theile von Nord-Amerika entlehnt, der in dieſem Jahrgange noch nicht beſchrieben iſt, allein er iſt dennoch von den hier vorgekommenen nicht ſehr entfernt.

6) Merkwürdiges Puppen-Gehäuſe eines Tag-Vogels aus Mexico *).

Die Natur begabte die übrigen Thierarten mit dem Inſtinkt, für die Erhaltung ihrer Nachkommenſchaft auf vielfache Art Sorge zu tragen. So zeigte ſich dies, wie wir vorhin ſahen, beſonders bei dem Bau der Vogelne-

*) Fig. 2.

ster und bei dem Schutz, den die Mütter oft mit Gefahr ihres eigenen Lebens ihren Jungen angedeihen lassen.

Die Insekten besitzen gleichfalls diesen Instinkt; sie sorgen auf unterschiedene Art für die Erhaltung der Eier ihrer jungen Brut.

Da aber die meisten Insekten einer Verwandlung unterworfen sind, so bedürfen sie überdies noch eines eigenen Kunsttriebes, sich während dieser merkwürdigen Periode ihres Lebens, welche sie größtentheils in völlige Unthätigkeit und Unfähigkeit sich zu vertheidigen versetzt, besonders zu verwahren.

Wem sind wohl die höchst merkwürdigen Gehäuse unbekannt, die sich tausende der Insekten erbauen, um ihren Schlaf in dem Zustande der Nymphen, Chrysaliden (Puppen) wohlverwahrt gegen Feinde und gegen äussere Zufälle gesichert, bis zu ihrem neuen Leben, zu ihrer Auferstehung, hinbringen zu können?

In dieser Rücksicht verdient dann das Schlafgemach oder Puppengehäuse, welches sich ein Papilion im Mexicanischen verfertigt, schon unsere Aufmerksamkeit.

Dieses Gehäuse *) besteht in einem dichten Gespinste, das völlig die Form eines Topfs mit gewölbten Bau-

*) Fig. 2.

che hat. In der einen Figur sieht man diesen Topf mit drei flachen und einer gewölbten Seite im verschlossenen Zustande, nämlich während des Aufenthalt des Insekts in demselben.

Wahrscheinlich liegt die längste gerade Seite oder vielleicht zwei der geraden Seiten an irgend einer Wand oder sonst an einer flachen Ebene an. Hat hingegen das Insekt seine zweite Verwandlung aus dem Zustande der Puppe in den des Papilions erlitten, dann öfnet es die oberste gerade flache Seite des Topfes; es geht heraus, und diese Seite bleibt auf der leeren Hülse fast in gleicher Ebene mit der längsten Seite aufrecht stehen.

Don Azzarte, welcher der Akademie der Wissenschaften zu Paris mehrere solcher Puppengehäuse aus Mexico sandte, gesteht, daß er niemals die Art, wie der Vogel seine Thür öfnet, habe entdecken können.

Die Kunst in dem Baue des Gehäuses zeiget indeß nur eine Merkwürdigkeit bei diesem Insekte. Auch ist diese Kunst für den Naturforscher schon etwas minder auffallend, da wir hier in Europa Raupen kennen, welche, wenn gleich nicht auf eben die Art, dennoch nicht weniger künstlich ihr Puppengehäuse einzurichten verstehen. Hiervon mag uns das Gehäuse unserer kleinen Pfau-Phalāne, das hierneben gezeichnet ist, ein Beispiel geben. Es hat verschlossen und ganz, die Figur

einer Syrakuser Weinflasche, oder eines Flaschenkürbis. Man sieht in einer der drei Abbildungen *) den Hals davon durchscheinend, nämlich aus dünnerem Gewebe, gleichsam wie einen Aufsatz auf das eigentliche, innere Gehäuse. Dieses innere, dichter gewebte, ovale Gehäuse endigt sich in ein konisches Gewölbe; die Zeichnung stellt es sowohl von seiner Außen- als Innenseite vor. Es besteht aus starken, elastischen, in eine scharfe Spitze zusammenlaufenden, und genau an einanderschließenden Faden. Von außen her würde es daher sicher eine bedeutende Kraft erfordern, um dies Gewölbe zu zerbrechen, oder in dasselbe hineinzudringen, da es hingegen dem Baumeister, dem Insekte, von innen sehr leicht fallen muß, durch einen sanften Druck die nur an einander liegenden Fäden aus einander zu treiben, und sich auf die Weise einen freien Ausgang zu verschaffen.

Kommt es daher auf Geschicklichkeit im Bau selbst an, so scheint das Kunstprodukt des Europäers sicher eben so merkwürdig, als jenes des Amerikaners. Allein bei letzterem tritt noch etwas bisher Ungewöhnliches ein.

D. Alzate sandte nämlich nebst dem Purpurgehäuse mehrere Exemplare des daraus hervor gekommenen Vogels. Dieser war ein Tagschmetterling. Er benannte ihn la Ma-

*) T. 7. Fig. 3.

riposa plateada, den versilberten Papilion, und dieser Schmetterling stimmte fast genau mit unserm europäischen Perlmuttervogel überein, nur war er größer und von etwas minder lebhaften Farben.

Bis jetzt kennt man keinen Tag-Schmetterling, der sich zum Verpuppen ein wahres Gehäuse spänne. Dies schien den Abend- und Nachtvögeln (Sphinges et Phalenae) vorbehalten. Es wäre mithin dieses amerikanische Puppengehäuse ein neues Phänomen in der Naturgeschichte. Eben deshalb scheinen die französischen Akademiker selbst Zweifel in die Richtigkeit der Beobachtung des D. Ulzate zu setzen, allein dieser sagte nicht nur, er habe die Beobachtung mehrmals gemacht, sondern er sandte mehrere Puppengehäuse, und mehrere diesen angehörende Tagschmetterlinge, und alle diese von ein und derselben Art.

Freilich giebt es verschiedene Nachtfalter, die den Tagschmetterlingen an Gestalt sehr nahe treten, und umgekehrt; deshalb hat man sie auch mehrmal verwechselt. Indeß fanden doch die Pariser die Gestalt des europäischen Perlmuttervogels durchaus jener des amerikanischen gleich; und es bleibt daher bis jetzt ein Phänomen, das wenigstens genauer untersucht zu werden verdient. Vielleicht hat uns der berühmte Reisende v. Humbold auch hierüber Aufschlüsse zu geben.

Sir Hans Sloane.

Digitized by Google

Biographie.

Sr. Hans Sloane.

Die Epoche, in welcher ein Mann mit neuen Ansichten der Dinge, mit neuen Entdeckungen, neuen Systemen, oder überhaupt mit neuen Thaten des Geistes hervortritt, darf man mit Recht als einen Hauptfaktor seines Werths für die gesammte Societät ansehen. Je dunkler jene Zeiten waren, jemehr Widerwärtigkeiten sich eben deshalb dem Schöpfer neuer nützlicher Ideen entgegenstellten, desto größer ist ohnstreitig sein Verdienst.

Galilãi ragt in dieser Hinsicht über mehrere ihm nachfolgende Männer von ersten Talenten hinweg, wenn er auch gleich ihnen an eigentlicher Denkkraft hätte weichen müssen.

Sodann kommt es auf die Natur derjenigen Kenntnisse an, in welchen ein solcher Mann neues Licht ver-

breitet. Alle Wissenschaften sind zwar schwesterlich mit einander verbunden, dennoch ist unter ihnen selbst ein sehr großer Unterschied, eine Art von Rangordnung, sobald die Rede von dem Einflusse ist, den sie auf das Wohl der Menschheit haben.

Den Beobachtungs-Wissenschaften, z. B. der Naturlehre und ihren Zweigen, gehört daher eine sehr hohe Stelle, weil sie so innigst mit allen ökonomischen und Kameral-Wissenschaften verbunden sind, und weil sie so wichtige Aufschlüsse für alles dasjenige darbieten, wodurch die Gesundheit des Menschen geschützt und von Krankheiten wieder hergestellt wird.

Man mag nun auf den Mann, dessen Leben hier kürzlich durchgegangen werden soll, aus irgend einem von obigen Gesichtspunkten hinblicken, stets wird er dadurch an Werth gewinnen.

Sr. Hans Sloane, in Irland 1660 geboren, trat in einer für die Wissenschaften wenig hellen Periode auf, und sein Vaterland stand sicher noch weiter als mehrere der übrigen Theile Europens an Aufklärung zurück.

Allein der Geist des Beobachtens und Forschens entwickelte sich frühzeitig in ihm. Er bezeugt selbst, daß

er schon damals sowohl die Felder als die geringen Sammlungen von Naturalien, welche ihm sein Vaterland darbot, mit größter Neugierde durchsucht habe. Eben daher widmete er sich der Arzneikunde, weil diese Wissenschaft damals die einzige war, bei welcher man die Naturlehre, Chymie und Naturbeschreibung, also die Beobachtungs-Wissenschaften überhaupt, als nothwendige Hülfswissenschaften studirte.

Er merkte aber bald das Uebergewicht Englands über sein Vaterland auch in Rücksicht der Kenntnisse, und gieng deshalb nach London. Hier besuchte er die vorzüglichsten Vorlesungen in der Anatomie, Chymie und Botanik, und das Glück bot ihm die Hülfe zweier in ihren Fächern sehr großer Männer dar, nämliche Boyle und Ray. Er fühlte ihren Werth so sehr, daß er seinen Aufenthalt in London um ihrentwillen bis auf vier ganzer Jahre verlängerte.

Hiedurch aufs Beste ausgerüstet, besuchte er nun Paris, und benutzte dort außer andern berühmten Männern besonders Tournefort für die Botanik und du Verney für die Anatomie. Von hier aus machte er eine Reise ins südliche Frankreich, wo er sich besonders in Montpellier, schon damals wegen seiner Medicinal-Anstalten berühmt, ein ganzes Jahr verweilte. Dort knüpfte er eine enge Verbindung mit dem berühmten

Botaniker Magnol, nach welchem, in unsern Zeiten, Linne das Geschlecht des vorhin beschriebenen schönsten Baums der neuen Welt benannt hat.

Nach einer weiteren botanischen Reise durch Languedoc kehrte nun Sloane, bereichert mit vielfachen Kenntnissen und Schätzen der Natur, 1684 nach London zurück.

Hier ließ er sich als praktischer Arzt nieder, theilte seinem großen Lehrer Ray die bedeutende Anzahl von Pflanzen, welche er beobachtet und gesammlet hat, mit, und dieser bereicherte dadurch die damals noch dürftige Botanik in seiner Geschichte der Pflanzen (Raii Historia Plantarum.)

In dieser Zeit lernte der größte praktische Arzt Englands, Sydenham, seinen Werth kennen, und empfahl deshalb unsern Sloane aller Orten als praktischen Arzt. Auf die Weise ward er nicht nur Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, sondern gleichfalls der Londoner Gesellschaft der Aerzte.

Ein gesuchter, berühmter Praktiker in der reichsten Stadt der Welt zu seyn, diesen Vortheil hätte schwerlich irgend ein anderer junger Arzt durch noch so bedeutende Hofnungen aufgegeben. Allein alle Vortheile, aller Ge-

winn ward bei Sloane durch den unwiderstehlichen Trieb nach neuen Entdeckungen niedergeschlagen.

Europa selbst schien ihm zu enge; er nahm begierig die Stelle eines Privat-Arztes des Herzogs von Albemarle an, der als Gouverneur von Westindien nach Jamaika gieng.

Damals war Westindien nur wenig bekannt. Piso, Recchi, Lery und ähnliche ältere Schriftsteller hatten zwar oft getreue Nachrichten gegeben, aber ohne große Sachkunde. Dennoch sahe man täglich sehr merkwürdige Produkte der organisirten Natur aus Westindien die Kabinette der Liebhaber bereichern, und die Kultur des Zuckers, der Baumwolle und der übrigen Stapelwaaren Westindiens mußten die Erwartungen der Naturforscher in Rücksicht dieses Landes stets höher spannen.

Sloane war sicher der erste Mann, der für die damaligen Zeiten mit großer Sachkunde und mit noch größerem Eifer für die Wissenschaften ausgerüstet, diese Produktenreichen Länder besuchte.

Er gieng zu Anfang des Septembers 1687 von England nach den Inseln, in Gesellschaft einer beträchtlichen Flotte ab.

Die Erzählung seiner Reise, die er uns in dem bald anzuführenden wichtigen Werke selbst mitgetheilt hat, enthält freilich anjetzt für uns viel Bekanntes. Allein in damaligen Zeiten war das meiste davon eben so neu als merkwürdig, und stets wird man darin die Belesenheit des Mannes bewundern, wodurch er sich zu seinem Unternehmen so treflich vorbereitet hatte.

Schon seinen kurzen Aufenthalt auf Madera, wo das Schiff anlegte, benutzte Sloane durch stetes Suchen, Nachfragen und Beobachten. Er brachte innerhalb weniger als 8 Tagen seines dortigen Aufenthalts ein beträchtliches Verzeichniß der dortigen Pflanzen und Thiere zusammen, und zog für damalige Zeiten sehr schätzbare Nachrichten über den Zustand der Insel selbst ein.

Der Herzog von Albemarle hatte den Befehl, die einzelnen Inseln des englischen Westindiens zu besuchen; dies bot unserem eifrigen Naturforscher eine trefliche Gelegenheit dar, zum Einsammlen mannichfaltiger Beobachtungen und Naturalien.

Man bewundert mit Recht diese Reiserelation von kaum drei Monaten; am 19ten December landete er nämlich schon auf Jamaika, und dennoch enthält dieses Tagebuch einen Schatz von (damals) neuen Bemerkungen für die Naturwissenschaften.

Sein Aufenthalt auf dieser Insel war nur kurz. Er verließ sie bereits den 16ten März des folgenden Jahres (1688). Aber man siehet, was sachkundiger Eifer vermag. Es ist kaum begreiflich, wie Sloane in dieser unbedeutenden Frist nur allein 800 Pflanzen sammlen und scientifisch beschreiben konnte, ohne einmal der vielen Thiere, der Mineralen, der Nachrichten über die Meteorologie, über die Einwohner, über ihre Krankheiten, und über die dortigen Plantagen, zu rechnen. Indeß vergieng eine geraume Zeit, ehe er sich entschloß, seine Schätze dem Publikum zu eröfnen. Er ließ sie zuvor reifen, ehe er sie auftrug. Nur erst im Jahre 1707 erschien der erste Band seiner reichhaltigen Reise-Nachrichten *), und was befremdender war, der zweite folgte erst 18 Jahr darauf.

Sloane, der seitdem einer der größten praktischen Aerzte geworden war, entschuldigte sich deshalb auf eine edle Art damit, daß alle übrigen Geschäfte der Erhaltung der Menschen nachstehen müssen.

In diesem großen Werke finden sich 274 Kupfertafeln; viele derselben enthalten mehrere einzelne Zeichnun-

*) A Voyage to the Island of Jamaica etc. 2 B. Folio. London 1707 und 1725.

gen von Pflanzen und von Thieren; und auch unter diesen Thieren sind sehr viele, welche damals völlig unbekannt waren.

Bei solchen selbst gesammelten Schätzen, bei seinem stets ansehnlich sich vergrößernden Vermögen, und bei dem rastlosen wissenschaftlichen Eifer, wuchs nun seine Sammlung zu einer der ersten der Welt.

Er gab in der Vorrede zu dem zweiten Bande der Naturgeschichte von Jamaika von seiner Sammlung ein summarisches Verzeichniß. Sie befaßte aber auch ausser den Naturalien, Antiquitäten und Medaillen nebst einer großen Bibliothek. Es wäre zweckwidrig, die darin angegebenen Summen jeder der 31 Klassen anführen zu wollen. Von Vegetabilien fanden sich darunter 8226, Fische 1007, Muscheln und Schnecken 3753, Insekten 3824, Medaillen 20228, große Gefäße von halbächten Steinen 441, Manuscripte 2666, davon die meisten die Naturhistorie betrafen, und die Büchersammlung von Werken der Natur- und Arzneiwissenschaft in griechischer und lateinischer Sprache betrug 7671; die gesammte Bibliothek aber über 50000.

Mit jedem Jahre stiegen nun seine Kenntnisse und zugleich sein Ruhm. Seine Sammlung ward der Vereinigungsplatz aller vorzüglichen Reisenden und Einländer.

Er ward zum Sekretär der königl. Societät der Wissenschaften erwählt, und gab ungeachtet seiner überhäuften Geschäfte bis 1712. die Philosophical Transactions heraus.

Von Georg I. erhielt er die Würde eines Baronets, und bei Newtons Tode erhob ihn die königl. Societät der Wissenschaften zu ihrem Präsidenten; auch wählte ihn die Pariser Akademie zu ihrem auswärtigen Mitgliede.

Bis in sein 80stes Jahr blieb er der thätigste Arzt und der größte Beförderer der Wissenschaften. Allein nun zwang ihn das Alter sich den Geschäften zu entziehen.

Nur allein seine große Mäßigkeit und der häufige Gebrauch der Chinarinde hatten sein Leben bis dahin verlängert. Denn obgleich er gut gebildet war, so hatte er dennoch schon in seinem sechszehnten Jahre Blut ausgeworfen.

Als er sich nach Chelsea zurückzog, genoß er dort fortdauernd des Umgangs der ausgezeichnetesten Menschen aus allen Klassen; und in diesem Genusse seines eigenen Werthes brachte er sein Leben bis zu dem 91sten Jahre. Er starb sehr ruhig nach einer kaum dreitägigen Krankheit.

Sucht man jetzt den Totalwerth des seltnen Mannes gehörig zu schätzen, so wird man finden, daß seine grossen Verdienste um die Naturkunde hierbei nur den zweiten Rang einnehmen.

Sein größerer Werth besteht in dem, was er für die leidende Menschheit that. Als Vorsteher aller Hospitäler in London erleichterte er auf das thätigste und großmüthigste die Lage der Kranken. Er war es, der die treffliche Einrichtung zu Stande brachte, daß den Kranken die Arzneien nur für den Einkaufspreis angerechnet wurden.

Er machte die Grundlage zu dem berühmten Findlings-Hospital. Er unterstützte mit eigenen Kosten die junge Kolonie des heutigen Freistaats von Georgien.

Er führte die Chinarinde zuerst als das große Heilmittel gegen so vielartige Krankheiten ein. Er half auf eine höchst uneigennützige Weise einem Hauptmangel bei den Pharmaceutikern ab, indem er den Apothekern seinen botanischen Garten zu Chelsea überließ; dafür errichteten ihm diese darin eine Statue.

Für die Naturwissenschaften und Produktenlehre hub durch Sloane gleichsam eine neue Epoche an. Einen der reichsten Theile der Erde, Westindien, hatte er

ſcientiviſch kennen gelehrt, und Frankreich ward hierdurch gereizt, auch in dieſer Hinſicht mit ſeinem Nebenbuhler zu wetteifern. Labat und der ſachkundigere Plumier unterſuchten bald darauf die Antillen wiſſenſchaftlich.

Seine koſtbaren Sammlungen eröfnete er auf die liberalſte Weiſe für jeden Neubegierigen, und impfte dadurch Tauſenden die Liebe zu den Wiſſenſchaften, beſonders zu der Naturkunde, ein.

Um aber ſelbſt nach ſeinem Tode die Wiſſenſchaften zu befördern, überließ er der engliſchen Nation ſeine unſchätzbaren Sammlungen für den unbedeutenden Werth von 20000 Pfund Sterling, eine Summe, die kaum dem innern Metallwerth der Medaillen-Sammlung gleich kam.

Dies war der Urſprung des treflichen Inſtituts, welches die Welt unter dem Nahmen des Brittiſchen Muſeums kennet.

Erklärung der Kupfer.

1) Das Titelkupfer, Mico-Chlucco, König der Siminolen, gehört zur Beschreibung dieser Bundesgenossen der Krihks, S. 180, und ist aus Bartram's Travels through North and S. Carolina. London, 1792. genommen.

2) Die Bundes-Stadt (Federal City) Washington. S. 154. Umständliche Nachrichten davon findet man in Ebeling's Amerika. 4 B., Weld's und Liancourt's Reisen. Sie liegt an der Gabelung des wichtigen Potomacs, auf einem Gebiete von $4\frac{7}{10}$ Quadratmeilen, welches die beiden Staaten, Virginien und Maryland, dazu gaben. Außer dem Potomac ist die Stadt noch durch kleinere Flüsse bewässert, z. B. Tyber Creek und Roik Creek. Den Mittelpunkt macht die Anhöhe aus, worauf das Versammlungshaus der Staaten, das Capitol, steht. Hiezu führen die Straßen, Maryland, Delware und Neu-Jersey. Der zweite große Platz ist der für das Haus des Präsidenten. Um die Monotonie zu vermeiden, hat man die rechtwinklig gerade laufenden Straßen mit schräglaufenden durchschnitten. Die ersten sind 90 bis 100, die andern 160 Schritt breit; sie führen die Namen einzelner Staaten. Der Plan der Stadt ist von einem Franzosen, l'Enfant. Uebrigens ist der Bau jetzt stark im Betriebe. Unweit der Stadt hat man Kohlen- und Marmorbrüche entdeckt.

3) Die Miſſion von St. Carlos, nördlich von Californien, nach van Cover Voy. round the World. Zu S. 225.

4) Californier, nach Begert's Nachrichten von Californien. Zu S. 233.

5) Die Felſen-Brücke Virginiens, aus Weld. Zu S. 244

6) Baſalt ähnliches Gebirg, aus van Cover. Zu S. 248.

7) Fig. 1. Dionaea Muscipula; die Fliegenklappe, nach Schreber de Dion. Muscip. 4to. a) Ein offner Blattanſatz, um die 3 innern Spizzen deutlich zu zeigen. b) Eben dieſer Anſatz, wie er ein Inſekt eingeklemmt hält. Fig. 2. Das Puppengehäuſe des Mexicaniſchen Schmetterlings nach der Pariſer Zeichnung. Fig. 3. Das Puppengehäuſe der Phal. pavon. min. nach Röſel. Zu S. 250.

8) Fig. 1. Magnolia grandiflora L. nach Ehret. Fig. 2. Oriolus Baltimore. Fig. 3. Deſſen Neſt, beides nach Catesby. Fig. 4. Crotalus Durissus, nach Catesby. Fig. 5. Die Klapper im Durchſchnitt. Fig. 6. Der Giftzahn. Zu S. 259.

9) Sr. Hans Sloane, nach einem engliſchen Kupfer. Zu S. 273.

10) Die Karte enthält nach den beſten Karten, beſonders nach Reichard, die auf Canada ſüdlich folgenden Theile von Nord-Amerika. Es iſt auch dießmal beſonders auf die Abtheilung der Länder durch die Gebirgsketten, auf die Flüſſe und auf die Hauptvolksſtämme der Originalbewohner Rückſicht genommen worden.

UNIV
OF

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06648 0040

Digitized by Google

ed by Google